Die deutschen Kolonialen

[illegible]

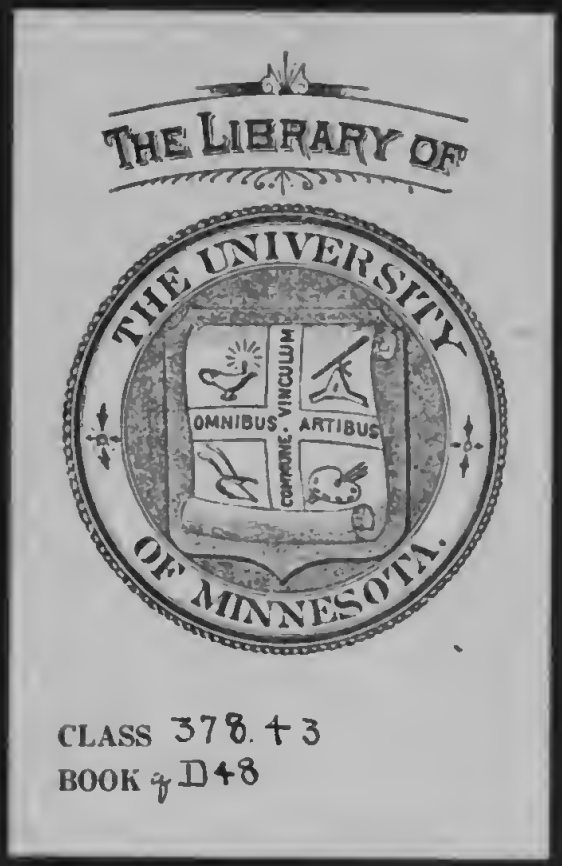
Jena

von

Adolf Stier

Verlag Dr. Weinstein u. Co. [illegible]
Berlin

Digitized by Google



CLASS 378.43
BOOK .D48

Die deutſchen Hochſchulen

Band II

Jena von der Schweizerhöhe.

Die deutschen Hochschulen

Illustrierte Monographien

herausgegeben von

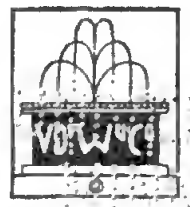
Theodor Kappstein

Band II

Jena

von

Adolf Stier



UNIVERSITY OF MINNESOTA LIBRARY

Berlin
Verlag Dr. Wedekind & Co. G. m. b. H.
1908

Alle Rechte vorbehalten

UNIVERSITY OF
MINNESOTA
LIBRARY

378.43
J42

Der

Universität Jena

zur Feier

ihres 350jährigen Bestehens

MAR 5 1914 35 F Stechert 80

139411
C

UNIVERSITY OF
MINNESOTA
LIBRARY

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I.
Vivat Academia!

Vorgeschichte 1
Das „akademische Gymnasium“ 5
Das erste Jahrhundert der Academia Salana 13
Das zweite Jahrhundert 18
Die klassische Zeit 22
1806 34
Die letzten hundert Jahre 44

II.
Vivant Professores!

Vorbemerkung 51
Die theologische Fakultät 53
Die juristische Fakultät 71
Die medizinische Fakultät 81
Die philosophische Fakultät 94

III.
Vivat membrum quodlibet!

Der Jenenser Studio bis zum Ende des 18. Jahrhunderts . . 127
Die alte Burschenschaft 145
Allerlei Sturm und Drang 163
Und in Jene lebt sich's bene 173
Das liebe närrische Nest 185
Burschenfahrten 201
Literatur 212

Vorgeschichte.

„Adam, unser aller Ahnenherr und Stammbaum, von welchem alle Völker, auch die Thüringer und Jener entsprossen sind. Der Name Adam heißt Mensch.“ Es folgen hierauf die Stammbäume der Juden, sodann ein weitausschauender Ueberblick über das alte Testament und ein behaglicher Gang durch die griechische, römische und deutsche Geschichte, bis endlich der ehrsame Herr Adrian Beier, weiland Professor der Pandekten und Chronist der Stadt Jena, — dessen reichhaltige literarische Nachlassenschaft sich in Gestalt von 18 starken Quartbänden in der dortigen Universitätsbibliothek findet — in Thüringen und dessen altem Musensitz am Saalestrand anlangt.

Aber trotz dieser tiefgründigen Vorstudien weiß auch er über die Genesis der Stadt Jena nichts bestimmtes anzugeben. Seine ersten Nachrichten beschränken sich auf eine gewissenhafte Registrierung von Kriegs-, Pest- und Hungerszeiten, von der Erscheinung schreckhafter Kometen, von starken Gewittern, Ueberschwemmungen, Hagelschlägen und Flurschäden, sowie insonderheit von guten oder schlechten Weinjahren; woraus man denn ersieht, daß Alt-Jena aus seinen frühesten Tagen keinen höheren Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, als den eines schlichten, acker- und weinbautreibenden Landstädtchens.

Ein glücklicher Stern ist es jedoch gewesen, der die ersten Siedler an jenem wunderschönen Fleckchen Erde ihre Hütten bauen ließ. In einem nahezu 200 Meter tiefen Tale durchschneidet die Saale das ostthüringische Hochland. In scharfcoupierten oder langgestreckten, rippenartig oder kegelförmig ausmodellierten Formen begleiten die rötlich schimmernden, aus Buntsandstein und Muschelkalk geschichteten und auf ihrer Höhe zum Teil bewaldeten Talwände, durch zahlreiche Einschnitte und Seitentäler unterbrochen, das grüne, lachende Gelände, durch welches der fischreiche Fluß in mäandrischen Windungen nordwärts gleitet. An

der Stelle, wa ſich von Weſten her das von der kleinen Leutra durchplätſcherte Mühltal öffnet, fügt ſich maleriſch und heimelig das alte Neſt in den Talgrund ein.

Der urſprüngliche Name „Gene“ ſall ſlaviſchen Urſprungs ſein und eine „van Holzungen geſäuberte Gegend“ bedeuten. Möglich iſt es ſchan, daß die erſten Sorben, die im Jahre 634 in dieſe Gegend kamen, ſich hier eine Niederlaſſung gegründet haben. Nach Adrian Beier dürfte das älteſte Jena aus drei Dörfern: Zweifelsbach (auch Zwiebelbach) vor dem Löbdertor, Schadelsdorf (auch Hodelsdorf) vor dem Saaltor, und Nallendarf vor dem Zwätzenertor entſtanden ſein. Jedenſalls findet ſich

Jena nach Merian.

der Ort bereits in einer Urkunde Kaiſer Konrads II. vom Jahre 1029 als Stadt erwähnt.

Alt-Jena hat ſeine Herren aſt gewechſelt. Als älteſte Beſitzer ſind die Graſen van Orlamünde anzuſprechen. Ihre Nachfolger waren — im Jahre 1140 — die „edlen Herrn“ von der benachbarten Lobedaburg, für deren einzelne Linien die Stadt zu einem mehrjährigen Zankapfel wurde, in den ſich ſchließlich ihrer Vier, unter ihnen Landgraf Friedrich mit der gebiſſenen Wange, teilen mußten. Einzelne Teile dieſes Beſitzſtandes fielen in der Folge zeitweilig an die Herren von Schwarzburg, an Markgraf Friedrich von Meißen und an die Söhne Landgraf Friedrichs des Strengen, Friedrich, Wilhelm und Georg (1382), bis ſchließlich Friedrichs Sahn, Siegmund, am 4. Januar 1436 in den Alleinbeſitz der Stadt gelangte. Da er jedach bald darauf der Herrſchaft entſagte, teilten Friedrich der Sanftmütige und Wilhelm der Tapſere ſich in die ſächſiſchen Lande, ſo daß auch Jena von dem benachbarten Burgau, mit dem es bisher vereint geweſen, getrennt wurde und an Wilhelm fiel. Dieſe Trennung ward die Urſache des unſeligen Bruderkrieges 1446—1451.

Auch nach dem Friedensschluß blieb Wilhelm der Tapfere im Besitz von Jena, welches schließlich nach seinem Tode, infolge Erbteilung, als zum Meißnischen Teil gehörig, den Nachkommen Friedrichs des Sanftmütigen zugewiesen und von dessen Enkeln, Friedrich dem Weisen und Johann dem Beständigen, in brüderlicher Eintracht gemeinschaftlich übernommen wurde.

Der Sohn Johann des Beständigen war Johann Friedrich der Großmütige. Mit ihm tritt die bedeutungsvolle Wandlung in Alt-Jenas Zeitgeschichte ein.

Es war die Zeit, als Luther in heiliger Begeisterung seine Brandfackel in das deutsche Geistesleben geworfen hatte, und Wittenberg, die kursächsische Landesuniversität, zur Hochburg der evangelischen Bewegung geworden war. Auch Johann Friedrich der Großmütige wandelte, als hochherziger Beschützer der Reformation, treu in den Spuren seines Oheims und seines glorreichen Vaters. Um Gewalt mit Gewalt abzuwehren, griff er schließlich, samt den übrigen Schmalkaldischen Bundeshäuptern, fromm und tapfer zum Schwerte. Er war jedoch dem treulosen Vetter Moritz von Sachsen nicht gewachsen. In der unglücklichen Schlacht von Mühlberg, am 24. April 1547, geriet der von den Freunden verlassene und verratene Fürst in die Gefangenschaft des Kaisers und sah sich, nachdem das anfänglich unter Vorsitz des fanatischen Alba über ihn verhängte Todesurteil in Absetzung und Kerkerhaft verwandelt war, zum Abschluß der Wittenberger Kapitulation gezwungen, durch welche er selbst seiner Kurwürde und seiner Staaten verlustig ging, seinen drei Söhnen aber eine Anzahl thüringischer Städte und Aemter, darunter auch Amt, Schloß und Stadt Jena, zugesprochen wurden.

Mit unerschütterlichem Gottvertrauen und demütigster Ergebung trug der schwergeprüfte edle Fürst sein hartes Geschick. Was ihm den einzigen unüberwindlichen Schmerz bereitete, war der Verlust Wittenbergs, der Pflanz- und Pflegestätte der neuen evangelischen Lehre. Mit ihr hatte der deutsche Protestantismus eine Hauptstütze in die Hände der Feinde geben müssen. Nun war es dem unglücklichen Gefangenen eine heilige Sorge, an Stelle Wittenbergs eine neue Hochburg des Luthertums in seinen Erblanden zu schaffen. Wenn auch sein eigenes Waffenglück ihn treulos im Stich gelassen hatte, so sollten doch die geistigen Waffen gegen Rom scharf geschliffen bleiben.

Am Freitag nach Johanni 1547 wurde Johann Friedrich als Gefangener, in Begleitung eines Kriegsheeres von 19000 Spaniern, durch Jena geführt. Dortselbst hatte er auf dem „Burgkeller" (einem der ältesten, von dem berühmten Baumeister Nicolaus Zöllner errichteten Gebäude) eine Unterredung mit seinen drei Söhnen, in welcher der entscheidende Entschluß gefaßt wurde. Jena sollte der Ort sein, der zum Sitz der neu zu gründenden academia Salana auserkoren war.

Hatte doch die kleine Saalestadt schon in mehrfachen Beziehungen zu dem akademischen und wissenschaftlichen Leben der damaligen Zeit gestanden. Eine öffentliche Schule befand sich schon während des 14. Jahrhunderts daselbst in hoher Blüte. Mehrfache Klostergründungen — ein adliges Nonnenkloster mit wertvoller Bücherssammlung, ein Karmeliterkloster, und ein Pauliner- oder Dominikanerkloster, dessen Räume nachmals den Zwecken der Hochschule dienen mußten — waren zu Heimstätten mittelalterlicher Geisteskultur geworden. Eine Reihe von bedeutungsvollen Konferenzen und Disputationen, z. B. im Jahre 1518 zwischen Albrecht von Baiern und Herzog Johannes, sowie im Jahre 1524 zwischen Luther und Karlstadt im Gasthof zum „schwarzen Bären", hatten das geistige Leben der Stadt reich befruchtet. Auch das akademische Treiben war den Bewohnern Jenas nicht fremd geblieben. Zweimal bereits war der gesamte Hochschulbetrieb wegen herrschender Seuchen von Wittenberg nach dort verlegt worden. Professoren und Studenten hatten mit der Einwohnerschaft in trefflichstem Einvernehmen gestanden und waren nur ungern wieder geschieden.

An ein kaiserliches Privilegium zur Errichtung einer Universität in dem Sinne, wie es Johann Friedrichs heiliger Wille war, zu Schutz und Pflege der lutherischen Lehre, war von seiten Karls V. allerdings nicht zu denken. So wurde denn zunächst die Gründung eines Akademischen Gymnasiums (paedagogium provinciale) in Aussicht genommen. Als ersten Lehrer berief man keinen geringeren als Philipp Melanchthon, der jedoch, anfänglich bereit, noch vor Eröffnung der Schule die Stelle wieder aufgab. Noch ist ein Briefwechsel Melanchthons über die Gründung der Universität vorhanden. Er fürchtete wohl, daß das Ernestinische Haus nicht Mittel genug besäße, um die Neugründung aufrechterhalten zu können.

An seine Stelle wurde, mit glücklicherem Erfolg, Victorin Striegel berufen, ein junger gelehrter Theologe aus Luthers und Melanchthons Schule, der, zu Kaufbeuren geboren, bisher in Wittenberg gelesen hatte. Er war ein „großer ansehnlicher" Mann, der sich nicht bloß durch hohe Gelehrsamkeit und Geistesschärfe, sondern auch durch einen schlagfertigen Mutterwitz auszeichnete. So soll er einst zu jemandem, der ihm sagte: „er hätte einen guten Drescher abgegeben," ihn bei der Hand nehmend, gesagt haben: „Ja, da hab' ich den Flegel schon bei der Hand!" — Auch Johann Stigelius, gebürtig aus Gotha, der bisher gleichfalls in Wittenberg als Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst tätig gewesen war, ließ sich zur Uebernahme eines Lehrstuhls bereit finden.

Am 19. März 1548 wurde die neue Lehranstalt, welche in den Räumen des ehemaligen Dominikanerklosters in der Kollegiengasse untergebracht war, in Gegenwart der drei Söhne des gefangenen Kurfürsten, des Kanzlers Brück und des evangelischen Bischofs Nicolaus von Amsdorf mit einer einfachen Feier eröffnet. Vormittags sprach Stigelius in

lateiniſcher Rede „über den Nutzen des Studiums der Beredſamkeit“ und nachmittags Striegel in derſelben Sprache über „die wichtigſten Urſachen, warum man ſich in dieſen unglücklichen, traurigen Zeiten dem Studium widmen müſſe.“

Im unmittelbaren Anſchluß daran begannen die Vorleſungen der beiden erſten und einzigen Lehrer über griechiſche und lateiniſche Klaſſiker ſamt Anleitung zur Beredſamkeit, bezw. über Phyſik, Moral, Dialektik und Geſchichte der Theologie. Zugleich ging die kurfürſtliche Bibliothek, welche als Privateigentum Johann Friedrichs deſſen Söhnen verblieben und bereits nach Jena geſchafft worden war, als Grundſtock der zukünftigen Univerſitätsbibliothek in den Beſitz der neuen Hochſchule über. Auch ein Conviktorium für arme Studenten, das aus vier mit je zwölf Kommenſalen beſetzten Freitiſchen beſtand, wurde von den drei Herzögen alsbald geſtiftet. So war mit einem Zauberſchlage ein neues blühendes Leben in dem kleinen Neſte aufgegangen, deſſen Ruf ſich durch ganz Deutſchland verbreitete und täglich neue Zöglinge dorthin lockte.

Das „akademiſche Gymnaſium“.

Nach fünfjähriger Gefangenſchaft kehrte Johann Friedrich der Großmütige wieder in ſeine Erblande zurück. War er doch auf Grund des Paſſauer Vertrags ſowie durch den Kaiſerlichen Abſolutions- und Reſtitutionsbrief vom 27. Auguſt 1552 wieder in alle ſeine Würden und Lande, mit Ausnahme der an Herzog Moritz gefallenen Kurwürde, eingeſetzt worden. So reiſte er denn am 2. September desſelben Jahres von Augsburg ab und begab ſich, von einem aus faſt 80 Perſonen beſtehenden Gefolge begleitet, über Nürnberg und Bamberg nach Koburg, wo er von ſeinem dort reſidierenden Halbbruder Johann Ernſt feierlichſt eingeholt und empfangen wurde. Hier ſchloß er auch nach langer, ſchmerzlicher Trennung ſeine Gemahlin Sibylla wieder in die Arme, die von dieſem Tage an endlich das Trauerkleid ablegte, das ſie ſeit dem Abſchied von Wittenberg unentwegt getragen hatte.

Nun ging von Koburg aus in fröhlicher Gemeinſchaft die Reiſe weiter nach dem Jagdſchloß Wolfersdorf zwiſchen Rohda und Kahla, welchem von da ab der Gedenkname „Fröhliche Wiederkunft“ beigelegt wurde. Nachdem der endlich Befreite in dieſer ſtillen Waldeinſamkeit einige wenige Tage dem langentbehrten Waidwerk obgelegen, führte ihn der erſte Weg und die erſte Regierungsſorge innerhalb ſeiner Erblande gen Jena.

Auf dem Wege dahin hielt er in der Wölmiſſe, einem ſüdoſtwärts von Jena gelegenen Forſte, noch eine Hirſchjagd ab und nahm bei dieſer Gelegenheit an einer im Talgrunde zwiſchen Felſen ſprudelnden

Quelle ſeine Mahlzeit ein. Die Quelle, ſeitdem „Fürſtenbrunnen“ genannt, wurde zur Erinnerung an dieſes Ereignis im Jahre 1554 gefaßt und von Johann Stigelius, dem bereits genannten Jenenſer Akademiker, mit folgender Inſchrift verſehen:

Fontis ad hujus aquam frigus captabat in aestu
Saxoniae Elector, Mystaque, Christe, tuus,
Tu fons justitiae, verae fons vive salutis,
Saxoniae salvos, Christe, tuere Duces.
MDLIV.

Einholung Johann Friedrichs am Fürſtenbrunnen.

„Einſt in ſonniger Glut erquickte ein ſächſiſcher Churfürſt,
Chriſtus! Dir innig geweiht, ſich an dem Brunnen allhier.
Du, der Gerechtigkeit Brunnen, des Weltheils ewiger Brunnen,
Schirm', o Chriſtus, den Stamm ſächſiſcher Fürſten hinfort!“

Der nachmalige Kurator der Univerſität Jena, Freiherr von Ziegeſar, ließ bei einer Erneuerung der Anlage im Jahre 1831 folgende Diſtichen beifügen:

Principis hic fons est, fidei tutoris et artis
Caesaris e vinclis quum rediisset amor.
Auspicem enim reducem celebrans academia votis
Laeta salutarat fontis ad hujus aquas.
Antiquum vallis nunc iustauravit honorem,
Numeris et fundi quem meminisse decet.
MDCCCXXXII.

„Dies ist der Fürstenbrunnen, dem Beschützer des Glaubens und Wissens
Einst, als des Kaisers Haft frei ihn entlassen, so wert.
Ihrem Gründer entbot bei der Heimkehr feiernden Willkomm
Hier am rieselnden Quell freudig die Akademie.
Jetzt versuchte des Tales vorzeitigen Ruhm zu erneuern,
Dem, nach Amt und Besitz, solch ein Erneuern geziemt."

Am selben Tage, nachmittags 4 Uhr, hielt Johann Friedrich, in feierlicher Begleitung der Bürgerschaft und des Stadtrats, die ihn in der Nähe des Fürstenbrunnens eingeholt hatten, unter jubelnder Begrüßung und Geläute aller Glocken seinen Einzug in Jena. Auch sein ältester Sohn, Johann Friedrich (der Mittlere) und der greise Lucas Cranach,

„Fröhliche Wiederkunft."

der, schon fast 80 Jahre alt, seinem Herrn in die Gefangenschaft gefolgt war, nahmen daran teil.

Vor dem „Fürstenkeller", dem erst in den Jahren 1534—1537 von Johann Friedrich neuerbauten fürstlichen Absteigequartier, hatte sich die Geistlichkeit, samt Professoren, Lehrern, Studenten und Schulkindern in langen Reihen aufgestellt. Mit ganz besonderem Wohlgefallen ruhte der Blick des Fürsten auf den Angehörigen der neugegründeten Hochschule.

„Sieh, das ist Bruder Studium!" äußerte er lächelnd zu Lucas Cranach, als er die stattliche Zahl der jugendfrischen Gestalten erblickte. Dieses Wort hat sich (in der gebräuchlicheren Form „Bruder Studio") als ständige Bezeichnung des deutschen Studiosen bis heutigen Tages erhalten.

Nach Empfang der üblichen Ehrengaben von seiten der Stadt, eines goldenen Bechers und je eines Wagens voll Wein, Bier uud Hafer, nahm der Fürst in tiefer Ergriffenheit die Begrüßung der Pro-

ſeſſoren entgegen, bei denen er ſich aufs eingehendſte nach dem Stande des Pädagogiums erfragte und ihnen jede mögliche Förderung und Unterſtützung wiederholt zuſicherte.

Nach einem zweitägigen feſtlichen Aufenthalt reiſte der fürſtliche Protektor wieder von Jena ab. Aber auch für die Folgezeit blieb es ſein eifrigſtes Beſtreben, die Jenenſer Hochſchule, ſeine Lieblingsſchöpfung, durch Anſtellung tüchtiger Lehrkräfte je mehr und mehr zu heben. Aus dieſem Anlaß trat er damals bereits mit Johann Schröter, kaiſerlichem Leibarzt zu Wien, in briefliche Verbindung, einem Manne, der nachmals in der Geſchichte der Univerſität eine hochbedeutſame Rolle ſpielen ſollte. Das raſche, glückliche Aufblühen der Akademie beſtärkte ihn immer mehr in dem Wunſche, die Anſtalt zum wirklichen Range einer Univerſität zu erheben. Vor allem war es ihm, dem frommen, bekenntnistreuen Lutheraner, ein wirkliches Herzensbedürfnis, nicht bloß gegen Rom und römiſche Lehre, ſondern auch gegen die ihm immer weniger zuſagende polemiſche Richtung, welche die Wittenberger und Leipziger evangeliſche Theologie eingeſchlagen hatte, ein Bollwerk aufzurichten.

Aber auch jetzt noch ſchlug ſeine Hoffnung fehl. Trotzdem er zu Anfang des Jahres 1554 ſeinen eignen zweiten Sohn Johann Wilhelm aus dieſem Anlaß nach Brüſſel entſandte, gelang es nicht, das kaiſerliche Privilegium auszuwirken. Karl V., der in Jena eine ſtändige Gefahr für den Katholizismus erblickte, blieb dabei, daß er vor einer endgültigen Beilegung der Religionsſpaltung die erbetene Genehmigung ein- für allemal nicht erteilen werde.

Darüber ſtarb am 3. März 1554 Johann Friedrich hin, ohne die endgültige Verwirklichung ſeiner Lieblingsidee erlebt zu haben. Aber nicht, ohne in dem bereits im Vorjahr in ſeinem Schloß Grimmenſtein zu Gotha niedergelegten Teſtament ſeinen Söhnen eindringlich ans Herz gelegt zu haben: „mit unermüdlichem Eifer und ohne Anſehn der dazu erforderlichen Unkoſten zu Gottes Ehre und zur Steuer der Wahrheit das Vorhaben ins Werk zu ſetzen“ Wie ſehr er von dem Gelingen überzeugt war, beweiſt der Umſtand, daß er ſchon vor ſeinem Tode das neue Univerſitätsſiegel entwerfen und anfertigen ließ. Es zeigte ſein eignes Bild mit den Inſignien der Kurwürde und der Deviſe: „Me auspice coepit docere Gena.“

Treu in des Vaters Sinne ſorgten und wirkten die drei Söhne weiter. Eine Vermehrung des Lehrperſonals trat noch in demſelben Jahre ein. Der bereits genannte Johann Schröter wurde aus Wien als erſter Profeſſor der Medizin berufen. Ihm folgte Baſilius Moner, bisher Hofrat in Weimar, als erſter Profeſſor der Jurisprudenz. Als zweiter Philoſoph wurde 1556 Johann Roſa, als zweiter Theologe im Jahre darauf Matthias Flacius aus Illyrien, und gleichzeitig mit ihm der Mediziner Janus Carnarius, vorher in Roſtock, angeſtellt. Der

erſte Mathematiker war Michael Stieſel, an deſſen Stelle bald darauf Nikolaus Backmeiſter trat. Gleichzeitig betätigten die fürſtlichen Nutritoren ihr warmes Intereſſe für jede mögliche Förderung und Hebung der Hochſchulverhältniſſe durch die Stiftung von 42 anſehnlichen Stipendien für Studierende aus allen Ständen.

Mittlerweile aber hatte auch der mißgünſtige Kaiſer Karl V. ſeine Krone niedergelegt und den ihm zur Laſt gewordenen Purpur mit dem Mönchsgewand vertauſcht. Der neue Herr, Ferdinand I., ſchien — wenn auch ſelbſt ein Anhänger des alten Glaubens — den Evangeliſchen günſtiger geſinnt zu ſein. Zum wenigſten hatte er begriffen, daß man ſich den drängenden Forderungen einer neuen Zeit billigerweiſe nicht länger entgegenſtemmen dürfe. Jetzt war der günſtige Augenblick gekommen, um das frühere Geſuch um Erteilung eines kaiſerlichen Privilegiums mit Ausſicht auf Erfolg zu erneuern.

Bereits zu Anfang des Jahres 1557 begab ſich Herzog Johann Wilhelm nach Prag, wo ſich damals der Kaiſer aufhielt, und war ſo glücklich, ein geneigtes Gehör zu finden. Am 20. April durfte ihm die Reichshofratskanzlei die vorläufige Reſolution erteilen: „Daß, wenn Ihro Kaiſerlicher Majeſtät die Jenaiſche Schulordnung und Stiftung fürgebracht würden, Sie Sich ſodann wegen gebetener Beſtätigung und Befreiung derſelben gnädiger und freundlicher Gebühr erweiſen würden; jedoch mit dem Vorbehalte, daß die theologiſche Fakultät wenigſtens ſo lange, bis es zu einem Vergleich in der ſpaltigen Kirche käme, keine Doktoren machen dürfe, als wozu ſich die Stifter reverſieren würden, wie denn auch Herzog Johann Wilhelm ſolches im voraus angeloben müſſen."

Dieſe Kompetenzbeſchränkung gerade der theologiſchen Fakultät ſchien allerdings den Haupt- und Lebenszweck der neugegründeten Univerſität, die Ausbreitung und Fortpflanzung der evangeliſchen Lehre, illuſoriſch zu machen. Johann Wilhelm aber, der von der Zukunft noch eine günſtige Wendung erwartete, hielt es für klug, den geforderten Revers einſtweilen auszuſtellen und kehrte, zufrieden mit dieſem vorläufigen Erfolg, nach Jena zurück.

Er hatte ſich nicht verrechnet.

Das ſchon früher in freiheitlichem Geiſte errichtete Univerſitätsſtatut wurde ſo ſchnell als möglich einer erneuten Durchſicht unterworfen, um hierauf von Johann Schröter dem Kaiſer zur Konfirmation vorgelegt zu werden. Im Juli 1557 trat jener die Reiſe nach Wien an. Bei ihm befand ſich die wichtige Angelegenheit in beſten Händen. Er war nicht nur ein tüchtiger Gelehrter, ſondern auch ein gewandter Diplomat und Geſchäftsmann voll praktiſcher Welt- und Menſchenkenntnis; dabei bereits von früheren Zeiten her ein perſönlicher, ja intimer Freund des Kaiſers und mit den höchſten Beamtenkreiſen Wiens zum Teil ſogar verwandt oder verſchwägert.

Die Hoffnung, die man auf den Erfolg ſeiner Sendung ſetzte, wurde in glänzender Weiſe gerechtfertigt. Durch ſeine Geſchäftsgewandtheit brachte er es dahin, daß der Kaiſer noch am 31. Auguſt den unangenehmen Vorbehalt hinſichtlich der theologiſchen Fakultät zurückzog und der neuen Univerſität das bereits am 15. Auguſt vollzogene Privilegium in uneingeſchränkter Form ausfertigte. Er erteilte darin den ſämtlichen Fakultäten der Academia Salana dieſelben Rechte und Vergünſtigungen, wie ſie auch die Hochſchulen zu Bononia, Siena, Parma, Pavia, Perugia, Paris und Leipzig beſaßen.

Die Siegel

der theologiſchen

der juriſtiſchen

der mediziniſchen

der philoſophiſchen

Fakultät.

So war zu jener Zeit, als die beiden feindlichen Religionsparteien noch in heftigſtem Kampfe miteinander lagen, auf deutſcher Erde die erſte Univerſität entſtanden, welche nach der ausdrücklichen Beſtimmung der Statuten einzig und allein „zur Erhaltung und Fortpflanzung der evangeliſch-lutheriſchen Lehre und aller guten Zucht und freien Künſte“ errichtet wurde. —

Das heißerſehnte Ziel war erreicht.

Als Schröter, von dem Kaiſer mit dem Reichsadelsbrief und einer goldenen Gnadenkette beliehen, noch am Ende des Jahres wieder in Jena eintraf, wurde er von den Herzögen Johann Wilhelm und Johann

Friedrich ſamt der vollzähligen Akademie und Bürgerſchaft über eine Stunde weit eingeholt und im Triumph zur Stadt geleitet. In ganz beſonderer, wohlverdienter Anerkennung ſeiner Verdienſte wurde ihm die Würde eines erſten Rektors der neubegründeten Hochſchule übertragen.

Unter ſeiner Leitung traf man nunmehr die Vorbereitungen zur feierlichen Eröffnung der Univerſität. Zunächſt wurden die Siegel der vier Fakultäten, ſowie die Inſignien und Ornate der akademiſchen Würdenträger hergeſtellt.

Das Siegel der theologiſchen Fakultät ſtellt das Bild Chriſti, in der rechten Hand die Weltkugel tragend, vor, und führt die Umſchrift: Sigillum Theologicae Facultatis Studii Jenensis. — Das Siegel der juriſtiſchen Fakultät in der Geſtalt eines verſchobenen Vierecks führt das Bild der Gerechtigkeit, über demſelben ein kleines Schild mit der ſächſiſchen Raute und die Umſchrift: Sigillum Collegii Juridici in Studio Jenensi. — Das Siegel der mediziniſchen Fakultät, mit der Umſchrift: Sigillum Medicae Facultatis Studii Jenensis, führte urſprünglich Luthers Bildnis mit der aufgeſchlagenen Bibel, in welcher zu leſen war: verbum Dei manet in aeternum. — Auf dem Siegel der philoſophiſchen Fakultät endlich befindet ſich ein geharniſchter Mann, der eine Weltkugel mit einem Zirkel mißt, ſamt der Umſchrift: Sigillum Artium Facultatis Studii Jenensis.

Die Inſignien beſtehen in zwei 35 Zoll langen und 58 Lot ſchweren Szeptern von Silber, welche von den Pedellen bei feierlichen Handlungen dem Rektor oder Prorektor vorgetragen werden. Das Ornat des Rektors beſteht in einem purpurſamtnen Schultermantel mit goldnen Knöpfen, von kleinen Diamanten beſetzt; das des Prorektors iſt von gleicher Farbe und Geſtalt, hat jedoch ſilberne vergoldete Knöpfe.

Die feierliche Einweihung der Hochſchule fand am 2. Februar 1558 unter großem feſtlichen Gepränge ſtatt. Eine anſehnliche Zahl von Fürſten, Grafen und Vertretern des Thüringer Adels hatte, von der Bürgerſchaft mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in Groß-Schwabhauſen eingeholt und von der Univerſität am Johannistor begrüßt, ſchon tags zuvor in Jena Einkehr gehalten. Herzog Johann Friedrich der Mittlere war beim Rektor Schröter abgeſtiegen. Johann Wilhelm wohnte im Gaſthof zur „güldnen Gans“ und Johann Friedrich der Jüngere im Geleitshaus am Markte.

In der Stadtkirche fand, da die im Bilderſtreit verwüſtete Kollegien- (Dominikaner) Kirche noch nicht reſtauriert war, der eigentliche Feſtaktus ſtatt. Nach Geſang des Liedes „Komm, heil'ger Geiſt“, hielt Herzog Johann Friedrich der Mittlere eine kurze lateiniſche Anſprache über die Wichtigkeit des Tages, worauf der fürſtliche Rat Dr. Petrus Breme das kaiſerliche Privilegium verlas. Sodann nahm der Herzog von neuem das Wort, um Rektor und Akademiker zur gewiſſenhaften Wahrnehmung der Privilegien und Statuten zu ermahnen. Kanzler Brück tat dasſelbe in

deutſcher Rede und händigte dem Rektor Schröter die Originale der Kaiſerlichen Dokumente ein. Ebendieſem überreichte der fürſtliche Rat Dr. Stephan Clodius die Univerſitätsgeſetze. Im Namen des Stadtrats und der Bürgerſchaft ergriff der damalige Bürgermeiſter M. Burkhardt Andreae das Wort, um Stadt und Land wegen des ihnen anvertrauten Kleinods zu beglückwünſchen und die pünktlichſte Erfüllung aller ſchuldigen Pflichten gegenüber der Hochſchule zu verſprechen. Dem Rektor widmete er als beſonderes Dankeszeichen einen ſilbernen, ſtark vergoldeten Kredenzbecher, worauf dieſer in einer kurzen Rede in ſeinem und der Akademie Namen dankte.

Die eigentliche Feſtrede hielt Johann Stigelius „über den Nutzen und die Würde der Akademien und den Nutzen, den insbeſondere die hieſige ſowohl der Religion, als auch der Wiſſenſchaft bringen würde".

Mit dem Ambroſianiſchen Te deum laudamus fand der Feſtaktus ſein Ende.

Für die drei Herzöge mit ihrem Gefolge, die beiden Bürgermeiſter Hoffmann und Flach, ſowie den hier ſtudierenden Grafen Philipp von Naſſau fand Feſtbankett auf dem Rathaus ſtatt, während die übrigen Herrſchaften und Adlige, ſamt den Mitgliedern des Rats und der Akademie teils im Schloſſe, teils im Hauſe des Schöffers bewirtet wurden.

Auf dem Markte war eine Rennbahn hergerichtet. Hier fanden nach damaligem Brauch an dieſem und dem folgenden Tage ſolenne Ritterſpiele und Turniere ſtatt, an denen u. a. auch Herzog Johann Wilhelm teilnahm und, von ſeinem jüngeren Bruder und einem Grafen von Henneberg ſekundiert, nach dreimaligem Zuſammenrennen den Ritter Chriſtoph von Harſtall aus dem Sattel hob Am folgenden Tage ſollen ſich bei Ballſchlagen, Fahnenſchwenken, Pikenwerfen und dergl. die hier ſtudierenden Chriſtoph von Dangel und Heinrich von Erffa am wackerſten gehalten haben.

Am 5. Februar reiſten die Herzöge wieder ab, nachdem ſie noch zuvor über verſchiedene Neueinrichtungen und den weiteren Ausbau der Akademie weitgehende Beſtimmungen getroffen hatten. Profeſſoren und Studenten aber kehrten mit neuem heiligen Eifer zu ihrem Studium zurück. Sie waren nun Glieder eines vollgiltigen und vollberechtigten Univerſitätskörpers geworden.

Das erſte Jahrhundert der Academia Salana.

Der Jugendfrühling der neugegründeten alma mater Jenensis ſollte leider nicht ungetrübt verlaufen. Es war eine rechte Sturm- und Drangperiode, die zunächſt über das Hochſchulleben hereinbrach.

Hieran waren keine anderen, als die beiden erſten Ordinarii der theologiſchen Fakultät ſchuld.

Zu dieſen gehörte Matthias Flacius (Blacich, zu Albona in Iſtrien geboren, daher Illyricus genannt). Ihn, der ſich als Hochſchullehrer zu Wittenberg ſowie als Kirchenpolitiker bereits namhafte Verdienſte um die evangeliſche Kirche erworben, hatte Johann Friedrich,

Die alten Collegiengebäude.

wie bereits erwähnt, im Jahre 1557 nach Jena berufen. Anfänglich übte der energiſche, zielbewußte Lutheraner großen Einfluß auf den Herzog aus und vereitelte durch dieſen die im Sinne der laxeren Wittenberger Theologie gemachten Einigungsverſuche der evangeliſchen Fürſten, weil „dadurch die Wahrheit verleugnet werde". Anderſeits ſetzte er, zur Widerlegung und Verdammung aller unevangeliſchen Irrtümer innerhalb der evangeliſchen Kirche, die Aufſtellung einer Confutatio für Thüringen feſt, auf welche ſämtliche Geiſtliche und Lehrer verpflichtet werden ſollten. Seiner fanatiſchen Starrheit wegen fand er jedoch ſchon damals wenig Freunde.

Auch ſein Kollege im Lehramt, Victorin Striegel, im Herzen den Wittenberger Theologen zugeneigt und jedenfalls von einer gewiſſen Eiferſucht erfüllt, wandte ſich gegen ihn. Ueber die Frage, ob der Menſch zum Guten mitwirken könne oder nicht, entbrannte zwiſchen den

beiden Hochſchullehrern ein mit aller rabies theologorum geführter Streit, an welchem nicht bloß die theologiſche Welt, ſondern auch die geſamte Studentenſchaft und Bürgerſchaft Jenas leidenſchaftlichen Anteil nahm.

Zunächſt hatte der um ſeine Orthodoxie beſorgte Herzog Johann Friedrich gegen Striegel Partei ergriffen. Er ließ eine Schrift verfaſſen, in welcher deſſen Standpunkt aufs heftigſte beſtritten wurde, und ordnete an, daß dieſe von allen Kanzeln des Landes nach der Predigt ſtückweiſe verleſen werden ſollte.

Striegel und ſein ergebener Parteigänger Andreas Hügel lehnten ſich offen und energiſch hiergegen auf. Infolgedeſſen ließ der Herzog die Widerſpenſtigen am Oſterfeſt 1559 nächtlicher Weile durch ein Pikett von 300 Mann aufheben und nach der Leuchtenburg bei Kahla, ſpäter nach Schloß Grimmenſtein in Gotha abführen. Hier wurden ſie bis zum 7. September in Haft behalten. Dann kehrte Striegel wieder nach Jena zurück, verblieb aber daſelbſt auch ferner in Stubenarreſt, während Hügel eine Anſtellung als Superintendent in Orlamünde fand.

Um den unerquicklichen Streit endgiltig beizulegen, ordnete der Herzog eine öffentliche Disputation zwiſchen Flacius und Striegel an, die im Jahre 1560 vom 2.—8. Auguſt im Schloſſe zu Weimar ſtattfand. Zahlreiche Theologen und Studierende aus Wittenberg, Leipzig und Jena waren zugegen. Schließlich wurde Flacius mit ſeiner Theſe: „Die Sünde ſei keine Accidenz, ſondern Subſtanz", für überwunden erklärt. Da er auf einen Widerſpruch nicht einging und auch der Herzog mittlerweile ſeine Gunſt ihm entzogen hatte, wurde er am 10. Dezember, nebſt ſeinen Anhängern Wigand, Judex, Muſaeus und Coeleſtinus, welche ſich ſämtlich geweigert hatten, die ſynergiſtiſche Deklaration Striegels zu unterſchreiben, ſeines Amtes entſetzt. Er begab ſich nach Regensburg, in der Hoffnung, fortan im Südoſten Deutſchlands einen neuen Wirkungskreis zu finden.

Die Gegenpartei, die mit dem Hofe verbündet war und ſich vornehmlich auf den herrſchſüchtigen Kanzler Brück ſtützte, hatte geſiegt. Dennoch ging der Haß und die Streitwut Striegels ſo weit, daß auf ſein Anſtiften noch in dem folgenden Jahre, als der Gegner Jena längſt verlaſſen hatte, deſſen ehemaliges Wohnhaus in der Kollegiengaſſe, das ſogenannte Collegium Flacianum, von den Studenten geſtürmt und gänzlich demoliert wurde.

Auch der Volksmund hat dem Namen des unglücklichen Eiferers ein Brandmal aufgedrückt. Das Wort „Fläz", von Flacius abgeleitet, mit welchem man einen groben, ungeſchliffenen Menſchen bezeichnet, hat dieſem Streit ſeinen Urſprung zu danken.

Es mag ja ſein, daß der ſüdländiſche Feuerkopf in ſeinen mit Leidenſchaft geführten Kontroverſen mit dem Gegner nicht immer fein ſäuberlich verfahren iſt. In Streit hat er ſein Leben lang gelegen, und

auch seine fernere Wirksamkeit war nichts anderes, als ein unstetes Wandern und Flüchten von einem Ort zum andern. Der Eifer um die lutherische Kirche und die Reinheit ihrer Lehre hat ihn verzehrt. Unter jenen ersten Anhängern der Reformation hat keiner für die Bewahrung der evangelischen Kirche vor Irrlehren so viel gearbeitet und so viel gelitten, als er. Sein schweres Geschick ist nicht ganz unverdient gewesen. Aber sicher hat man auch kaum einen Mann mit so viel Ungunst und Ungerechtigkeit behandelt. —

Diese bewegten Zeiten konnten auf das Universitätsleben, namentlich auf die Frequenz der Hochschule, nicht ohne nachteiligen Einfluß bleiben. So trat u. a. während des Jahres 1573 sogar eine halbjährige Vakanz in der theologischen Fakultät ein. Auch die Lehrdisziplin hatte unter solchen Verhältnissen schwer zu leiden. Wenn ja auch etwa vom Jahre 1574 ab wieder ein einigermaßen geordneter Studienbetrieb aufgenommen werden konnte, so ließ dieser doch noch viel zu wünschen übrig. Und zwar nicht bloß von seiten der Studierenden, sondern auch von seiten der Dozenten. Es gab Professoren, welche ganze Jahre lang überhaupt keine Vorlesungen hielten, und oft genug hatten sich die akademischen Gesetze mit einer ordnungsmäßigen Abwartung des akademischen Lehramtes zu beschäftigen. Fort und fort mußte daran erinnert werden, daß die Professoren ihre Vorlesungen gewissenhaft halten, und der Rektor sowie die Dekane die Nachlässigen an ihre Pflicht erinnern, erforderlichenfalls sogar in strenge Strafe nehmen sollten. Insbesondere nahmen die zu jener Zeit besonders beliebten öffentlichen Disputationen, die zudem oft genug zu argen Skandalszenen Veranlassung gaben, auf Kosten der ordnungsgemäßen Vorlesungen einen viel zu breiten Raum im Studienleben ein. Sie wurden geradezu als Hauptbestandteil des wissenschaftlichen Betriebes angesehen. „Die Studenten", so klagt ein zeitgenössischer Professor, „kommen selten in die Auditorien, wenn man lieset. Allenfalls melden sie sich zu einem disputatorium." Dazu kam, daß man die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen zumeist in einer durch und durch pedantischen und wenig fesselnden Weise behandelte. Man legte lediglich darauf Wert, den Zuhörern möglichst dicke Hefte zu diktieren, wogegen ausdrücklich verordnet werden mußte, „daß die Kollegien, um die Jugend zu fleißigem Hören zu vermögen, kurz und nervose gehalten, und die Studierenden nicht mit allzuviel Schreiben beschwert werden sollten."

An diesen mißlichen, zerfahrenen Verhältnissen trug natürlich auch der unselige dreißigjährige Krieg einen großen Teil der Schuld.

Die Universität selbst blieb allerdings vor Kriegsgreueln verschont, obgleich die Stadt verschiedene Male, namentlich im Jahre 1637, von Plünderung hart heimgesucht wurde. Die Anstalten der Hochschule, sowie die ihr gehörigen Güter zu Remda und Apolda, durften sich zu jeder Zeit des Schutzes der Schwedischen und Kaiserlichen Generäle erfreuen.

Dennoch konnte von einem geordneten wiſſenſchaftlichen Leben während dieſer unruhigen Zeiten nicht wohl die Rede ſein. Viele Profeſſoren und Studenten befanden ſich ſelbſt unter den Fahnen, ſo daß einzelne Lehrſtühle und Lehrſäle gänzlich verwaiſt waren; und auch die wenigen Profeſſoren, die ſich noch am Orte aufhielten, ſchmachteten in bitterer Not, da die Beſoldungen nicht zu erhalten waren.

Das Hauptübel aber war die grenzenloſe Sittenverwilderung jener Zeit, die auch auf die ſtudierende Jugend einen durch und durch verrohenden Einfluß ausübte.

Wie nicht anders zu erwarten, hatten die Kriegsjahre einen weſentlichen Rückgang der Studienfrequenz zur Folge, die bisher immer noch auf einer erfreulichen Höhe geblieben war. Während des 16. Jahrhunderts hatte die Zahl der zu Jena Studierenden durchſchnittlich etwa achthundert betragen. Am ſtärkſten, über tauſend, war ſie in der Zeit von 1566—1576. Die folgenden Peſtjahre, während deren die Univerſität zeitweilig (1578) nach Saalfeld verlegt wurde, hatten einen Rückgang auf vierhundert gebracht. Dann ſtieg die Frequenz wieder auf achthundert. Am tiefſten ſtand erklärlicherweiſe der Beſuch während der Kriegsperiode, namentlich in der Zeit von 1633—1637 und 1638—1643, wo er auf eine Zahl von kaum zweihundert herabſank. Gegen Ende des Krieges trat wieder ein erfreulicher Aufſchwung ein, ſo daß im Jubiläumsjahre 1658 rund 600 Studenten immatrikuliert waren.

Zu ganz beſonderem Ruhme gereichte es der aufblühenden Hochſchule, daß eine ſtattliche Anzahl von Lehrbefliſſenen aus hohen und höchſten Kreiſen daſelbſt ihren Studien oblagen. Während des erſten Jahrhunderts ſtudierten in Jena 26 Prinzen, 29 Grafen und 83 Freiherrn. Unter ihnen Herzog Johann Friedrich der Jüngere ſelbſt, der am 31. Oktober 1565 als Studioſus zu Jena ſtarb; außer ihm Herzog Magnus von Braunſchweig (1592), Herzog Friedrich Wilhelm von Sachſen († 1602), die Prinzen Johann Ernſt und Friedrich von Weimar (1608), Herzog Friedrich Wilhelm von Sachſen (1619), die Prinzen Johann Ernſt und Johann Wilhelm von Sachſen (1636), die Prinzen Johann Georg und Adolf Wilhelm von Sachſen (1639), Herzog Chriſtian Adolf von Holſtein (1656) u. a.

Trotz aller Ungunſt der Zeit aber hatte die Fürſorge der fürſtlichen Erhalter für ihre Academia Salana nicht nachgelaſſen. Namentlich waren ſie unausgeſetzt bemüht, die bereits im Jahre 1548 errichtete akademiſche Speiſeanſtalt immer reichlicher auszuſtatten. Schon in den Anfangsjahren war die Zahl der Tiſche im Konviktorium auf acht geſtiegen, unter welchen ſich der nachmals ſo bekannt gewordene Drakendorfſche Freitiſch befand, den der Weimariſche Kanzler Max Gerſtenberger im Jahre 1600 geſtiftet hatte. An jedem dieſer acht Tiſche, zu welchen ſpäter noch vier andere, teils von den fürſtlichen Erhaltern, teils von Privatperſonen geſtiftete hinzukamen, ſpeiſten täglich mittags

und abends je zwölf Kommenſalen, über die der im Kollegiengebäude wohnende Inſpektor Collegii die Aufſicht führte. Ein Lektor hatte die Pflicht, vor und nach Tiſch lateiniſch zu beten, außerdem die Kommenſalen an die einzelnen Tiſche zu verteilen und von den Teilhabern der Zahltiſche das Geld einzukaſſieren, während die Dapiferi und Potiferi das Decken der Tiſche, ſowie das Auftragen und Verteilen der Speiſen zu beſorgen, ſowie im allgemeinen auf Ordnung und Anſtand während der Mahlzeiten zu halten hatten.

Für ſämtliche Benefiziaten wurden, um ſich der empfangenen Wohltaten würdig zu erweiſen, halbjährliche Fakultätsexamina eingerichtet. Wie man denn überhaupt — freilich nicht immer mit rechtem Erfolge — bemüht war, auf einen fleißigen, ſittſamen Lebenswandel der Konviktoriſten und Stipendiaten hinzuwirken. So wurde dieſen namentlich der regelmäßige Beſuch der Vorleſungen und Disputationen, beſonders auch den kirchlichen Konventen die Teilnahme am heiligen Abendmahl zur Pflicht gemacht.

Von beſonderer Wichtigkeit war die Errichtung eines ſtudentiſchen Hoſpitals, das ſich namentlich während der herrſchenden Peſtzeiten trefflich bewährte. Als ſolches wurde die am linken Ufer der Lache gelegene St. Nicolauskapelle durch die Univerſität im Jahre 1564 angekauft, bereits im Jahre 1572 zweckentſprechend eingerichtet, aber erſt im Jahre 1592 der nunmehrigen Beſtimmung übergeben. Die Einkünfte beſtanden teils aus erkauften Zinsfrüchten, teils aus Sammlungen und freiwilligen Gaben. Da das Gebäude — an welchem außerdem nach dem Fluſſe hin ein Korb herabhing, in welchem die Feldbiebe zur Strafe mehrmals unter Waſſer getaucht wurden — durch die große Ueberſchwemmung des Jahres 1784 arg gelitten hatte, wurde es von Grund aus abgebrochen. Jedoch iſt damals durch Großherzog Carl Auguſt die Beſtimmung getroffen worden, daß „die Nützung aus der Verpachtung dieſes Gebäudes von der Kammer erſtattet und dieſes jährlich erſtattete Pachtgeld nebſt den Renten der übrigen Stiftungen zu gleicher Abſicht verbleiben ſolle“.

Mittlerweile hatte auch die politiſche Regentſchaft über Stadt und Univerſität eine Aenderung erfahren. Die beiden noch lebenden Söhne Johann Friedrich des Großmütigen waren im Jahre 1566, nach dem Tode ihres jüngeren Bruders, einen Oerterungsrezeß mit einander eingegangen, demzufolge der Weimariſche Landesteil und damit auch Jena an Johann Friedrich den Mittleren fiel. Da dieſer jedoch infolge der Grumbachſchen Händel von Maximilian II. geächtet und ſpäter gefangen geſetzt wurde, kam im Jahre 1572 zwiſchen deſſen Söhnen und Johann Wilhelm, ſeinem Bruder, eine Landesteilung zuſtande, durch welche der letztere alleiniger Herr von Jena wurde. Ihm folgte bei einer weiteren Landesteilung (1603) ſein Sohn Johann und nach deſſen Tode, durch Teilungsvertrag vom 9. April 1640, Wilhelm IV. von Weimar. —

Nun rüſtete ſich die Academia Salana zu ihrer erſten Centenarfeier. Auf Anfrage des Senates an die durchlauchtigſten Nutritoren wurde verfügt, daß man ſich hauptſächlich nach der Wittenberger Jubelfeier richten ſolle, daß „ſonderliche Ausrichtungen von den fürſtlichen Intereſſenten für unnötig angeſehen werden und daß der Superintendent Chemnitius in der Stadtkirche die Jubelfeier halten ſolle".

So geſchah es am 2. Februar 1658. Tags darauf fand feierlicher Rektoratswechſel ſtatt, während an den nächſten Tagen die Dekane der theologiſchen, juriſtiſchen und mediziniſchen Fakultät in der Kollegienkirche ihre Jubelrede hielten und am 9. Februar noch eine ſolenne Magiſterpromotion vollzogen wurde. Zum Beſchluß verlas der Profeſſor der Dichtkunſt, Olpius, ein Jubelgedicht in lateiniſcher Sprache. —

Das zweite Jahrhundert.

Die fürſtlichen Erhalter der Univerſität hatten, bewußt oder unbewußt, das Rechte getroffen, als ſie gelegentlich der Zentenarfeier im Jahre 1658 die Weiſung gaben, daß das erſte Säkulum in beſcheidenſter Weiſe, ohne großes Ruhmesgeſchrei und feſtliches Gepränge beſchloſſen werden ſollte. Ein glorreiches Jahrhundert konnte es ſchwerlich genannt werden. Aber die Schuld lag nicht ſo ſehr an irgendwelchen perſönlichen oder lokalen Unſtimmigkeiten, als vielmehr an dem allgemeinen Kulturniedergang, den jene heil- und troſtloſe Zeit über ganz Deutſchland gebracht hatte. Wenn unter ſo traurigen Verhältniſſen das geiſtige Leben nicht überhaupt gänzlich erloſch, ſondern vielmehr alle Kräfte aufbot, um aus dem allgemeinen Zuſammenbruch noch die wertvollſten Güter zu retten und die verſtreuten Kulturelemente neu zu ſammeln, ſo liegt hierin ein glänzender Beweis von der kräftigen Natur und der ungebrochenen Lebenskraft der deutſchen Nation.

Es war Chriſtian Thomaſius, der geiſtige Stammvater der Univerſität Halle, von dem zu jener Zeit eine mächtige Reformbewegung auf das geſamte deutſche Hochſchulweſen und die Behandlung der einzelnen wiſſenſchaftlichen Disziplinen ausging und durch alle geiſtige Erſtarrung und unfruchtbare Gelehrſamkeit hindurch die Bahn zu einer geiſtesfriſchen und nationalen Bildung gebrochen wurde. Unterſtützt von Wolf und der Leibniz-Wolf'ſchen Schule, deren Verdienſt es war, alle Wiſſensgebiete vom Standpunkt einer modernen, auf „Aufklärung der Vernunft" baſierten Philoſophie zuſammenhängend und methodiſch bearbeitet zu haben; im Bunde mit Spener und Hermann Franke, die an Stelle der in totem Formalismus erſtarrten evangeliſchen Orthodoxie ein neues, warmpulſierendes Leben entzündet hatten, unternahm dieſer

kühne Reformator einen erfolgreichen Kampf gegen alle durch Herkommen und geistige Trägheit geheiligten Mißbräuche des Studienwesens. Insbesondere war es sein Bestreben, der deutschen Sprache an Stelle des verknöcherten Gelehrtenlateins zu ihrem guten Rechte in den Lehr- und Hörsälen der deutschen Hochschulen zu verhelfen.

Auch über Jena und seine Academia Salana brach ein neuer Frühling herein. Wenn vielleicht auch später, als auf anderen Hochschulen, machte sich doch in um so intensiverem Maße der läuternde Einfluß der neuen Methode in wissenschaftlicher, wie in sittlicher Beziehung geltend. Nicht ohne zunächst bei einem großen Teil der Studentenschaft, die sich von dem unbewußten Hinleben in den althergebrachten Formen nicht so ohne weiteres loszureißen vermochten, auf heftige Opposition zu stoßen. Auf die Dauer konnten jedoch auch diese widerstrebenden Elemente sich der neu aufblühenden Geisteskultur nicht verschließen, die je mehr und mehr das gesamte intellektuelle, ästhetische, sittliche und gesellschaftliche Leben des deutschen Volkes, und in erster Linie der studierenden Jugend, völlig umgestaltete.

Das Studienleben nahm einen mächtigen Aufschwung. Der größte Teil der Professoren zeigte neue Lust und Liebe für ihr Lehramt. Nun wurde, ganz im Gegensatz zu früheren Zeiten, mitunter sogar die Klage laut, daß einzelne Dozenten ihre Vorlesungen über die gebührliche Zeit hinaus ausdehnten, so daß auch dieser Uebereifer wiederum durch besondere Reskripte eingedämmt werden mußte.

In immer erfreulicherem Maße bildete sich ein reger persönlicher Konnex zwischen Lehrern und Studierenden, inner- und außerhalb der Kollegien, heraus, der vorher kaum bestanden, oder sich höchstens in oppositioneller Weise bemerkbar gemacht hatte. Nun hörte man immer mehr von Vivats und Abendmusiken, welche beliebten Lehrern dargebracht wurden, und auch während der Vorlesungen selbst machte sich allmählich die Gepflogenheit geltend, den Lehrern laut zu applaudieren. Gar manche Studiosen fanden an ihren Professoren wahrhaft väterliche Freunde und Berater, deren segenbringender Einfluß sich nicht bloß auf ihren akademischen Bildungsgang erstreckte, sondern ihnen auch für das ganze fernere Leben erhalten blieb. Kaum einer mag wohl die Universität verlassen haben, ohne in seinem Stammbuch ein freundliches, fruchtbringendes Geleitswort seiner Lehrmeister mit nach Hause zu nehmen.

Zu ganz besonderem Segen entwickelten sich nach der gleichen Richtung hin die gelehrten Gesellschaften, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gestiftet wurden. Unter ihnen in erster Linie die von M. Johann Andreas Fabricius begründete „Deutsche Gesellschaft", die sich, in Thomasius' Geiste, die Pflege der deutschen Muttersprache und das Studium der deutschen Literatur zum Ziel gesetzt hatte. Ihr verhalfen, außer dem Stifter, namentlich zwei Studierende, Hermann Adolf Le Fèvre, später Sekretär der freien Stadt Lübeck, und Johann Gott-

lieb Kloſe, ſpäter Königl. Amtsadvokat in Schweidnitz, zu hoher Blüte. Noch in ſpäteren Jahren hat dieſer Verein unter der Leitung der Philoſophen Gottlieb Stolle und Carl Gotthelf Müller die deutſche Sprachkultur, zumeiſt nach Gottſcheds Methode, außerordentlich gefördert.

So ſtand denn auch die Frequenz der Hochſchule zu keiner Zeit auf ſtolzerer Höhe, als in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Lediglich die Jahre 1721, 1741 und 1751 zeigten einen Rückgang. Die ſtärkſten ſemeſterlichen Immatrikulationen fielen in die Sommer-

Ehemaliges Reſidenzſchloß.

ſemeſter 1712 (504 Neuinſkribierte) und 1715 (509 Neuinſkribierte). Die bedeutendſte Jahresinſkription, überhaupt die größte, die in Jena jemals ſtattgefunden hat, wurde im Jahre 1717 erreicht, wo nicht weniger als 778 die Matrikel erhielten. In der Zeit von 1710—1719 mögen wohl 3000 Studierende zu Jena geweſen ſein. Dieſe Zahl iſt nie wieder erreicht worden. Der jähe Rückgang in der Frequenz etwa vom Jahre 1770 ab iſt zumeiſt auf Rechnung der zu ebenjener Zeit neugegründeten Univerſitäten zu Göttingen und Erlangen zu ſetzen, deren Landesherren, wie auch der König von Preußen und andere Regenten, ihren Landeskindern nunmehr den Beſuch auswärtiger Univerſitäten unterſagten.

Jena ſelbſt war nach dem Tode Wilhelms IV. durch Landesteilung vom 25. Juli 1672 an deſſen jüngſten Sohn Bernhard II. ge-

fallen. Durch ihn wurde ein selbständiges Herzogtum Sachsen-Jena begründet. Seit dieser Zeit nennt sich Jena Residenzstadt. Jedoch ging die Linie Sachsen-Jena nach Bernhards Tode (1690) wieder ein. Die Landesherrschaft über Jena fiel an Herzog Johann Georg von Eisenach und dessen Nachfolger Johann Wilhelm (1698). Sowohl der letztere, als auch Herzog Bernhard II. haben des öfteren ihre Hofhaltung nach Jena verlegt. Nach dem Tode Johann Wilhelms kam Jena an Wilhelm Heinrich, dessen Sohn und Nachfolger, mit dem die Sachsen-Eisenachsche Linie ausstarb (1741). Die Eisenachschen Lande, unter ihnen auch Jena, wurden nunmehr mit dem Hause Sachsen-Weimar vereinigt, bei welchem sie bisher verblieben sind. —

Mit außergewöhnlicher Solennetät beging die Universität im Jahre 1758 ihre zweite Säkularfeier. Die bis ins Einzelnste ausführliche, umständliche Beschreibung, welche die Chronisten dieser Feier angedeihen lassen, gibt den Beweis dafür, welche hohe, glänzende Bedeutung man ihr beimaß. Sie bietet zugleich ein interessantes kulturhistorisches Bild. Um so mehr, als gerade die damaligen Zeitverhältnisse, unter der Unruhe des siebenjährigen Krieges, keineswegs danach angetan waren, ein solches Fest auszurüsten. Die sächsischen Staaten waren mit einer fremden Soldateska überschwemmt. Jena selbst hatte unter fortwährenden Truppendurchzügen zu leiden. Von desto imposanterem Eindruck wollte den fürstlichen Nutritoren das glänzende Schauspiel einer solchen Feier mitten unter den außerhalb des Landes tobenden Kriegsstürmen erscheinen. Die festlichen Veranstaltungen sollten sich zu nichts geringerem gestalten, als zu „ludis triumphalibus, dergleichen nicht einmal Rom je gefeiert!"

Am Sonntag, dem 29. Januar, hatte bereits der Professor Dr. Kröcher eine Vorbereitungspredigt „von der erfüllten Hoffnung einer jubilierenden hohen Schule bei wundervollen Zeiten" gehalten. Tags darauf trafen die fürstlichen Kommissarien und Deputierten der übrigen Universitäten in Jena ein, worauf am 1. Februar nachmittags das Fest mit Geläute aller Glocken und Pauken- und Trompetenschall vom Turme der Stadtkirche eingeleitet wurde.

Am andern Morgen setzte sich vom Kollegiengebäude aus der Festzug, geleitet von 24 aus der Studentenschaft gewählten Marschällen, unter vollem akademischen Gepränge nach der Stadtkirche in Bewegung. Hier predigte Superintendent Zeißing über den vorgeschriebenen Text Ps. 84, 5—8 „von der Glückseligkeit derer, welche auf hohen Schulen als heiligen Stätten wohnen", worauf nach Rückkehr zu den Kollegiengebäuden für die Komissarien und Abgeordneten im Residenzschlosse Tafel gehalten wurde.

Nachmittags predigte der Archidiakonus Dr. Erhard auf Grund von Luc. 10, 21—22 über „Jesus, als das Vorbild zu einer gottgefälligen akademischen Jubelfeier".

Am folgenden Tage fand ein akademiſcher Feſtaktus in der Kollegienkirche ſtatt, in welchem der deſignierte Prorektor, Profeſſor der Beredſamkeit Müller, eine Rede „über Salinens auch im zweiten Jahrhundert ihres Flores geſtiegene Hoheit“ hielt.

Die Feſttafel, welche hierauf im Schloſſe ſtattfand und dreimal mit zweiunddreißig verſchiedenen Speiſen beſetzt wurde, mag eine der glänzendſten ihrer Art geweſen ſein. Mit ganz beſonderem Entzücken berichtet der Chroniſt von einem höchſt kunſtvollen Deſſertarrangement, das die Schickſale der Academia Salana unter dem Bilde eines Schiffes verſinnbildlichte, das ſich zuerſt auf ſturmbewegtem Meer, ſodann auf ruhiger See in Sicht des Ufers, und ſchließlich im ſicheren Hafen an einem blühenden Garten zeigte. Dieſes gaſtronomiſche Wunderwerk, dem eine eigene, bei Margraf in Jena erſchienene Monographie gewidmet iſt, war von dem Hofkonditor Oettelt, dem Hofmaler Kleſſen und dem Konditor bei Ihro hofgräflichen Exzellenz, dem Herrn Statthalter Grafen von Bünau verfertigt worden.

Am 4. Februar hielten die gelehrten Geſellſchaften ihre feſtlichen Veranſtaltungen ab, bei denen u. a eine geborene Jenenſerin, Charlotte Marie Blaufuß, mit der ſilbernen Dichterkrone geſchmückt wurde, und am Abend desſelben Tages durfte die Studentenſchaft in den feſtlich illuminierten Hörſälen bei zehn Eimern Rheinwein und allerlei Kuchen ꝛc. ein fröhliches Gelage feiern.

Die Sonderfeierlichkeiten, bei denen Kirchenrat Walch noch eine Predigt „von der Herrlichkeit des Herrn auf der Univerſität Jena“ hielt und hierauf in ſeinem reich illuminierten und mit allerlei allegoriſchen Transparenten geſchmückten Hauſe die Mitglieder der lateiniſchen Geſellſchaft feſtlich bewirtete, zogen ſich noch bis zum 11. Februar hin, an welchem Tage ſie, nach Vorausgang verſchiedener Jubelpromotionen, mit einer Speiſung von ſiebenhundert Armen auf dem Schloßhof ihr Ende fanden. —

Die klaſſiſche Zeit.

Alt-Jenas Ruhmesepoche fällt unter die Regierung des ebenſo patriotiſchen, als feingebildeten und kunſtſinnigen Großherzogs Carl Auguſt (1775—1828).

Es iſt bekannt, in welcher glänzenden Weiſe dieſer größte aller fürſtlichen Mäcene ſeine Reſidenz zum gefeierten Sitz der Muſen zu erheben wußte. Auch auf die Nachbarſtadt am Saaleſtrand fiel ein hellleuchtender Sonnenſtrahl jener großen klaſſiſchen Zeit —

„— ſo reich, daß er Unſterblichkeit ihr lieh!“

Es war die Zeit, wo Männer wie Schiller, Fichte, Humbold, Schelling, Hegel, Voß, Schlegel und wie viele andere Heroen die kleine Universitätsstadt zu einer Metropolis deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft erhoben, und kein geringerer, denn Goethe, als spiritus rector über dem dortigen Hochschulwesen waltete.

Der „Herr Geheime Rat" hatte mit den kleinlichen Beamtengeschäften seiner hohen Staatsstellung sonst wenig zu tun. Sein fürstlicher Freund hatte es ihm gern nachgelassen, daß er sich in der Hauptsache nur mit den Anstalten, „welche für Wissenschaft und Künste in Bewegung gesetzt worden", zu befassen haben sollte. Zu diesen gehörte in erster Linie die alma mater Jenensis.

Goethe hat oft, gern und lange in Jena geweilt. Das „liebe, närrische Nest", wie er es schmeichelnd nennt, hatte es ihm angetan.

— — — — — — — — —

„Freitag geht's nach Jena fort,
„Denn das ist bei meiner Ehr'
„Doch ein allerliebster Ort",

singt er in seinen „Lustigen von Weimar".

Hier fühlte er sich aller repräsentativen, amtlichen und höfischen Fesseln entledigt und konnte ganz und gar „Er Selbst" sein.

„Es ist eigen", schreibt Schillers Gattin an Frau von Stein, „welchen Eindruck der Ort auf ihn macht. In Weimar ist er gleich steif und zurückgezogen. Hätte ich ihn hier nicht kennen gelernt, so wäre mir viel von ihm entgangen und nicht klar geworden."

In Jena war Goethe nach seinem eigenen Bekenntnis immer „ein glücklicher Mensch, der keinem Raume so viel produktive Momente zu verdanken hatte".

Hier fand er seinen Knebel wieder, der sich aus dem unruhigen Hof- und Gesellschaftsleben der Residenz in sein kleines, nahe beim „Paradies" gelegenes trauliches Anwesen zurückgezogen hatte. Im Frommann'schen Hause am Fürstengraben genoß der Dichterfürst eine zwanglose, anregende Geselligkeit. „Ich habe da schöne Abende verlebt," schreibt er an Eckermann. „Auch Jean Paul, Tieck, die Schlegel und was in Deutschland sonst Namen hat, ist dort gewesen und hat dort gern verkehrt."

Sein dichterischer Genius nicht minder wie sein reges Interesse für die Naturwissenschaft fand in Jena reiche Befruchtung.

Jenseits der Saale, zur Linken der alten Kamsdorfer Brücke, steht der Gasthof zur „Tanne" (das heutige, leider nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt erhaltene Wenigenjenaer Rathaus). Im Erkerzimmer dieses Hauses hat Goethe bei seinen gelegentlichen Besuchen in Jena mit Vorliebe Quartier genommen. Hier ist, hoch über den rauschenden Wassern der Saale und ihren mit alten, grauen Weiden bestandenen Ufern, der „Fischer" gedichtet. Auch der „Erlkönig" soll dem

charakteriſtiſchen Milieu ſeine Entſtehung zu verdanken haben. Noch in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die weißen Wände des Erkerzimmers ſowohl mit einzelnen Verszeilen, als auch mit wiſſenſchaftlichen Berechnungen und Tabellen von Goethes eigener Hand bedeckt, denn der Raum diente ihm zugleich als Obſervatorium, von deſſen Fenſtern er in „nahezu abſoluter Einſamkeit“ die Wolkenformen und Himmelsfarben ſtudierte. Zahlreiche naturwiſſenſchaftliche Arbeiten (zur Morphologie und Farbenlehre) ſind an dieſer ſelben Stätte entſtanden.

Frommannſches Haus.

Auch die Inſpektoratswohnung im alten botaniſchen Garten hat den Altmeiſter häufig in ihren Räumen beherbergt. Hier pflegte er ſich mit Vorliebe botaniſchen Studien hinzugeben. Aus gleichem Intereſſe nahm er an den Sitzungen des naturwiſſenſchaftlichen Vereins von Weimar aus häufig teil.

Was ihn jedoch am feſteſten und innigſten an Jena kettete, war der Umgang mit Schiller.

Im Herbſte 1788 war die Stelle eines Profeſſors der Geſchichte in Jena frei geworden. Zu jener Zeit hatte ſich Schiller bereits durch ſeine Geſchichte des Abfalls der Niederlande einen Namen als Hiſtoriker erworben. Auf Fürſprache Goethes, der ihn im Hauſe der Familie Lengefeld in Rudolſtadt kennen gelernt hatte, ohne jedoch irgendwelche perſönliche Sympathie für ihn zu empfinden, wurde ihm der Lehrſtuhl angetragen. Mit gemiſchten Gefühlen nahm Schiller den wenig einträglichen Poſten an. Er war beſorgt, daß ſein Fond an hiſtoriſchen

Kenntniſſen nicht ausreichen und die intenſive wiſſenſchaftliche Arbeit ſeine dichteriſche Betätigung lahmlegen möchte. Auch Goethe, den er zunächſt bei flüchtiger Bekanntſchaft „für einen Egoiſten im höchſten Grade“ hielt, zog ihn wenig an. „Dieſer Menſch, dieſer Goethe“, ſo urteilte er, „iſt mir einmal im Wege, und er erinnert mich ſo oft, daß das Schickſal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward ſein Genie von ſeinem Schickſal getragen und wie muß ich bis auf dieſe Minute noch kämpfen.“

Gleichwohl hielt er am 11. Mai 1789 als Profeſſor der Geſchichte ſeinen Einzug in Jena.

„Mein Logis“ — es war die ſog. „Schrammei“ in der Jenergaſſe — „habe ich über Erwarten gut gefunden“, ſchreibt er an Körner. „Der freundliche Anblick um mich herum gibt mir eine ſehr angenehme Exiſtenz.“

Am 26. Mai hielt er ſeine Antrittsvorleſung zur „Einleitung in die allgemeine Geſchichte“. Laſſen wir ihn mit ſeinen eignen Worten (an Körner) darüber berichten:

„Vorgeſtern, als den 26., habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer beſtanden und gleich geſtern wiederholt. Das Reinholdſche Auditorium beſtimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe und kann ungefähr achtzig ſitzende Menſchen, etwas über hundert in allem faſſen. Aber die Menge wuchs nach und nach ſo, daß Vorſaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Darum ließ ich ihnen alſo den Vorſchlag tun, bei Griesbach zu leſen, und mit Freuden ward er angenommen. Nun gab es das luſtigſte Schauſpiel. Alles ſtürzte hinaus und in hellem Zuge die Johannisſtraße hinunter, die, eine der längſten in Jena, von Studenten ganz beſät war. Weil ſie liefen, was ſie konnten, um im Griesbachſchen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, ſo kam die Straße in Allarm und alles an den Fenſtern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schloſſe kam die Wache in Bewegung. Was iſt denn, was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man ſich zu: der neue Profeſſor wird leſen!

Ich zog alſo durch eine Allee von Zuſchauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, beſtieg ich ihn und ſah mich von einem Amphitheater von Menſchen umgeben.

Meine Vorleſung machte Eindruck; den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerkſamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Profeſſor das erſte Beiſpiel war. Ich bekam eine Nachtmuſik und Vivat wurde dreimal gerufen!“

Durch dieſen glänzenden Erfolg fühlte ſich Schiller in ſeinem Selbſtvertrauen wunderbar gehoben, und noch größer ward das Herzensglück des Dichters, als ihm Charlotte von Lengefeld endlich das Jawort gab. In dieſer frohen Stimmung ſah er leichter darüber hinweg, daß ſeine Ausſichten in Jena ſich tatſächlich nicht ſo günſtig geſtalteten, als es nach

jenem erſten glänzenden Erfolge ſcheinen wollte. Er hatte nur dreißig ſtändige Hörer, von denen nicht weniger als zwanzig das Kollegiengeld ſchuldig blieben. Auch an kollegialen Mißhelligkeiten fehlte es nicht, ſo daß er mehr wie einmal ſeinen Entſchluß bereute.

Ein Ehrengehalt von zweihundert Talern, das ihm Karl Auguſt hochherzigerweiſe verwilligte, ſetzte ihn endlich inſtand, mit ſeiner Lotte den eigenen Herd zu gründen. Am 22. Februar 1790 ließ er ſich

Schillerkirche in Wenigenjena.

„der Koſten halber“ in dem kleinen turmloſen Kirchlein zu Wenigenjena jenſeits der Saale in aller Stille trauen. Eine Gedenktafel über dem Altar, ſowie ein Reliefbildnis an der Wand geben noch heute von der ſchlichten, und doch ſo bedeutungsvollen Feier Kunde. Auch die Trauungsurkunde iſt in dem Wenigenjenaer Kirchenbuch noch zu finden.

Lotte ſelbſt ſchreibt hierüber in ihrem Tagebuch:

„An einem Montag, den 22. Februar 1790, wurden wir in Wenigenjena vom Diakonus Schmidt getraut. Schiller kam einige Tage vorher nach Erfurt, wo ich und Karoline war, uns abzuholen, wir kamen Sonntag Abend nach Jena, wo wir bei Frln. Seegner abſtiegen. Am Montag früh fuhren wir drei zuſammen nach Kahla, wo wir meine Mutter abholten. Es war ein Frühlingstag wie heute, 1806, wo ich dieſes mit Schmerzen niederſchreibe: Von Kahla fuhren wir gegen 2 Uhr ab und

kamen um 5 Uhr ganz in der Stille in Wenigen-Jena an, ſtiegen an der Kirche aus. Niemand war bei der Trauung zugegen als meine Mutter und Karoline. Den Abend brachten wir ſtill und ruhig mit einander in Geſprächen zu beim Thee. So verging der Tag, der ſo viele Freuden in ſeinem Gefolge hatte und ſo viele Schmerzen." —

Schillers Trauzeugnis.

Im Jahre 1793 bezog Schiller ſeine zweite Wohnung am Markte, die er jedoch nur ein Jahr lang innebehielt, um von da nach ebendemſelben Griesbachſchen Hauſe überzuſiedeln, in welchem er bereits ſeine Antrittsvorleſung gehalten hatte. Dieſe Wohnung bildete ſodann das ſtändige Winterquartier des Dichters, der ſich bald nach ſeinem Umzug

dahin ein an der Leutra gelegenes Grundſtück gekauft hatte und das dort gelegene idylliſche Gartenhaus für die Sommermonate wohnlich einrichtete.

„Der Garten iſt nicht klein und die Lage iſt trefflich. Ich hoffe von dieſer Acquiſition einen glücklichen Erfolg für meine Geſundheit.“

In dieſem Garten ſetzte man dem Dichter zur Feier ſeines hundertjährigen Geburtstages einen ſchlichten Gedenkſtein, der im Jahre 1889 durch die während Schillers Aufenthalt in Stuttgart von ſeinem Jugendfreund Dannecker modellierte Büſte erſetzt wurde. Daneben ſteht ein Granitblock mit der Inſchrift: „Hier ſchrieb Schiller den Wallenſtein 1798.“

Die Zeit dieſes — zehnjährigen — Aufenthalts in Jena war

Schillergarten zu Lebzeiten des Dichters mit Wohn-, Küchen- und Gartenhaus.

Schillers arbeitsreichſte und fruchtbarſte Schaffensperiode. Seine Leiſtungsfähigkeit, namentlich in den erſten Jahren ſeiner jungen Ehe, war erſtaunlich. An dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Schöpfungen ſind in dieſer Zeit entſtanden: Der Geiſterſeher — Die Künſtler 1789 — Geſchichte des dreißigjährigen Krieges 1790 — Die Zerſtörung von Troja — Dido 1792 — Anmut und Würde 1793 — Briefe über die äſthetiſche Erziehung — Ueber naive und ſentimentale Dichtung — Die Ideale — Xenien 1795 — Der Spaziergang (in welchem Schiller den Jenzig als „Berg mit dem rötlich ſtrahlenden Gipfel“ beſingt) 1795 — Die Erwartung 1796 — Der Taucher — Ritter Toggenburg — Der Ring des Polykrates — Der Handſchuh — Die Kraniche des Ibykus — Der Gang nach dem Eiſenhammer — Der Kampf mit dem Drachen — Die Bürgſchaft 1797 — Wallenſtein 1798 — Das Lied von der Glocke 1799 und die Vorarbeiten zu Maria Stuart. —

Der erſte Schritt zu einer Annäherung Schillers an Goethe wurde Gelegenheit einer Sitzung der Naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft ge-
. Ein Geſpräch über die Metamorphoſe der Pflanzen hatte das beider-
ige Intereſſe an einander geweckt, ſo daß ſie ſich in Gemeinſchaft auf
: Heimweg begaben.

„Wir gelangten", erzählt Goethe, „zu ſeinem Hauſe, das Geſpräch
te mich hinein, da trug ich die Metamorphoſe der Pflanzen lebhaft
und ließ, mit manchen charakteriſtiſchen Federſtrichen, eine ſymboliſche
ınze vor ſeinen Augen entſtehen. Er vernahm und ſchaute das alles

Schillerhaus.

mit großer Teilnahme, mit entſchiedener Faſſungskraft; als ich aber geendet, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: Das iſt keine Erfahrung, das iſt eine Idee. Ich ſtutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs ſtrengſte bezeichnet. Die Behauptung aus Anmut und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte ſich regen, ich nahm mich aber zuſammen und verſetzte: Das kann mir ſehr lieb ſein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wiſſen, und ſie ſogar mit Augen ſehe.

Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, und mich noch wegen den Horen, die er herauszugeben im Begriff ſtand, mehr anzuziehen als abzuſtoßen trachtete, erwiderte darauf als gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerſpruch entſtand, ſo ward viel gekämpft und dann Stillſtand gemacht: keiner von beiden konnte ſich für den Sieger halten,

beide hielten ſich für unüberwindlich. Sätze, wie folgender machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die keiner Idee angemeſſen ſein ſollte? denn darin beſteht eben das Eigentümliche der letzteren, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruieren könnt.“ Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung ausſprach, ſo mußte doch zwiſchen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erſte Schritt war jedoch getan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle feſt, die ſich ihm näherten; ich nahm teil an ſeinen Abſichten und verſprach, zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben. Seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu ſchätzen gewohnt war, trug das ihrige bei zu dauerndem Verſtändnis; alle beiderſeitigen Freunde waren froh und ſo beſiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu ſchlichtenden Wettkampf zwiſchen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.“

Schillers Wohnung befand ſich zu jener Zeit in dem Haus am Markte, neben deſſen torartigem Eingang eine bedeutſame Inſchrift an jenes erſte intime Zuſammenſein erinnert:

Hier ſchloſſen
Schiller und Goethe
Freundſchaft.
Frühjahr 1795.

Dieſe Freundſchaft ſollte unſchätzbare Früchte tragen.

Schillers ideale Friſche übte auf das zu jener Zeit unter ſchweren Druck gebannte Seelenleben des neugewonnenen Freundes einen wohltätigen belebenden Einfluß. Mit freudigſter Betätigung arbeitete Goethe an den „Horen“ mit. Das Blatt, das nach Schillers Abſicht „die geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit“ wieder vereinigen ſollte, hatte jedoch trotz einer Reihe bedeutender Mitarbeiter, wie Herder, Fichte, die beiden Humbold u. a., kein ſonderliches Glück. Vor allen Dingen ſtieß es in den Kreiſen journaliſtiſcher Schreier und neidſeliger Dichterlinge auf die gehäſſigſte Gegnerſchaft, die ſich zum Teil in plumpſter und ſchmutzigſter Weiſe äußerte.

Goethe und Schiller griffen hierauf zur wirkſamſten und vornehmſten Waffe der Verteidigung, zur epigrammatiſchen Satyre.

Zu Beginn des Jahres 1796 kamen beide in Jena zuſammen, um den gemeinſchaftlichen Kriegsplan feſtzuſtellen. Es begann für ſie eine luſtige Arbeit. Entwürfe auf Entwürfe flogen zwiſchen Jena und Weimar hin und her. Der Eine gab die Idee, der Andere die Form. Der Eifer ward zuſehends größer und in gleichem Maße wuchs die Freude an der gemeinſamen Arbeit, je mehr dieſe über die gehäſſigere perſönliche Form hinauswuchs und ſich zu einem Prinzipienkampfe gegen alle Unwahrheit, Mittelmäßigkeit und Engherzigkeit im heiligen Reiche des Geiſtes geſtaltete. Die „Xenien“ gehören heute noch in ihrer tiefen, klaren Ge-

dankenfülle und innigen Empfindung, ſowie durch ihre künſtleriſch vollendete Form und Sprache zu der koſtbarſten Hinterlaſſenſchaft, mit der der Freundſchaftsbund der unſterblichen Dioskuren die Welt begabt hat. —

Noch ſteht im Schillergarten, nahe bei dem bereits erwähnten Denkmal, der runde Steintiſch, an dem die Unzertrennlichen, Unvergeßlichen ſo oft beieinander geſeſſen.

Noch in ſpäteren Jahren, lange nach Schillers Tode, hat Goethe in weihevoller Stimmung dieſe Stätte gemeinſam mit Schrön und Eckermann aufgeſucht. Der letztere berichtet darüber:

Schillergarten, Steintiſch Schillers.

„Wir gingen in den Garten hinab, wo Goethe auf einem Steintiſch in einer Laube ein kleines Frühſtück hatte arrangieren laſſen. „Sie wiſſen wohl kaum", ſagte er, „an welcher merkwürdigen Stelle wir uns eigentlich befinden. Hier hat Schiller gewohnt. In dieſer Laube, auf dieſen jetzt faſt zuſammengebrochenen Bänken haben wir oft an dieſem alten Steintiſch geſeſſen und manches gute und große Wort miteinander gewechſelt. Er war damals noch in den Dreißigen, ich ſelber noch in den Vierzigen, beide noch in vollſtem Aufſtreben, und es war etwas. Das geht alles hin und vorüber; ich bin auch nicht mehr, der ich geweſen, aber die alte Erde hält Stich, und Luft und Waſſer und Boden ſind noch immer dieſelbigen. Gehen Sie doch einmal mit Schrön hinauf und laſſen Sie ſich von ihm in der Manſarde die Zimmer zeigen, die Schiller bewohnt hat."

Wir ließen uns indeß in dieſer anmutigen Luft und an dieſem guten Orte das Frühſtück ſehr wohl ſchmecken. Schiller war dabei wenigſtens in unſerm Geiſte gegenwärtig, und Goethe widmete ihm noch manches gute Wort eines liebevollen Andenkens.

Ich ging darauf mit Schrön in die Manſarde und genoß aus Schillers Fenſtern die herrlichſte Ausſicht. Die Richtung war ganz nach Süden, ſo daß man ſtundenweit den ſchönen Strom, durch Gebüſch und Krümmungen unterbrochen, heranfließen ſah. Auch hatte man einen weiten Horizont. Der Aufgang und Untergang der Planeten war von hier aus herrlich zu beobachten, und man mußte ſich ſagen, daß dies Lokal durchaus günſtig ſei, um das Aſtronomiſche und Aſtrologiſche im „Wallenſtein“ zu dichten.“

Das war das Bild, das dem tieferſchütterten Goethe auch bei ſeinem dem heimgegangenen Freunde gewidmeten ergreifenden Nekrologe vor Augen ſtand:

„Nun ſchmückt er ſich die ſchöne Gartenzinne,
„Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
„Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
„Geheimnisvoll und klar entgegenkam.
„Dort, ſich und uns zu köſtlichem Gewinne,
„Verwechſelt' er die Zeiten wunderſam,
„Begegnet' ſo, im Würdigſten beſchäftigt,
„Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.“

Schiller ſelbſt hat die in Jena verbrachten Jahre (1789—1799) in einem Brief an Voigt als eine glückliche Zeit ſeines Lebens bezeichnet.

„Kein Ort in Deutſchland würde mir das ſein, was Jena und ſeine Nachbarſchaft mir iſt, denn ich bin überzeugt, daß man nirgends eine ſo wahre und vernünftige Freiheit genießt und in einem ſo kleinen Umfange ſo viel vorzügliche Menſchen findet“.

* * *

Unter Schillers Zeit- und Amtsgenoſſen war es vornehmlich der junge Fichte, deſſen Name einen hellen Stern im Ruhmesglanze Alt-Jenas bildete. Die feurige Begeiſterung, mit welcher der kühne „Verteidiger der Menſchenrechte“ von der akademiſchen Jugend gefeiert wurde, die energiſche Parteinahme für den geliebten und verehrten Lehrer gegenüber den mancherlei Vexationen, denen er behördlicherſeits ausgeſetzt war, machte ihn recht eigentlich zum Helden des Tages.

Zwar hatte Fichte infolge ſeines Eingreifens in das damals florierende Ordens- und Duellweſen auch einen Teil der Studierenden gegen ſich. Selbige warfen ihm eines Abends die Fenſter ein und wiederholten dieſe Demonſtration, als Fichte am nächſten Morgen in ſeinem Kolleg über Logik kaltblütig von dem „Beweis durch Steine“

geredet hatte. Welchen Beweis übrigens Goethe für die unangenehmſte Weiſe erachtete, um von dem Daſein eines „Nicht-Ich“ überzeugt zu werden.

Um ſo treuer und eifriger traten die Wohlgeſinnten für ihn ein. Hatte man ihm vordem bereits auf Veranlaſſung des Oberkonſiſtoriums zu Weimar die Fortſetzung ſeiner „moraliſchen Vorleſungen“ am Sonntagmorgen, zu denen er ſich lediglich mit Rückſicht auf eine etwaige Kolliſion mit andern Vorleſungen entſchloſſen hatte, ſtrikte unterſagt, ſo wurde er bald darauf, am 29. März 1799, wegen Verbreitung „nach dem gemeinen Wortverſtande ſeltſamer und anſtößiger (religions-philoſophiſcher) Sätze“ mit einem Verweis belegt. Unvorſichtigerweiſe hatte er in das, von Niethammer gegründete, „philoſophiſche Journal“ als Mitherausgeber nicht nur eine atheiſtiſch gefärbte Abhandlung des Rektors Forberg zu Saalfeld „über die Beſtimmung des Begriffs der Religion“ aufgenommen, ſondern dieſer auch eine im gleichen Sinne verfaßte Einleitung „über den Grund unſeres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ vorausgeſchickt. Dieſe Abhandlungen erregten allenthalben das unangenehmſte Aufſehen. Da Fichte den ihm dieſerhalb höchſten Ortes zugedachten Verweis mit ſeiner Demiſſion beantworten zu müſſen glaubte, wurde er der Profeſſur enthoben.

Gegen dreihundert während der Oſterferien in Jena anweſende Studenten, zumeiſt Ausländer, richteten hierauf eine dringende Petition um Rehabilitierung des Gemaßregelten an den Großherzog. Carl Auguſt erklärte jedoch die Sache als ein für allemal abgetan. Auch eine zweite Bittſchrift im Jahre 1800 blieb ohne Erfolg, trotzdem darin der unleugbaren glänzenden Verdienſte Fichtes um Akademie und Studentenſchaft in wärmſten Worten gedacht war. „Niemand“, hieß es in dieſer Bittſchrift, „beſitzt als Führer zu dem, was wir ſuchen, zur Wahrheit, in ſo hohem Grade das Zutrauen und die Anhänglichkeit aller Studierenden, niemand kann unſre Wünſche auf eine ſo völlig befriedigende Art, und der Höhe, worauf jetzt die Philoſophie ſteht, entſprechende Weiſe erfüllen, als Fichte. Es iſt daher allgemeiner Wunſch der hieſigen Studierenden, daß es ihnen vergönnt ſein möge, wieder unter Fichtes Anleitung zur Erreichung des Zweckes ihres Hierſeins hinarbeiten zu können.“

Die Folge des ablehnenden Beſcheides war, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der Studierenden die Univerſität verließ.

In noch höherem Maße war dies der Fall, als viele der großen führenden Geiſter, zum Teil aus gleichem Unmut über die bei dem Verfahren gegen Fichte hervorgetretene Verleugnung der in Jena von jeher gepflegten Denk- und Lehrfreiheit, von Jena ſchieden und zum Teil nach anderen Univerſitäten gingen. So Chr. Wilhelm Huſeland nach Berlin, Auguſt Wilhelm von Schlegel ebendahin, Friedrich von Schlegel nach Dresden, Feuerbach nach Kiel, Paulus, Schelling und Gottlieb Huſeland nach Würzburg. Auch Hegel verließ Jena wegen der Kriegsdrangſale.

1806.

Auch die im Unglücksjahr 1806 über Jena hereinbrechenden Kriegsstürme trugen das Ihre dazu bei, um die Musen zu verscheuchen.

Die preußischen Armeen hatten sich in Thüringen um Gotha, Erfurt und Weimar zusammengezogen. Bereits seit den letzten Tagen des September war Jena der Sammelplatz preußischer Truppen, die dort ankamen und wieder abzogen. Am 2. Oktober verlegte der Generalstab des Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen dahin sein Hauptquartier. Hohenlohe selbst nahm im Schlosse, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, dessen glänzende Erscheinung allgemeines Aufsehen erregte, im Regierungsgebäude Wohnung. Eine ansehnliche Truppenmacht sammelte sich in Jena an. Zugleich kam die Nachricht, daß die von Nordbayern anrückenden Franzosen die Feindseligkeiten eröffnet hatten.

Prinz Louis Ferdinand begab sich nach Saalfeld, und das gesamte Hauptquartier wurde am 10. Oktober nach Kahla verlegt. In der Mittagsstunde desselben Tages konnte man bereits die Kanonade von Saalfeld vernehmen, welche bis nachmittags 3 Uhr anhielt und eine große Anzahl Menschen vor das Neutor lockte. Noch am Abend traf die Kunde von dem verlorenen Treffen und dem Tode des Prinzen ein, die man vergeblich zu verheimlichen suchte. Die geschlagenen Truppen, welche am folgenden Tage in dichten, zum Teil ungeordneten Schwärmen auf der Kahlaer Chaussee zurückströmten, ließen keinen Zweifel an der Niederlage, die man allerseits als üble Vorbedeutung der kommenden Ereignisse betrachtete.

So herrschte denn bei der Bürgerschaft nicht minder als unter den entmutigten Truppen die größte Bestürzung und Verwirrung. Fürst Hohenlohe hatte alle Mühe, um die Ordnung nur einigermaßen wieder herzustellen, indessen sich der Einwohner allmählich eine gewisse Resignation bemächtigte, da man hoffte, daß Napoleon um der Universität willen die Stadt schonen würde.

Bereits am 12. Oktober hörte man von Burgau und Winzerla her den Donner der französischen Kanonen. Auch in dem zwischen Hausberg und Jenzig liegenden Gelände, um Jena-Prießnitz, war ein Geplänkel zwischen preußischen Grenadieren und französischen Tirailleurs und Husaren im Gange. Mit Einbruch der Nacht zog sich die preußische Arrieregarde in größter Stille durch Jena zurück.

Die Nacht verging unter bangen Besorgnissen. Am anderen Morgen zogen die Preußen, die bei vielen Wachtfeuern vor der Stadt gelagert, ab, um sich mit den bei Weimar stehenden Truppenteilen zu vereinigen. Noch war die Ruhe in der Stadt ungestört und die Stadtkirche wurde zu einer gemeinsamen Fürbitte geöffnet.

Da erscholl der Ruf: „Der Feind kommt!“

Am Saaltor entstand ein wüstes Getümmel. Französische Tirailleurs

beſetzten die über die Lache führende Brücke und ſchoſſen in die Stadt hinein. Die wenigen ſchwachen Piquets, die die Preußen zurückgelaſſen, waren ſchnell über den Johannisplatz zum Erfurter Tor hinausgetrieben. Bald begann eine allgemeine Plünderung. Die erſchreckten Bürger, die den Franzoſen mit größter Vertrauensſeligkeit entgegengekommen waren, ſchloſſen ſich in ihre Häuſer ein und verwahrten Türen und Fenſter. Die Straßen waren wie ausgeſtorben.

Gegen 10 Uhr rückten die franzöſiſchen Linientruppen unter Lannes und Ney ein. Die Tirailleurs nahmen unverweilt die Verfolgung der abziehenden preußiſchen Truppen auf und erſtiegen mit unglaublicher Schnelligkeit und Gewandtheit über Hecken und Weinbergmauern den Landgrafenberg, wo ſie mit heftigem Kanonen- und Pelotonfeuer empfangen wurden.

In der Stadt dauerte mittlerweile der Einmarſch der Hauptarmee fort. Alle Straßen in und um Jena waren wie mit Soldaten gepflaſtert. Mit ihnen erſchien Napoleon ſelbſt. Zu ſeiner Aufnahme hatte man in aller Eile das Schloß hergerichtet. Der Kaiſer verweilte jedoch daſelbſt nur kurze Zeit und begab ſich alsbald auf die Höhe des Landgrafenberges. Hier ſah er vor ſich die langen Zeltreihen eines feindlichen Lagers. Er vermeinte zweifellos der geſamten preußiſchen Truppenmacht gegenüberzuſtehen. Von der bereits erfolgten Trennung derſelben und dem Abzug der Hauptarmee unter dem Herzog von Braunſchweig nach der Unſtrut hin wußte er noch nichts. Noch in der Nacht ließ er durch das geſamte Korps Lannes und die Garden die Höhe beſetzen und begleitete ſelbſt mit der Fackel in der Hand das mühſame Hinaufbringen der Geſchütze.

Rings um die Stadt und auf allen größeren Plätzen derſelben loderten die Wachtfeuer, von Soldaten umlagert, die in drei Tagen, während ihrer anſtrengenden Eilmärſche, wenig oder nichts genoſſen hatten. Das Suchen nach Nahrungsmitteln artete während der Nacht abermals in eine wüſte Plünderung aus, bei welcher ſich die widerlichſten Exzeſſe ereigneten. Allerorten fielen Schüſſe in der Stadt. Dazwiſchen ertönte das Krachen aufgebrochener Türen und das Hilfegeſchrei der geängſteten Bewohner.

Das Entſetzen erreichte ſeinen Höhepunkt, als gegen zwei Uhr nachts der Schreckensruf: „Feuer!“ ſich mit dem Wimmern der Sturmglocke verband. Blutrote Flammen loderten gen Himmel, der Brand war in der Nähe des Johannistores ausgekommen. Niemand eilte, zu löſchen. Man ſuchte lediglich das nackte Leben zu retten. Glücklicherweiſe herrſchte Windſtille. Noch heute bezeichnet der zwiſchen Leutra- und Johannisgaſſe gelegene Eichplatz die Stätte, wo damals ſechzehn Häuſer ein Raub der Flammen wurden.

Gegen drei Uhr morgens brachen die Truppen auf. Die Stadt wurde ruhiger und die Schlacht auf dem Landgrafenberg nahm ihren Anfang.

Fürſt Hohenlohe hatte von dem Herzog von Braunſchweig den ſtrikten Befehl erhalten, ſich in keine Schlacht einzulaſſen. Er hielt ſich auch in unbegreiflicher Verblendung keines Angriffs gewärtig und vollendete damit die Reihe der Fehler, ſo daß die Kataſtrophe unvermeidlich wurde. Noch am Morgen des vorhergehenden Tages, als Napoleon ſich anſchickte, angeſichts der Hohenloheſchen Armee die Saale zu überſchreiten, wäre es möglich geweſen, die Uebergänge zu ſchließen, die ſchwachen Poſtierungen Lannes vom Landgrafenberge zu verjagen und eine ganze Diviſion oben bereit zu ſtellen. „Rückten wir“, wie Hohenlohes Adjutant, der Rittmeiſter von Marwitz, ſich nachmals äußerte, „die wenigen tauſend Schritte

Der Brand in der Johannisgaſſe.

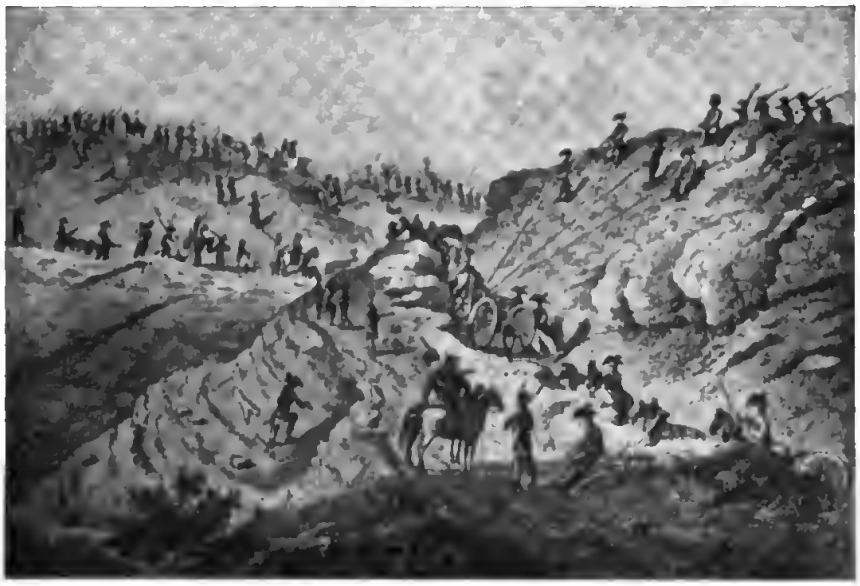
bis an den Rand des dicht über der Stadt liegenden Landgrafenberges vor, kartätſchten den hinaufklimmenden Feind in ſeinen Defileen zuſammen und ſchoſſen die Stadt in Brand, daß niemand hindurch konnte, ſo konnten wir alle unſere bisherigen Fehler als eine Liſt ausgeben, den Feind in ein ſolches Mordloch zu locken.“

Nun war es zu ſpät und die Armee über das ganze Schlachtfeld verzettelt, ohne klare Befehle für den nächſten Tag und ohne die ſo nötige Aufklärung durch Kavallerie.

Es iſt nicht richtig, von einer einheitlichen, geſchloſſenen Schlacht zu reden. Die verſchieden ſtarken Diviſionen Tauentzien, Holtzendorf, Grawert und das erſt nach bereits gefallener Entſcheidung von Weimar her eintreffende Korps Rüchel traten nacheinander, in ſcharf getrennten Einzelgefechten, den weit überlegenen Truppenmaſſen des Feindes entgegen.

Ihre Niederlage war damit von vornherein beſiegelt, ſo tapfer und todesmutig ſie ſich auch im Kampfe ſelbſt hielten.

Die achttauſend Mann ſtarke Diviſion Tauentzien lagerte im Südweſten des Schlachtfeldes, in einem Taleinſchnitt des Höhenzuges. Deutlich war in der Stille der Nacht das Durchſchlagen von Wegen nach der Höhe und das Raſſeln der hinaufgebrachten Geſchütze vernehmbar. Man ſah die brennenden Pechkörbe der Sappeure, man hörte und verſtand die einzelnen Kommandos, die Jubelrufe, mit denen der perſönlich die Arbeiten überwachende Kaiſer von ſeinen Truppen begrüßt wurde — dennoch vermochte Tauentzien noch nicht an den Ernſt der Lage zu glauben und verharrte in völliger Untätigkeit.



Hinaufſchaffung der Kanonen über den Apoldaiſchen Steiger.

Er hatte den erſten Anſturm auszuhalten. Auf ſeine zu einer Länge von faſt 3 km ausgezogenen dünnen Truppenlinien traf im dichten Morgennebel gegen 6 Uhr früh in der Höhe von Klofewitz das Korps Lannes, das die Berglehne herabſtieg, um der Kaiſerlichen Armee das Schlachtfeld zu öffnen. Der undurchdringliche Nebel benahm dem preußiſchen Heerführer jegliche Ueberſicht über die eigene und die feindliche Gefechtsſtellung. Im Zentrum vermochte er wohl unter ſchwerſten Verluſten dem verheerenden Gewehr- und Kartätſchenfeuer einen ſtundenlangen tapfern Widerſtand zu leiſten. Schließlich ſah er ſich jedoch von den Flügeln aus nach dem Dornberg zurückgedrängt. Im Nebel ging jede Richtung verloren. Einzelne Bataillone wurden ganz und gar verſprengt und abgeſchnitten. Gegen neun Uhr mußte bereits der vollſtändige Rückzug nach Klein-Romſtedt im Nordweſten des Schlachtfeldes erfolgen.

Der zweite Angriff der kaiſerlichen Truppen erfolgte auf die Diviſion Holtzendorf.

Dieſer eigens zu dem Zwecke neugebildete Truppenteil war in nordöſtlicher Richtung zur Sicherung der Saaleübergänge bei Dornburg und Kamburg vorgeſchoben, aber gleichfalls auf eine weitauseinandergezogene Strecke von 8 km Länge in dreizehn Dörfern verteilt.

Mit dem erſten Tagesgrauen erdröhnten die Kanonen von Kloſewitz. Holtzendorf ließ ſeine Diviſion ſo ſchnell als möglich ſammeln, was jedoch bei der weit ausgedehnten Stellung eine Zeitdauer von zwei Stunden in Anſpruch nahm. Eine Abteilung verirrte ſich ganz und gar im Nebel und ſtieß ſpäter zu der Diviſion Grawert.

Inzwiſchen hotte die von Löbſtädt und Zwätzen im Rauhtal aufſteigende Diviſion St. Hilaire (vom 4. franzöſiſchen Korps Soult) von dem Anmarſch Holtzendorfs Kunde erhalten und ſuchte ihm durch eine Abſchwenkung nach Norden den Weg zum Schlachtfeld zu verlegen. In den Büſchen ſüdlich von Rödigen und Leheſten kam das Treffen zum Stehen. Wenn es auch dem preußiſchen General gelang, das feindliche Schützenfeuer eine Zeitlang zum Schweigen zu bringen, ſo war ſeine Lage dennoch von vornherein äußerſt mißlich. Er hatte weder genaue Meldungen über die Stärke des vor ihm ſtehenden Feindes, noch irgend welche Kenntnis vom Stande des Kampfes mit Tauentzien. In gleicher Ungewißheit befand er ſich hinſichtlich der Pläne und Abſichten der Oberleitung. So verſuchte er lediglich, den Feind durch Scheinmanöver über ſeine Schwäche zu täuſchen, und entſchloß ſich ſchließlich zu einem kurzen Vorſtoß vom rechten Flügel aus. Hierbei wäre ihm beinahe ſein halbes Küraſſierregiment durch den Angriff einer franzöſiſchen Kavalleriebrigade verloren gegangen. Schließlich ſah auch er ſich, gleich Tauentzien, nach Norden zu abgedrängt und von einem weiteren Anteil an der Schlacht ausgeſchloſſen.

Fürſt Hohenlohe hatte ſein Hauptquartier in Kapellendorf aufgeſchlagen. Deutlich genug vernahm er das von Süden und Norden heraufſchallende Gewehr- und Geſchützfeuer. Noch immer glaubte er nicht an einen ernſtlichen Angriff und ſuchte nach wie vor einer Entſcheidungsſchlacht auszuweichen. General Grawert mußte ihm faſt mit Gewalt die Erlaubnis abringen, mit ſeiner Diviſion die Front nach dem Feinde zu nehmen, deſſen Anrücken bereits gemeldet wurde.

Nun endlich — aber viel zu ſpät — hielt man es an der Zeit, den noch bei Weimar ſtehenden General von Rüchel zur Unterſtützung heranzuziehen.

Es folgte das dritte entſcheidende Gefecht des Tages. Der Kampf der Diviſion Grawert. Dieſe ging, durch ſächſiſche Bataillone und Trümmer der bei Saalfeld bereits geſchlagenen Truppen des Prinzen Louis Ferdinand verſtärkt, in Frontlinie gegen Vierzehnheiligen vor, die ſchachbrettartig auseinandergezogene Kavallerie etwa hundert Schritt vor dem

rechten Flügel voraus, mit klingendem Spiele und in musterhafter Ordnung wie auf dem Paradefeld.

Die ersten feindlichen Truppen, auf die man stieß, waren die dem zurückgeworfenen Tauentzienschen Korps folgenden Tirailleurschwärme, die sich vor der anmarschierenden Linie langsam auf Vierzehnheiligen zurückzogen.

In dichten Nebel gehüllt lag das Dorf mit seinen kaum kenntlichen Umrissen vor den heranrückenden Preußen und Sachsen. Es schien vom Feinde stark besetzt zu sein. Aus jeder Terrainfalte, aus jedem Haus und hinter jeder Ecke hervor blitzten Schüsse, die in der wohl ausgerichteten Linie der Angreifer ihr sicheres Ziel fanden, während von den Franzosen selbst trotz des Kartätschenhagels, mit dem man das Dorf überschüttete, kaum ein Mann sichtbar wurde. Der Angriff erfolgte gegen eine gänzlich ungeklärte Position, denn die französischen Truppen fochten „wie hinter einer Gardine". Auch die seitlich vorwärts bereit gehaltene Kavallerie mußte untätig in nächster Nähe des verheerenden Feuers halten bleiben. Sie geriet dadurch in Unordnung und vermochte einem Angriff von seiten französischer Chasseure nicht mehr Widerstand zu leisten. Unter Einbuße einer dazu gehörigen reitenden Batterie wurde sie zurückgeworfen und zog auch die hinter ihr stehende Infanterie in Mitleidenschaft.

Endlich hatte sich der dichte Nebel einigermaßen verzogen. Hohenlohe beschloß einen Sturmangriff auf das vor ihm liegende Dorf. Mit ungebrochenem Mute und brausendem Hurra rückten die Sturmkolonnen der Regimenter Grawert, Hohenlohe, Sanitz, Zastrow und die Grenadierregimenter Sack und Hahn hochaufgerichtet, wandelnden Mauern gleich, gegen den verderbenspeienden Stützpunkt des Feindes vor. Die den Angriff auf dem rechten Flügel begleitende sächsische Kavallerie warf die feindliche siegreich über den Haufen, während der linke preußische Flügel zu einer Offensivflanke gegen das Dorf einschwenkte, das nunmehr von verschiedenen Seiten beschossen und durch Brandkugeln in Flammen gesetzt wurde.

Bei den feindlichen Truppen, die zu dieser Zeit noch nicht vollzählig zur Stelle waren, machte sich eine deutliche Rückwärtsbewegung bemerkbar. Ein Sturmangriff mit dem Bajonett würde in diesem Augenblick höchstwahrscheinlich die Niederlage der Franzosen besiegelt haben. Er unterblieb jedoch, da die preußischen Bataillone schwer gelitten hatten und die Ankunft der von Weimar herbeigerufenen Rüchelschen Truppenteile in jeder Minute zu erwarten war.

Während dieser ungenützten Zeit war es dem Gegner gelungen, seine gesamte Truppenmacht an diesem gefährdeten Punkt zu konzentrieren. Die Korps Lannes und Ney waren vollzählig zur Stelle. Augereau schob seine Division zwischen die bei Vierzehnheiligen stehenden Preußen und die bisher untätig an der Isserstädter Chaussee haltenden sächsischen Truppen, die nunmehr vollständig abgeschnitten waren und

noch im Laufe des Nachmittags mit leichter Mühe gesprengt und gefangen genommen werden konnten; während nach Beendigung des Gefechtes gegen Holtzendorf im Nordwesten des Schlachtfeldes nunmehr auch das dort engagierte Korps Soult verfügbar geworden war, und überdies die französischen Garden noch völlig intakt in Reserve standen.

Hiermit war die Lage der noch immer todesmutig im neubegonnenen Gewehr- und Geschützfeuer aushaltenden Preußen unhaltbar geworden. Die Glieder der bereits aufs furchtbarste dezimierten Bataillone rissen völlig auseinander und ungeachtet aller verzweifelten Bemühungen von seiten der Offiziere, die den Flüchtenden mit dem Säbel in der Faust

Schlacht bei Jena.

den Weg vertraten, war der Rückzug nicht mehr zu vermeiden, die auseinanderflutenden Massen gerieten in immer größere Unordnung.

„Der Feind fing nun an", berichtet Marwitz, „unter Trommelschlag und Musik auf allen Punkten rasch vorzugehen, und nun erst bekamen wir ihn richtig zu sehen. Er ging durch den Grund südlich von Klein-Romstedt mit seinem rechten Flügel, bog ihn um unseren linken herum, rückte mit der Mitte aus Vierzehnheiligen vor und umklammerte auch bald darauf unsern rechten Flügel auf und jenseits der von Jena nach Weimar führenden Chaussee. Hier wurde seine gewaltige Uebermacht erst recht sichtbar, denn ungeachtet seine Flügel weit über die unserigen hinausreichten, standen hinter seinen Linien immer noch volle Kolonnen, die mit vieler Ordnung in die Linien einrückten, sowie durch das immer weitere Vorziehen der Flügel Lücken entstanden."

In regelloser Flucht strömten die Geschlagenen in der Richtung auf Weimar zurück. —

Von dort war endlich, gegen ein Uhr mittags, das 15 000 Mann ſtarke Korps Rüchel bei Kapellendorf eingetroffen. Es konnte nur noch Zeuge des fluchtartigen Rückzugs der preußiſch-ſächſiſchen Truppen ſein. Alle todesmutigen Bemühungen, noch eine letzte günſtige Wendung herbeizuführen, waren nutzlos und vergeblich. Mit eiſerner Disziplin führte Rüchel ſeine Truppen dem gegen ihn gerichteten Kartätſchfeuer öſtlich von Kapellendorf einen ſteilen Hang hinauf entgegen. In wenigen Minuten waren die beiden Kommandeure und die meiſten Offiziere der in der Avantgarde befindlichen Regimenter Alt-Lariſch und Winning gefallen. Rüchel ſelbſt wurde ſchwer verwundet, behielt aber die Oberleitung des verzweifelten Kampfes bei, bis er vom Pferde ſank. Seine Truppen wurden in die allgemeine Flucht hineingezogen und mit dem Strom nach Weimar zurückgeſchwemmt.

Hohenlohes Armee war aufgerieben. Ihre Trümmer wurden teils noch auf der Flucht, in der Nähe von Erfurt, gefangen genommen, teils gelang es ihnen, ſich der am gleichen Tage bei Auerſtädt geſchlagenen Hauptarmee des Herzogs von Braunſchweig anzuſchließen und mit dieſer hinter die Elbe zurückzugehen.

Stadtkirche am Schlachttage.

* * *

Jena ſelbſt entging infolge der verlorenen Schlacht ſeinem Untergang, denn eine auf dem Galgenberge poſtierte franzöſiſche Batterie hatte den Befehl, einen etwaigen Rückzug der Franzoſen durch Zuſammenſchießen der Stadt zu decken.

Dieſe ſelbſt bot einen wüſten Anblick. Auf allen Straßen lagen Trümmer von zerſchlagenen Türen, Fenſtern und Hausgeräten umher. Auch der Brand am Johannistor loderte noch zweimal aufs neue empor, jedoch konnte einem weiteren Umſichgreifen nunmehr Einhalt getan werden.

Allmählich machten ſich die Folgen des mörderiſchen Tages bemerkbar. Stadt- und Kollegienkirche, Rathaus, Krankenhaus, Irrenhaus, Schloß, Fechtboden, die einzelnen Gaſthöfe wurden zu Lazaretten umgewandelt und mit mehr als ſiebentauſend Verwundeten belegt.

Bei ſinkender Nacht traf in Begleitung ſeiner kaiſerlichen Garden

Napoleon wieder in Jena ein und nahm im Schloſſe Quartier. Ebenda empfing er am folgenden Tage eine akademiſche Deputation, welche unter Führung des derzeitigen Prorektors, Geh. Kirchenrat Gabler, Stadt und Univerſität der Gnade des Siegers befahl. Der Kaiſer bezeugte großmütig und herablaſſend ſeine Teilnahme und gab die beruhigendſten Verſicherungen. Desgleichen auch einer in demſelben Sinne ſupplizierenden ſtädtiſchen Deputation.

Jedwede fernere Plünderung innerhalb der Stadt wurde hierauf bei Todesſtrafe verboten. Die franzöſiſchen Truppen zogen nach und nach ab, Friede und Ordnung kehrten zurück. Am 3. November wurden die Vorleſungen wieder aufgenommen und drei Wochen ſpäter traf der nachſtehende kaiſerliche Schutzbrief ein:

Ordre

de par l'Empereur.

L'université de Jena, ses Professeurs, Docteurs et Etudiants, ses possessions, revenus et autres attributions quelconques sont mis sous la Sauve-garde spéciale des Commandants des troupes françaises et alliées.

Le cours des Etudes sera continué. Les Etudiants sont autorisés en conséquense à revenir à Jena que l'intention de l'Empereur M. de ménager autant qu'il sera possible.

(L. S.) à Berlin, l' 24 Novembré 1806.

Le Prince de Neufchatel, Major-Général.

Fornow. M. Al. Berthier.
Hess. Pour Copie Conforme
Küsler. Le Chef d. Escs. Bouchard
Bades. Commandant d'arme à Jena.

Hierauf kehrte ein großer Teil der aus Jena geflüchteten Profeſſoren und Studenten zurück. Wenn auch die Folgen der verhängnisvollen Schlacht und des Brandes noch lange und ſchwer auf der Stadt laſteten und die Zahl der Neuinſkribierten im laufenden Winterſemeſter nicht mehr als einunddreißig betrug, ſo hob ſich doch in der Folgezeit die Frequenz der Univerſität wieder, nachdem die im Lehrkörper entſtandenen Lücken wieder ausgefüllt und der Hochſchule eine Reihe wichtiger Förderungen aufs neue zuteil geworden waren.

Zwei Jahre ſpäter, am 7. Oktober 1808, verweilte Napoleon als Teilnehmer an einer Hofjagd ein zweites Mal auf dem Landgrafenberg. Bei dieſer Gelegenheit machte er ſelbſt den gleichfalls anweſenden Kaiſer Alexander auf die wichtigſten Punkte des Schlachtfeldes aufmerkſam. An der Stelle, wo er in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober biwakiert

hatte, war auf Befehl Carl Auguſt's ein Tempel mit folgendem Chronoſtichon errichtet:

Praesentes DIVos nUnC prIsCa thVrIngIa IVnXIt;
En noVVs attentos IVnget aMor popVLos.
(Mächtige Herrſcher hat jetzt das alte Thüringen vereinigt;
Neue Liebe wird nun einen die ſtaunende Welt.)

Napoleon betrat den Tempel nicht, empfing aber an ebendieſer Stelle eine Deputation aus Jena, bei der er ſich nach dem Stand der Univerſität und den Folgen des Schlachttages für die Stadt erkundigte. Als er von der gewaltigen Schuldenlaſt hörte, welche aus den Reſtaurationsarbeiten erwachſen war, verſprach er Hilfe und Unterſtützung. Die zahlreichen Schenkungen, die er bald darauf zum Aufbau der abgebrannten Häuſer, zur Wiederherſtellung der Kirchen, als Entſchädigung für Kriegsfuhren uud an Armenunterſtützungeu bewilligte, mögen eine Höhe von 400000 Frank erreicht haben.

Der auf der höchſten Erhebung des Landgrafenberges, dem ſogenannten Windknollen ſtehende „Napoleonſtein“ bezeichnet heute noch die Stätte, an welcher bei Beginn der Schlacht der Standpunkt des Kaiſers war. —

Zum hundertjährigen Gedächtnis des Schlachttages fand am 14. Oktober 1906 in dem kleinen meiningiſchen Dorfe Vierzehnheiligen, dem Mittelpunkte des Entſcheidungskampfes, eine ernſte, würdige Feier ſtatt.

Erſchienen waren u. a. Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Sachſen, Se. Königl. Hoheit Herzog Albrecht von Württemberg, Se. Hoheit Erbprinz von Meiningen, Generalfeldmarſchall Graf Häſeler, General a. D. Kunhardt v. Schmidt-Berlin, General v. Rohrſcheid-Erfurt, General v. Rex-Erfurt, Generalleutnant Exzellenz v. Renthe-Fink-Jena, Generalleutnant Exzellenz d'Elſa als Vertreter der ſächſiſchen Armee, Vertreter der Gardejäger, des Infanterieregiments Nr. 10, der Derfflinger Dragoner, der Schillſchen braunen Huſaren, der ſächſiſchen Königshuſaren, des ſächſiſchen Regiments 106, der Chef der Kriegsgeſchichtlichen Abteilung I zu Berlin, aus Weimar der preußiſche und ſächſiſche Geſandte, Vertreter der Herzoge von Coburg-Gotha und Altenburg, der beiden ſchwarzburgiſchen Fürſtentümer, das Weimariſche Staatsminiſterium, die Spitzen der Jenaer Behörden (Univerſität, Oberlandesgericht, Stadt), der Oberbürgermeiſter und Bezirksdirektor von Apolda, zahlreiche Reſeroeoffiziere und Mitglieder von Militärvereinen, die Studentenſchaft Jenas, die Schulen ſämtlicher benachbarter Orte uſw.

In Verbindung mit dieſer Feier wurde das an gleicher Stätte errichtete Schlachtendenkmal enthüllt. Es iſt ein Kreuz aus ſchwediſchem Granit, etwa 5 m hoch, und enthält auf Bronzetafeln die Verluſtangaben der preußiſchen und ſächſiſchen Armeen, insbeſondere die Namen der gefallenen 53 Offiziere.

Dem Namen „Jena“ haftete seit jenem Unglückstage ein übler Beiklang an. Kein anderer als Bismarck hat hierfür das erlösende Wort gefunden.

Als er am 31. Juli 1892 auf der Rückreise von Kissingen nach Jena kam und daselbst von Stadt und Universität, insbesondere von der entflammten akademischen Jugend wie ein kaiserlicher Triumphator empfangen ward, sprach er bei Gelegenheit des ihm zu Ehren veranstalteten Marktfestes, an der Stätte, wo heute der „Bismarckbrunnen“ steht, die denkwürdigen Worte:

„Der Name Jena hatte für mich als Sohn einer preußischen

Der Markt vor hundert Jahren.

Militärfamilie einen schmerzlichen und niederdrückenden Klang. Es war das natürlich, und ich habe erst in reiferen Jahren einsehen gelernt, welchen Ring in der Kette der göttlichen Vorsehung für die Entwicklung unseres deutschen Vaterlandes die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herz kann sich nicht darüber freuen, mein Verstand sagt mir aber, wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Sedan auch nicht gewesen.“

Die letzten hundert Jahre.

Mit geringer Frequenz und einer durch die Kriegsjahre aufs ungünstigste beeinflußten Finanzlage trat die Alma mater Jenensis in ihr letztes Säkulum ein. Die fürstlichen Nutritoren mußten das Menschenmögliche tun, um das gebrechliche Schifflein über Wasser zu halten.

Sie ließen es daran nicht fehlen. Die Verwilligung eines nicht unbeträchtlichen Staatszuſchuſſes geſtattete eine beſſere Dotierung der Lehrſtellen, eine Reorganiſation der akademiſchen Speiſeanſtalt, der Witwen- und Waiſenanſtalt und vor allem der Univerſitätsbibliothek unter Goethes perſönlicher Anteilnahme.

Gleichzeitig (1806) erfolgte die Errichtung des anatomiſchen Muſeums, des ethnologiſch-zoologiſchen und phyſikaliſch-chemiſchen Kabinets, ſowie der Univerſitätsſternwarte im vormaligen Schillergarten, an derſelben Stätte, wo der große Meiſter ſeine aſtrologiſchen Studien zu den unvergänglichen Geſtalten eines Wallenſtein und Seni getrieben.

Die große Zeit von 1813—1815 zog auch das kleine Jena in ihre Kreiſe. Die Akademie entſandte ihre edelſten Zöglinge, zumeiſt unter Lützows Fahnen, in den Kampf. Der wiſſenſchaftliche Betrieb konnte nur mühſam und unvollſtändig aufrecht erhalten werden.

Im Frühjahr 1813 hätte ein ſonderbarer Vorfall beinahe den Untergang der Stadt herbeigeführt. Als Napoleons Truppen bei ihrer Flucht aus Rußland ſich über ganz Deutſchland ergoſſen, hatte die Diviſion des Generals Durutte ihren Weg über Jena genommen und daſelbſt Raſt gehalten. Zu aller Entſetzen ließ ſich plötzlich auf der Höhe des Hausberges ein kleiner Trupp der gefürchteten Koſacken ſehen. Voll paniſchen Schreckens brachen die nervöſen Flüchtlinge ſofort auf und ſetzten in regelloſen Eilmärſchen ihren Weg fort.

Hinterher wurde ruchbar, daß die vermeintlichen Schreckensgeſtalten nichts mehr und nichts weniger geweſen ſeien, als eine Schar übermütiger Studenten, die als Koſacken verkleidet durch ihren loſen Streich eine ganze Diviſion in die Flucht geſchlagen.

Auch Napoleon erfuhr hiervon und war natürlich über dieſen ſeinen Truppen angetanen Schimpf aufs äußerſte aufgebracht. Um ein „abſchreckendes Beiſpiel der Beſtrafung“ zu geben, erteilte er an General Bertrand unverzüglich die Ordre, die Stadt niederzubrennen. Der weimariſche Regierungsrat von Müller erbat daraufhin bei dem zur Zeit in Erfurt weilenden Franzoſenkaiſer eine Audienz und ſtellte ihm in beweglichen Worten vor, „wie großes Unglück Jena ſchon durch die Schlacht vom 14. Oktober 1806 erlitten, ſo daß der Kaiſer ſelbſt zu einiger Entſchädigung dafür ſich bewogen geſehen habe, und daß er den unſterblichen Ruhm, den dieſe Schlacht ihm gebracht, jetzt durch ſo grauſame Tat für immer in den Augen der Nachwelt beflecken würde.“

Unter gleichzeitiger Fürſprache des in Weimar akkreditierten franzöſiſchen Geſandten, Baron von St. Aignau, gelang es ſchließlich, den Widerſtand des Kaiſers zu brechen und ihn von ſeinem grauſamen Vorhaben wieder abzubringen. Bei dieſer Gelegenheit ſprach Napoleon die denkwürdigen Worte: „Mais qu'on fasse une bonne et bien sévère leçon à ces Messieurs de Jena, afin qu'ils se mettent bien dans l'esprit que d'un clin d'oeil je peux détruire pour jamais toute

l'université. — Et en effet que veulent donc tous ces idéologues, tous ces radoteurs? Ils veulent la révolution en Allemagne, ils veulent s'affranchir de tous les lieus qui les attachent à la France. Savez vous, vous autres Allemands, ce que c'est qu'une révolution? Vous ne le savez pas; mais moi, je le sais. J'ai vu ces torrents de sang inonder la France, j'y ai surnagé, et je ne veux pas soufrir que ces terribles scènes se renouvellent en Allemagne. Mais certainement, Messieurs, vous aurez la révolution, si je n'y mets pas bon ordre. La Prusse á joué perfidie avec moi; il lui

Der Fürſtengraben vor hundert Jahren.

en coûtera cher. J'ai été beaucoup trop généreux envers elle, j'ai remis le roi sur son trône, et voilà qu'il me paye d'ingratitude".

Auch die Univerſität entſandte eine Deputation nach Erfurt, um die Beteiligung der Studentenſchaft an dem grotesken, übrigens niemals authentiſch aufgeklärten Vorgang auf das entſchiedenſte in Abrede zu ſtellen. Sie wurde von Napoleon, der den „revolutionären" Profeſſoren gründlich abgeneigt war, hart angelaſſen und mit ſcharfen Verwarnungen wieder nach Hauſe geſchickt. Aber Jena blieb vor dem Untergang bewahrt. —

Als nach Beendigung der Freiheitskriege ein geregeltes Studium wieder aufgenommen werden konnte, wurden auch dem wiſſenſchaftlichen Leben neue Förderungen zuteil, die natürlich auf den Beſuch der Univerſität neubefruchtend einwirkten. Hierher gehörte im Jahre 1807 die Errichtung eines homiletiſchen Seminars, eines katechetiſchen Inſtituts,

ſowie eines theologiſchen und philologiſchen Seminars, eines zootomiſchen Kabinetts und der Tierarzneiſchule. Das Konviktorium, zu welchem kurz vorher ein zwölfter Tiſch für Studierende aus Ungarn und Siebenbürgen geſtiftet worden war, erfuhr eine zeitgemäße freiere Umgeſtaltung. Ingleichen wurden auch der botaniſche Garten, das mineralogiſche, zoologiſche und anatomiſche Muſeum weſentlich bereichert und je eine Profeſſur für griechiſche Sprache und Chemie neugeſchaffen.

Von großem Einfluß auf die Förderung des juriſtiſchen Studiums war die im gleichen Jahre erfolgte Verlegung des Oberappell- (Oberlandes-) Gerichtes nach Jena, deſſen Räte, zum Teil wenigſtens, ſtatutengemäß zugleich eine Profeſſur innehaben.

Bedeutungsvoll für die Geſchichte der Univerſität war das Jahr 1826. In dieſem traten, außer Weimar und Gotha, auch Altenburg und Meiningen in die Reihe der Erhalterſtaaten ein.

Im gleichen Jahre begründete der bekannte Nationalökonom Fr. E. Schulz-Gävernitz in Jena das erſte Landwirtſchaftliche Inſtitut, das nach ſeinem Tode im Jahre 1860 von dem Weimariſchen Staate übernommen und an die Univerſität angeſchloſſen wurde. Auch der Bau der der Univerſität zur Verfügung geſtellten Landesheilanſtalten, der bereits im Jahre 1801 mit der Errichtung der Irrenheilanſtalt ſeinen Anfang genommen, fand im Jahre 1830 durch Fertigſtellung der geburtshilflichen Klinik ſeinen Abſchluß.

Während zu dieſer Zeit die Frequenz der Hochſchule ſich immer noch auf einer Höhe von über fünfhundert Studenten erhalten hatte, trat in den folgenden Dezennien ein ſtetiger langſamer Rückgang ein, der in der Zeit von 1865—1875 ſeinen tiefſten Stand mit kaum vierhundert erreichte.

In dieſe Zeit des Rückganges fallen als beſonders bemerkenswerte Daten die Errichtung eines ſtaatswiſſenſchaftlichen Seminars (1849), die Feier des dreihundertjährigen Univerſitätsjubiläums (1858), und die Verlegung der wiſſenſchaftlichen Vorleſungen, die bis dahin zumeiſt in den Wohnungen der Dozenten gehalten worden waren, nach dem neuen Auditoriengebäude am Fürſtengraben (1861).

In erſter Linie waren es wohl zwei Umſtände, die während dieſer Zeit auf den Beſuch der Hochſchule zu Gunſten der ohnehin beſſer dotierten Nachbaruniverſitäten immer nachteiliger einwirkten. Nämlich einesteils der Mangel einer eignen Garniſon, bei der die Studierenden gleichzeitig ihrer Militärpflicht genügen konnten, und andrerſeits der Mangel jeglicher Eiſenbahnverbindung.

Beidem ſollte abgeholfen werden. Im Jahre 1867 wurde das III. Bataillon des 94. Infanterieregiments nach Jena verlegt, in deſſen Gefolgſchaft in den Jahren 1870-71 zwei Fünftel der Studierenden vor dem Feinde ſtanden, während durch den Bau der Saal-Bahn und der Weimar-Geraer Bahn in den Jahren 1874 bezw. 1876 die Stadt nach

Osten, Süden, Westen und Norden hin in das Eisenbahnnetz Deutschlands eingegliedert wurde.

Seit dieser Zeit sind Stadt und Universität in einem ständigen, während der letzten Jahrzehnte nahezu beispiellosen Aufblühen begriffen. Zu Anfang der siebziger Jahre hatte Jena eine Einwohnerzahl von kaum achttausend aufzuweisen. Heute zählt es rund 30 000 Einwohner. Während noch in der Hälfte der siebziger Jahre nicht mehr als fünfhundert Studenten die Universität besuchten, hat ihre Zahl im letzten Jahre das dreifache bereits überschritten.

Ein Beweis, daß zumal das wissenschaftliche Leben auf voller Höhe steht. Die kleine Academia Salana braucht keinen Vergleich mit irgendwelcher großstädtischen Hochschule zu scheuen. Was namentlich an Verbesserung der Lehrmittel, an Neubauten und Neueinrichtungen von akademischen Instituten, Laboratorien, Kliniken, Sammlungen usw. gerade im letzten Jahrzehnt geleistet wurde, ist erstaunlich.

Diese rege Förderung ist nicht zum geringsten Teil auf Rechnung der weltberühmten Zeiß-Werke zu setzen, welche, aus einer kleinen mechanischen Universitätswerkstatt entstanden, sich zu der größten und vielseitigsten aller industriellen Unternehmungen auf dem Gebiet der angewandten Optik entwickelt haben. Dank dem Gemeinsinn ihres Leiters, Professor Carl Abbe, hat die Carl-Zeiß-Stiftung ihre gewaltigen Ueberschüsse mit wahrhaft fürstlicher Munifizenz in den Dienst der Universität gestellt.

Auch der imposante, von Theodor Fischer in Stuttgart entworfene und an Stelle des alten Residenzschlosses errichtete Universitätsneubau, der zum 350jährigen Jubiläum der Hochschule seiner Bestimmung übergeben werden soll, hat seine finanzielle Fundierung zum großen Teil dieser selben Stelle zu verdanken. —

Es erübrigt noch ein Blick auf die völlige Umgestaltung der Rechtsverhältnisse, welche das Universitätsleben innerhalb der letzten hundert Jahre erfahren hat.

Nach ihrer ursprünglichen Verfassung bildete die Academia Salana nicht bloß eine Gelehrtenschule, sondern zugleich einen Staat im Staate, ein Gemeinwesen mit eigner Gerichtsbarkeit und eignen Herrschaftsrechten. Es war das Prinzip der libertas academica im ältesten Sinne des Wortes, daß „die Wissenschaften nur dann mit Erfolg betrieben werden könnten, wenn ihre Jünger dem Einfluß politischer Gewalten möglichst entzogen, wenn der studierende und forschende Geist durch öffentliche Pflichten und Lasten möglichst wenig gedrückt und abgelenkt werde."

Die hierdurch bedingte akademische Autonomie und Jurisdiktion ruhte in den Händen des jeweiligen Rektors, der somit weniger das wissenschaftliche, als vielmehr das politische Regiment zu führen hatte.

Die Wahl des Rektors erfolgte von Anfang an semesterweise nach

freier Entſcheidung des Senats. In je höherem Maße jedoch die aufblühende Univerſität von Studierenden aus dem Fürſten- und Prinzenſtande beſucht wurde, bildete ſich die Gepflogenheit heraus, nicht ein Mitglied des akademiſchen Lehrkörpers, ſondern einen dieſer hier ſtudierenden Fürſten, Grafen oder Freiherrn, insbeſondere einen Prinzen aus dem Erneſtiniſchen Hauſe, zum Rector Magnificentissimus zu wählen. Da der ſeit dem Jahre 1700 mehrfach als Rektor gewählte Erbprinz Wilhelm Heinrich von Eiſenach auch nach ſeinem Regierungsantritt im Jahre 1729 das Rektorat beibehielt, ſo entſtand ſeit jener Zeit aus den „Prinzenrektoraten“ das lebenslängliche Rektorat des jeweiligen Weimarſchen Landesherrn, dem dieſe Würde a priori ohne Zeitbeſchränkung übertragen iſt. Hierbei iſt es bis heutigen Tages verblieben. Die eigentlichen Amtsgeſchäfte liegen ſeitdem in den Händen des ſemeſterweiſe nach beſtimmtem Turnus gewählten Prorektors.

Selbiger iſt jedoch unter heutigen Verhältniſſen nicht mehr der Träger irgendwelcher obrigkeitlichen Gewalt. So wenig wie die Univerſität noch einen Staat im Staate mit beſonderen politiſchen Sonderrechten bildet. Sie iſt nichts anderes, als eine „höhere Bildungs- und Unterrichtsanſtalt“.

Dieſer Umwandlungsprozeß hat ſich ſeit dem Jahre 1810, mit der damals erlaſſenen neuen Jenaiſchen Stadtordnung, vollzogen. Seitdem hat man die einzelnen Sonderrechte nach und nach teils aufgehoben, teils wie z. B. die Polizeigewalt, nicht mehr ausgeübt.

Mit der am 1. Januar 1896 in Kraft getretenen Neuen Weimariſchen Gemeindeordnung ſind ſchließlich die Angehörigen der Univerſität endgültig der Stadtgemeinde eingegliedert worden. Der Univerſität iſt lediglich eine alles ſtrafrechtlichen Charakters entkleidete Disziplinargewalt über die Studierenden und einen Teil der Univerſitätsbeamten verblieben.

„So iſt der Univerſität“ ſchreibt Löning im Jahre 1897, „mit dieſer neueren Entwicklung ein gewichtiges Erbe der Vergangenheit verloren gegangen. Haben wir es zu bedauern? Gewiß nicht, es ſei denn, daß wir die Entwicklung des modernen Staates ſelbſt bedauern wollten. Die Zeitanſchauungen haben ſich im Laufe dieſes Jahrhunderts merkwürdig geändert; was man in früherer Zeit als unentbehrliches Requiſit einer gelehrten Studienanſtalt anſah, das erkennen wir heute nur als ein Hemmnis für die Erfüllung ihrer wahren Aufgabe. Die Art von akademiſcher Freiheit, von welcher das Kaiſerl. Priveleg von 1557 ſprach, haben wir verloren; aber wir ſind dafür frei geworden von einer Menge von Dingen, die mit der Lehre und Förderung der Wiſſenſchaft nichts zu tun haben; wir ſind damit insbeſondere auch frei geworden von all dem Hader und Streit, von dem die früheren Jahrhunderte widerhallten. Wir leben heute in Frieden und Eintracht mit unſern Mitbürgern und den ſtädtiſchen Behörden; wir erfreuen uns der unwandel-

baren Gnade aller unſerer durchl. Erhalter, wie des verſtändnisvollen Wohlwollens ihrer Regierungen. Und wenn die Univerſität als Ganzes ihre politiſche Hoheit hat dahin geben müſſen, ſo haben dafür alle Glieder derſelben die geſetzlich garantierten Rechte und Freiheiten des modernen Staatsbürgers eingetauſcht.

„Dazu kommt, daß uns ein anderes großes Erbe der Vergangenheit geblieben, ja uns für alle Zeiten unverlierbar iſt. Das iſt die Freiheit der wiſſenſchaftlichen Lehre und Forſchung, welche von Alters her an der Jenaer Hochſchule gewaltet, der Geiſt wiſſenſchaftlichen Strebens, der ſie zu allen Zeiten ihres Beſtehens beſeelt und der ſie befähigt hat, jenen großen Einfluß auf das geiſtige Leben und die ganze Kulturentwicklung unſerer Nation auszuüben.

„So ſehr auch Zeit und Kraft unſerer Vorgänger an dieſer Anſtalt durch jene äußeren Verhältniſſe in Anſpruch genommen waren, niemals iſt doch ihre Tätigkeit darin aufgegangen und niemals hat man hier den letzten und wahren Zweck einer Univerſität außer Augen gelaſſen. Ganz im Gegenteil! Stets iſt auch in jenen älteren Zeiten ſehr tüchtig hier gearbeitet und doziert worden, und mit Stolz konnte im Jahre 1674 die Univerſität an den Landesherrn berichten, daß „durch Gottes Gnade und derer Profeſſorum gebührenden Fleiß die Frequenz der allhier ſtudierenden Jugend andere Univerſitäten weit übertreffe.“ Aber nicht nur dies! Vielmehr dürfen wir ſagen, daß in den letzten drei Jahrhunderten ſich kein wichtiger Fortſchritt in dem geiſtigen Leben Deutſchlands vollzogen, kein bedeutender Wendepunkt in der wiſſenſchaftlichen Erkenntnis eingetreten iſt, an dem nicht unſere Academia Salana in hervorragender Weiſe beteiligt, bei dem ſie nicht zu den maßgebenden Faktoren gehört hätte. Unſere Univerſität iſt niemals von blos lokaler Bedeutung geweſen.“

Den beſten Beweis hierfür wird die nun folgende Darſtellung des wiſſenſchaftlichen Lebens der Academia Salana liefern.

Vivant Professores!

Man kann Jena nach seinem rapiden Wachstum an Einwohner- und Studentenzahl heute nicht eigentlich mehr zu den „kleinen" Universitätsstädten rechnen. Wenn sich die Academia Salana auch naturgemäß mit den großstädtischen Hochschulen von Berlin, München, Leipzig u. a., welche allein die Hälfte der gesamten deutschen Studentenschaft resorbieren, bei weitem nicht messen kann, so geht eine Frequenzziffer von mehr als 1500 Studierenden immerhin beträchtlich über das Maß hinaus, das den gegebenen Verhältnissen angepaßt wäre, wenn man die Verteilung der deutschen Studenten auf die einzelnen Territorien als eine gleichmäßige und der Einwohnerzahl entsprechende annimmt. In solchem Falle würde sich für Jena, als thüringische Landesuniversität, eine Zahl von höchstens 500 Besuchern ergeben.

Ein Beweis, daß das wissenschaftliche Leben der alma mater auf voller Höhe steht. Schon an Fülle und Gediegenheit ihrer Lehrmittel und Lehrinstitute braucht sie einen Vergleich mit anderen, selbst größeren Hochschulen keineswegs zu scheuen.

Die gegenüber dem früheren Auditoriengebäude am Fürstengraben gelegene Universitätsbibliothek verfügt über mehr als 250000 Bände und 900 Handschriften. Unter diesen befinden sich als ganz besonders wertvolle Schätze ein Exemplar der 36zeiligen lateinischen Gutenberg-Bibel, Johann Friedrichs des Großmütigen auf Pergament gedruckte Lutherbibel mit Titelblatt von Lucas Cranach, eine Evangelien- und Epistelhandschrift mit prächtigen Malereien, 1507 für Friedrich den Weisen hergestellt, mehrere handschriftliche Missale auf Pergament, die Handschrift der Briefe des Petrus Vineis, die sog. „Jenaer Liederhandschrift", eine in groß Folio auf Pergament geschriebene Sammlung deutscher Minnesängerlieder mit Melodien u. a. m. Den Grundstock dieser Bibliothek bildete, wie bereits berichtet, die von Johann Friedrich dem Großmütigen der Hochschule übermachte Wittenberger Schloßbibliothek, die im Laufe der Jahrhunderte durch mannigfache Legate, z. B. des Juristen Arumaeus, des Historikers Sagittarius, des Obergeleitsmannes Birkner zu Erfurt, des Juristen Buder, sowie durch den Ankauf der reichhaltigen Bücher-

ſammlungen der Jenaiſchen Profeſſoren Boſe und Danz bedeutend vergrößert wurde. Einen weiteren beträchtlichen Zuwachs erhielt die Bibliothek durch Einverleibung der Jenaer Kloſterbibliotheken, namentlich aber durch ihre unter Carl Auguſt vollzogene Vereinigung mit der Jenaiſchen Schloßbibliothek.

Die einzelnen akademiſchen Anſtalten und Inſtitute ſind mit Laboratorien, Unterrichtsmaterial und Sammlungen aufs reichſte ausgeſtattet. Den Zwecken der mediziniſchen Wiſſenſchaft dienen außer der vollzählig vertretenen, mit der Landesheilanſtalt verbundenen Einzelkliniken und Poliklinik das anatomiſche, phyſiologiſche, pharmakologiſche, hygieniſche, zahnärztliche, pathologiſch-anatomiſche Inſtitut, das anthropotomiſche und zootomiſche Muſeum und ein kliniſches Laboratorium für experimentelle Pathologie. Für die hiſtoriſch-philologiſche Abteilung der philoſophiſchen Fakultät iſt, außer den einzelnen ſachwiſſenſchaftlichen Seminaren ein archäologiſches und germaniſches Muſeum und das an erſter Stelle in Deutſchland ſtehende orientaliſche Münzkabinet vorhanden, während der mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Abteilung das zoologiſche Inſtitut und Muſeum, das mineralogiſche Inſtitut und Muſeum, das botaniſche Inſtitut ſamt botaniſchem Garten und botaniſchen Sammlungen, das phyſikaliſche und chemiſche Inſtitut, die Inſtitute für techniſche Phyſik und Chemie, für Mikroſkopie, Pharmazie und Nahrungsmittelchemie, das durch Häckel neuerrichtete phylogenetiſche Inſtitut, die Univerſitätsſternwarte ſamt meteorologiſchem Inſtitut und eine Hauptſtation für Erdbebenforſchung zur Verfügung ſtehen. Das der Oberleitung Edler's unterſtellte Landwirtſchaftliche Inſtitut beſitzt ein landwirtſchaftliches und mit Verſuchsſtation verbundenes agrikulturchemiſches Laboratorium, einen landwirtſchaftlich-botaniſchen Garten ſamt Verſuchsfeldern und Obſtbaumſchule, eine Veterinärabteilung, ſowie reichhaltige landwirtſchaftliche

Guſtav Kerp, Jena, phot.

Director Dr. Brandis
Bibliothekar der Univerſität Jena.

Sammlungen. Auch die ſchönen Künſte ſind durch einen Univerſitätsfechtmeiſter und Tanzlehrer, ſowie durch die unter Leitung eines Univerſitätsmuſikdirektors ſtehende Akademiſchen Konzerte und den Akademiſchen Geſangverein aufs beſte vertreten.

Vor allen Dingen aber ſind es die eigentlichen Träger und Führer des wiſſenſchaftlichen Lebens, die Univerſitätslehrer, welche die kleine academia Salana in allen Jahrhunderten zu einem Wallfahrtsziel der edelſten deutſchen Jugend gemacht haben. Die Univerſität Jena hat in allen vier Fakultäten die glänzendſten Namen ihr Eigen nennen dürfen. Männer wie Schiller, Fichte, Schelling, Hegel, Fiſcher, Rückert, Haſe, Lipſius, Pfleiderer, Thibaut, Feuerbach, Huſeland, Notnagel, Oken, Häckel und ſo viele andere von den größten der Großen haben den wiſſenſchaftlichen Ruhm Jenas für alle Zeit feſt begründet.

Es iſt nicht möglich, in dem nun folgenden kurzen Ueberblick dieſer Fülle wiſſenſchaftlichen Lebens und Strebens, überdies mit unkundiger Laienhand, auch nur annähernd gerecht zu werden. Zumal das lebende Geſchlecht, deſſen Werk noch nicht abgeſchloſſen iſt, wird ſich aus mancherlei Rückſichten an einer nüchternen Nomenklatur der zur Zeit im Amte ſtehenden ordentlichen Profeſſoren genügen laſſen müſſen. Wie die Alma Mater Jenensis zu allen Zeiten ihren Ruhm darin geſucht, unter ſtolzer Wahrung edler Lehr- und Geiſtesfreiheit in erſter Linie die Förderung neuer Prinzipien ſich zur Ehrenſache zu machen, ſo mögen unter dieſem Geſichtspunkte die folgenden, leider nur flüchtig ſkizzierten wiſſenſchaftlichen Charakterbilder aus den einzelnen Fakultäten zum Zeugnis dafür dienen, in welchem Maße die kleine Academia Salana an dem ſtolzen weltumfaſſenden Bau der univerſellen Wiſſenſchaft bis heutigen Tages mitgearbeitet hat.

Die theologiſche Fakultät.

Um der Theologie willen war die Alma mater Jenensis zu ihrer Zeit gegründet worden. Sie ſollte an Stelle Wittenbergs zu einer neuen Hochburg der evangeliſchen Lehre werden. Nikolaus von Amsdorf, der durch den Schmalkaldiſchen Krieg ſeines Amtes verluſtige evangeliſche Biſchof, war der spiritus rector, der die junge Fakultät, welche zunächſt aus drei Mitgliedern — Striegel, Schnepf, Flacius — beſtand, auf den Bahnen reinſten Luthertums zu halten ſich bemühte. Durch ſeine Vermittlung war der ſtreitbare Flacius nach Jena berufen worden, an deſſen Namen ſich jene unſeligen Wirren knüpfen, die nicht blos für das neu erblühte akademiſche Leben Alt-Jenas, ſondern für die geſamte evangeliſche Bewegung in Deutſchland und Oeſterreich ſo verhängnisvoll werden ſollten. Der ſüdländiſche Feuerkopf war in ſeinem dogmatiſchen

Fanatismus von vornherein ein geſchworener Gegner der nachgiebigeren und weitherzigeren Melanchthonianer, denen auch ſein Fakultätsgenoſſe Striegel mit ſeiner allen theologiſchen Prinzipienreitereien abgeneigten verſöhnlichen Geſinnung naheſtand. So war der unerquickliche Kampf unvermeidlich, deſſen Verlauf wir ſamt den ferneren Lebensſchickſalen Flacius' bereits an anderer Stelle, als der Entwicklungsgeſchichte der Hochſchule angehörig, geſchildert haben.

An Striegel, der auch nach der Amtsentſetzung ſeines Gegners noch in Stubenarreſt verblieb, wurde von dem rechtgläubigen Johann Friedrich dem Mittleren das Anſinnen geſtellt, ſeine ſynergiſtiſchen Irrtümer aufzugeben und ſich mit der Kirche auszuſöhnen. Er tat dies in einer ad hoc abgefaßten Bekenntnisſchrift, die von den Württemberger Theologen Andreae und Binder begutachtet und trotz des in ihr enthaltenen verdeckten Synergismus für orthodox erklärt wurde. Striegel hatte hierauf die Genugtuung, trotz energiſchen Widerſpruchs von Seiten eines Teiles der Landesgeiſtlichkeit ſich wieder rehabilitiert zu ſehen, und eröffnete nach dreijähriger Haft im Mai 1562 aufs neue ſeine Vorleſungen. Ganz unerwartet ſiedelte er jedoch, weil in ſeiner alten Stellung „fort und fort Ränke gegen ihn geſchmiedet wurden", nach Leipzig über, wo ſeine ſynergiſtiſchen Neigungen einen dankbaren Boden fanden. Gleichwohl ſtieß er auch hier mit ſeiner ausgeſprochenen Billigung der reformierten Abendmahlslehre auf Widerſtand, ſodaß ihm bereits im Februar 1567 auf Befehl des Rektors das Auditorium geſchloſſen wurde. Schließlich führte ihn, nach vorübergehendem Aufenthalt in Amberg, ein ehrenvoller Ruf nach Heidelberg. Seine im heißen Kampfe aufgeriebene Geſundheit war jedoch den Anforderungen eines neuen Amtes nicht mehr gewachſen. Er ſtarb am 26. Juni 1569.

Mit ſeinem Weggang war in der Jenaiſchen theologiſchen Fakultät die Ruhe des Todes eingetreten, die ſich nur langſam, vorwiegend unter Nicolaus Selnecker's, des bekannten Kirchenliederdichters, Einfluß wieder zu gedeihlichem Leben entfaltete.

Unter Herzog Johann Wilhelm, der 1567 zur Regierung gelangte, begann abermals eine ſchärfere Luft zu wehen. Eine ſtreng lutheriſche Orthodoxie gewann aufs neue die Oberhand. Ihr Hauptvertreter war Thilemann Heßhuſius, der am 3. November 1527 zu Weſel geboren, bereits ein vielbewegtes Leben als Magiſter zu Wittenberg, Superintendent zu Goslar, Profeſſor zu Roſtock, Generalſuperintendent zu Heidelberg und Prediger zu Magdeburg und Neuburg hinter ſich hatte, ehe er im Jahre 1569 als Profeſſor der Theologie nach Jena berufen wurde. Allenthalben, wo er bisher gewirkt, hatte er wegen ſeines Eiferns gegen Synergismus und Kryptokalvinismus das Feld räumen müſſen. Auch ſeine neue Amtstätigkeit in Jena eröffnete er mit einer heftigen Polemik gegen Selnecker, in deren Folge der alte Zwieſpalt aufs neue entbrannte und ſich inſonderheit zu einer Fehde der jenaiſchen

Fakultät gegen den weimariſchen Hofprediger Irenaeus, einen fanatiſchen Parteigänger des Flacius, auswuchs, inſofern die neue Jenaiſche Orthodoxie über die des Letzteren noch hinausging.

Nach der anderen Seite nahm Heßhuſius erneut den Kampf gegen die wiederum mächtig gewordene Wittenberger Richtung auf, deren Irrtümern und „Fallſtricken“, namentlich in Hinſicht ihrer kryptokalviniſchen Abendmahlslehre, er in Gemeinſchaft mit Kirchner und Wiegand mit ſolchem Eifer entgegentrat, daß er, aufs neue ſeines Amtes entſetzt, auch aus Jena weichen mußte.

Noch in demſelben Jahre begab er ſich als Biſchof von Samland nach Königsberg. Auch dieſes Amt mußte er infolge eines Streites mit Wiegand, ſeinem früheren Anhänger, wieder aufgeben. Schließlich ſtarb er im Jahre 1588 als Profeſſor der Theologie in Helmſtädt.

Nun endlich kam für die jenaiſche Fakultät, die nach Heßhuſius' Weggang auf ein Semeſter völlig verwaiſt war, eine Zeit ruhiger Entwicklung, unter der Vorherrſchaft eines ſtrengen Luthertums, das ſeine wiſſenſchaftliche Aufgabe darin erblickte, die lutheriſchen Lehrbegriffe ſyſtematiſch auszugeſtalten.

In die trübe Zeit des dreißigjährigen Krieges ragt als einer der gewaltigſten Zeugen dieſer lutheriſchen Orthodoxie Johann Gerhardt herein, der von 1616—1637 eine ſo fruchtbare Tätigkeit entfaltete, „daß die Geſchichte der Jenaer theologiſchen Fakultät ſeinen Namen als einen der bedeutendſten überhaupt zu verzeichnen hat“.

Er war am 17. Oktober 1582 zu Quedlinburg geboren und hatte ſich in Wittenberg zunächſt der Medizin gewidmet, bevor er im Jahre 1603 zu Jena das Studium der Theologie aufnahm und zugleich als Adjunkt der philoſophiſchen Fakultät theologiſche Vorleſungen daſelbſt hielt. Nachdem er hierauf eine Zeitlang das Amt eines Superintendenten zu Heldrungen und Generalſuperintendenten zu Koburg bekleidet hatte, folgte er dem Ruf nach Jena als ordentlicher Profeſſor mit dem Prädikat eines Weimariſchen Kirchenrates. Hier entfaltete er, von der akademiſchen Jugend hochgeſchätzt, eine geſegnete Lehrtätigkeit, mit welcher eine eifrige und umfaſſende ſchriftſtelleriſche Betätigung Hand in Hand ging. Sein Hauptwerk waren die „Loci communes theologici“, in denen er eine ausführliche Darſtellung und Entwicklung des orthodoxen Lehrbegriffes gab. Aus ängſtlicher Beſorgnis für den unverkümmerten Ruf ſeiner Rechtgläubigkeit ſchrieb er ferner die „Meditationes sacrae“ und die etwas pedantiſche „Schola pietatis“. Auch ſeine exegetiſchen Leiſtungen, in denen er patriſtiſche Gelehrſamkeit und dogmatiſche Akribie mit einem geſunden exegetiſchen Takte zu verbinden wußte, ſind von hoher Bedeutung, während ſein „Methodus studii theologici“ als Einführung in das theologiſche Studium auf lange hinaus einen angeſehenen Platz behauptete.

In seinen menschlichen Eigenschaften tritt uns Gehrhard entgegen als das Bild eines Mannes, „von einfacher, rührender Demut, vieler Liebe und unerschütterlichem Gottvertrauen auch in den schwersten Prüfungen, aber auch eines fast zu bedachtsamen und friedliebenden Charakters, welcher in einigen Fällen den Frieden auf Rechnung der unumwundenen Wahrheit zu erkaufen sich verleiten ließ und Eiterbeulen der Kirche, welche der Sonde bedurft hätten, eher mit einem weichen Pflaster zu bedecken versuchte." —

Mit der durch Calixt und Helmstädt inaugurierten freieren — synkretistischen — Gestaltung der Theologie brach auch für die Entwicklung der jenaischen Fakultät eine neue Periode an. Den entscheidenden Wendepunkt bezeichnete eine Verteidigungsschrift der Jenaischen Theologen gegenüber einem leidenschaftlichen Angriff von seiten Reinhardts, eines Anhängers Calovs, der auf Grund einer Vorlesung des Jenensers Musaeus über den Synkretismus der dortigen Fakultät nicht weniger denn 93 Irrtümer vorrückte.

Der erste Führer auf der neuen Bahn war Johann Franz Buddeus, der als Sohn eines pommerschen Predigers zu Anklam geboren, im Jahre 1705 sein theologisches Lehramt in Jena antrat. Als einer der Universellsten unter den damaligen evangelischen Theologen war er zuvor Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache am Gymnasium zu Koburg und Professor der philosophischen Moral in Halle a. S. gewesen. Er war es, der bei der eklektischen und vermittelnden Stellung, die er innerhalb der einzelnen theologischen Richtungen einnahm, eine innige Verbindung des Dogmatismus mit dem praktischen Leben im Sinne des Pietismus herzustellen versuchte, zu welch letzterem er in höherem Maße hinneigte, als er sich und anderen gestehen mochte. Bei aller Weitherzigkeit und Milde hielt er jedoch in allen Hauptsachen immer noch am kirchlichen System fest, dem er durch seine enorme Gelehrsamkeit und klare Auffassungsgabe nicht minder, als durch seine gewandte, fließende Dialektik eine reiche wissenschaftliche Förderung zuteil werden ließ. Seine Schriften gehen in die hunderte. Unter ihnen sind vornehmlich die „Institutiones theologiae moralis und dogmaticae", und seine „Isagoge historica ad theologiam universam" von bleibendem Werte. Auch übernahm er die Leitung des Leipziger allgemeinen historischen Lexikons.

Buddeus soll übrigens der erste gewesen sein, der in Jena Vorlesungen in deutscher Sprache hielt.

Als Mensch und Christ gleich achtungswert, blieb er trotz mehrfacher lockender Anträge seiner Stellung treu und starb am 17. November 1729 auf einer Reise nach Gotha, nachdem ihm in seiner aufsehenerregenden Polemik wider den infolge der pietistischen Bewegung aus Halle vertriebenen Philosophen Wolf die Genugtuung geworden war, daß die theologische und philosphische Fakultät sich entschieden auf seine Seite stellte.

Der gleiche Kampf gegen die Wolffsche Philosophie und deren Herabsetzung aller übrigen gangbaren Beweise für das Dasein Gottes zu Gunsten des Arguments von der Contigenz, „von welchem man unmittelbar und demonstrativ auf ein ens necessarium schließen kann", wurde auch von Buddeus' Schwiegersohn, dem Kirchenhistoriker Johann Georg Walch (geb. 1693 zu Meiningen) aufgenommen und weitergeführt.

Obwohl Walch, seit 1718 der Fakultät angehörig, in seiner Hinneigung zur „natürlichen" im Gegensatz zur „geoffenbarten" Theologie die alte theoretische Grundlage der Orthodoxie bereits verlassen hatte, so suchte er doch, in engem Anschluß an Buddeus, die alte Kirchenlehre noch insoweit aufrecht zu erhalten, als sie dem Pietismus nicht geradezu feindlich gegenüberstand. Für seine Vorlesungen verfaßte er eine Anzahl von Kompendien, in denen er, ohne eine eigentliche encyklopädische Organisation anzustreben, nacheinander fast sämtliche theologische Disziplinen, mit Ausnahme der Exegetik, behandelte.

Seine eigentlich befruchtende Tätigkeit, die ihn noch heute, nach Nippold, zu einem „Lehrer jedes werdenden Kirchenhistorikers" macht, liegt auf dem Gebiet der Kirchengeschichte. Hatte er schon, als Vermächtnis seines Schwiegervaters Buddeus, dessen „historische und theologische Einleitung in die Religionsstreitigkeiten, welche sonderlich außer der evangelisch-lutherischen Kirche entstanden" übernommen und zu Ende geführt, so ließ er dieser als selbständiges Werk die „historisch-theologische Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der evangelisch-lutherischen Kirche" folgen.

Bis zu seinem im Jahre 1775 erfolgten Tode hat Walch eine selten vielseitige und ersprießliche wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet, sodaß ihm zu seinem fünfzigjährigen Lehrjubiläum das ehrenvolle Zeugnis ausgestellt werden konnte: „Schon längst haben Religion, ausgebreiteter Ruhm und Patriotismus den Namen unseres vortrefflichen Walchs sich so eigen gemacht, daß er in dem Heiligtum Gottes, im Reiche der Wissenschaften und in den Herzen der Redlichen auf ewig glänzen wird."

Der Ruhm des grundgelehrten Vaters wurde von dem des Sohnes, Christian Franz Walch noch überboten, der jedoch nur kurze Zeit der Jenaer Fakultät angehörte, um seine ganze fernere Tätigkeit der Georgia Augusta zu Göttingen zu widmen. Auch er zeigte sich in seinen historischen Arbeiten tief durchdrungen von der Pflicht der gewissenhaften, alle Zeugenaussagen unermüdlich und methodisch abwägenden Erforschung des wirklich Geschehenen, so daß man, nach Schröckh, die Genauigkeit in der Anführung der Quellen- und Erläuterungsschriften und die Erörterung der kleinsten Umstände nicht höher treiben kann, als er es getan.

Die Aera einer neuen „freien" Theologie, die als „Jenenser Schule" mit Ort und Stelle seither traditionell verwachsen blieb, wurde durch

Johann Jacob Griesbach eingeleitet. Sein Name ist mit der neutestamentlichen kritischen Bibelforschung so fest verwachsen, daß mit ihm auf diesem Gebiete eine neue Periode beginnt.

Er war am 4. Januar 1745 als Pfarrerssohn in dem hessischen Städtchen Butzbach geboren, hatte namentlich in Halle unter Semlers Führung seine Studien betrieben und sich gelegentlich einer größeren Studienreise in dem britischen Museum zu London, der Bibliothek zu Oxford und den französischen Bücherssammlungen zu St. Germain, St. Victor und Sainte Genieve mit Vergleichung von Bibelhandschriften zum Zwecke einer Ausgabe des Neuen Testaments beschäftigt. Nach seiner Rückkehr habilitierte er sich in Halle, wurde daselbst 1773 zum Professor befördert, aber bereits zwei Jahre später nach Jena berufen, wo er nach langjähriger, überaus fruchtbringender Wirksamkeit durch Ernennung zum Geh. Kirchenrat, Prälaten und Deputierten der Jenaischen Landschaft ausgezeichnet, am 24. März 1812 verstarb.

Sein Hauptbestreben war in erster Linie auf eine gründliche Textrevision des Neuen Testaments durch Sammlung und Sichtung von Varianten, namentlich mit Bezugnahme auf die Zitate griechischer Kirchenväter und die bis dahin wenig beachtete philoxenianische, armenische und gothische Bibelübersetzung gerichtet. Im Anschluß hieran schrieb er als unerläßliche Vorbedingung jeder Kritik des Neuen Testamentes eine Geschichte desselben in alter Zeit, um hierauf eine eigene Theorie der Kritik zu gründen, die im wesentlichen auf einer Verbindung historischer Tatsachen und logischer Grundsätze beruhte. Hiernach wagte er zum ersten mal einen von dem bisher in lutherischen Kreisen als unantastbar geltenden textus receptus der Elzevier'schen Bibelausgabe abweichenden revidierten Text des Neuen Testaments herauszugeben, der ihm von Seiten der Orthodoxie mehrfache Anfeindung eintrug.

Auch eine „Anleitung zum Studium der populären Dogmatik" ließ er erscheinen, in der er unter deutlich bemerkbarem Einfluß des Kantischen Kritizismus sich in maßvoller Weise von dem starren Zwang des Dogmatismus abwandte.

Auf gleichem Gebiete und in ähnlichem Geiste war der von einer Rektorstelle in Ohrdruf nach Jena berufene Johann Gottfried Eichhorn tätig, der nebst dem bereits genannten Johann Gehrhardt und Johann Döderlein der sobenannten „Johanneischen Trias" der Jenenser Theologenfakultät angehörte. Während seiner Studienzeit in Göttingen hatte er sich vorzugsweise mit den älteren Sprachen beschäftigt und auch seine nachmalige Lehrtätigkeit zu Jena in erster Linie auf die morgenländischen Sprachen und die Exegese des Alten und Neuen Testaments gerichtet. Auch auf welt- und literaturgeschichtlichem Gebiet wußte er sich erfolgreich zu betätigen. Nachdem er bereits das „Repertorium für biblische und morgenländische Literatur", sowie eine „Allgemeine Bibliothek der biblischen Literatur" herausgegeben, bot er in seinem Hauptwerk, der

fünfbändigen „Hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung in das Alte und Neue Teſtament" das erſte Beiſpiel einer rein literariſch-hiſtoriſchen, auf Kenntnis des Altertums und Morgenlandes gegründeten Behandlung der bibliſchen Urkunden im Zuſammenhang. Hiermit war er zum eigentlichen Begründer der bibliſchen Iſagogik geworden. Auch die Aufſtellung der Urevangeliumshypotheſe iſt ſein Verdienſt. Wenngleich dieſe Leiſtungen auf dem Gebiet der bibliſchen Wiſſenſchaften, zumal deren kritiſche Behandlung als „ungeſchichtlich und vorausſetzungsvoll" vielfach angefochten wurden, ſo tritt in ſeinen Schriften doch ſehr deutlich das apologetiſche Intereſſe zu Tage, die Bibel aus der Anſchauungs- und Denkart der alten Welt heraus zu erklären, um ſie hierdurch gegen den Spott der Bibelfeinde zu verteidigen.

Eichhorn hat, nach Bertheau, „eine beſtimmte Aufgabe ſeiner Zeit klarer als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen erkannt, er hat mit unermüdlichem Fleiße das ganze Gebiet der bibliſchen Literatur bearbeitet, mit ſelbſtſtändiger Kraft ſchwierigen Forſchungen erſt Bahn gebrochen, viele Unterſuchungen mit gutem Glück unternommen und nicht wenige bis zu ſichern Ergebniſſen hindurchgeführt."

Infolge des unerquicklichen Verhältniſſes zwiſchen ihm und dem ſelbſtbewußten Döderlein fühlte er ſich veranlaßt, ſeine Stellung in Jena aufzugeben (1788) und einem Ruf nach Göttingen zu folgen, wo er nach langjähriger, an Anerkennung und Erfolgen reicher Tätigkeit am 27. Juni 1827 geſtorben iſt.

Der eigentliche „vulgäre Rationalismus", der mittlerweile im wiſſenſchaftlichen und kirchlichen Leben des deutſchen Proteſtantismus ſeine Einkehr gehalten hatte, fand einen ſeiner hervorragendſten wiſſenſchaftlichen Vertreter in Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (geb. 1. Sept. 1761 zu Leonberg bei Stuttgart). In keinem andern Theologen hat das Aufklärungszeitalter eine ſo charaktervolle Ausprägung gefunden.

Im theologiſchen Stift zu Tübingen, ſowie in Göttingen hatte Paulus vorzugsweiſe das Studium der orientaliſchen Sprachen betrieben, das er in London und Paris fortſetzte, um hierauf (1789) einen Ruf als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen nach Jena anzunehmen. Hier wurde er nach Döderleins Tode Profeſſor der Theologie (1793), ging zehn Jahre ſpäter in gleicher Eigenſchaft nach Würzburg, von hier als Landesdirektionsrat in Kirchen- und Schulſachen nach Bamberg, Nürnberg und Ansbach, bis er ſchließlich (1811) in Heidelberg wieder zum akademiſchen Beruf zurückkehrte und daſelbſt am 10. Auguſt 1851 ſtarb.

Ihm war der Glaube lediglich Ueberzeugungstreue, die Religion ein bloßer Wiſſensakt und deshalb ausſchließlich auf das Begreifliche, juriſtiſch-mathematiſch Erweisbare gerichtet. Die größte Bewegung riefen die von ihm in ſeinem Kommentar zu den Evangelien zur Durchführung gebrachten Grundſätze, in erſter Linie ſeine natürliche Wundererklärung.

hervor, welche in philoſophiſcher Auslegung die Tatſachen lediglich nach den Begriffen der Möglichkeit beurteilt wiſſen wollte.

Daß ſolche exegetiſchen und dogmatiſchen Grundſätze eine heftige Reaktion hervorriefen, war nur allzu erklärlich. An deren Spitze ſtand der Eiſenacher Generalſuperintendent Schneider. Auf ſeine Veranlaſſung ging u. a. der Weimariſchen Regierung eine Denunziation zu, in welcher der durch Paulus vertretenen Richtung der Vorwurf gemacht wurde, daß man „von dieſer Seite aus den Grund der chriſtlichen Religion zu untergraben, die Geſchichte Jeſu und ſeiner Jünger lächerlich zu machen, die höchſt unſichern Grundſätze der Kantſchen Philoſophie in ſinnverwirrender und irreführender Weiſe auf die Bibel zu pfropfen, mit einem Worte die die chriſtliche Religion abzuſchaffen und ſtatt deſſen die Träumereien einer Religion der Vernunft einzuführen ſuche.“ Der Anklageſchrift wurde jedoch, einem Gutachten des unter Herders Leitung ſtehenden Oberkonſiſtoriums entſprechend, eine Folge nicht gegeben.

Eine ſonderbare Fügung hat Schelling, den Vertreter des occultiſtiſch-ſpekulativen, und Paulus, den Vertreter des diskurſiv-aufkläreriſchen Denkens, welche beide in demſelben Hauſe zu Leonberg geboren waren, mehrfach mit einander in Berührung gebracht. Beide waren zu gleicher Zeit in Jena und Würzburg tätig und kamen ſpäter in Zuſammenſtoß. „Der alte Aufklärer wollte den Schleier zerreißen, welcher Schellings Offenbarungstheorie bedeckte. Nichts war dem alternden Philoſophen ſchrecklicher, als Ideenraub.“

Als bedeutendſte Schrift des Paulus aus der Heidelberger Zeit iſt ſein „Leben Jeſu als Grundlage einer reinen Geſchichte des Urchriſtentums“ ſamt dem „Exegetiſchen Handbuch über die drei erſten Evangelien“ anzuſehen.

Er blieb bis zuletzt der Vertreter des Denkglaubens. „Ein Mann, der zu denken glaubt und zu glauben denkt“, ohne jedoch im Denken und im Glauben auf rechter philoſophiſcher und religiöſer Höhe zu ſtehen. —

Sein Nachfolger in Jena war Johann Philipp Gabler, der am 4. Januar 1753 in Frankfurt a. M. geboren, bereits zu Jena in engem Anſchluß an den faſt gleichaltrigen Eichhorn ſtudiert und als Repetent in Göttingen, Gymnaſialprofeſſor in Dortmund und Profeſſor der Theologie in Altdorf tätig geweſen war, ehe er noch zu Griesbachs Zeiten nach Jena berufen wurde und nach deſſen Tode in die theologiſche Profeſſur einrückte.

Auch er wandelte, bei aller ſoliden Gelehrſamkeit und Beleſenheit, in den Bahnen der natürlichen Wundererklärung. „Dieſer Rationalismus aber verband ſich bei ihm mit einer tiefempfundenen Anerkennung und Bewunderung der religiöſen und ſittlichen Hoheit und Würde, und wenn nicht der Gottheit, ſo doch der Göttlichkeit Chriſti.“ Nur die bindende Verpflichtung auf kirchliche Bekenntnisſchriften verwarf er auf das entſchiedenſte als neues Papſttum. Seine unermüdliche Pflichttreue,

verbunden mit tiefem ſittlichem Ernſte und einem kindlich-frommen Fühlen und Empfinden gewann ihm im höchſten Maße die Liebe und Dankbarkeit ſeiner Schüler, denen er namentlich in ſeiner Stellung als erſter Direktor des 1817 gegründeten theologiſchen Seminars ein wahrhaft väterlicher Freund und Berater war. Noch als Siebziger in kraftvoller Rüſtigkeit ſtehend, ward er nur in den Ferien krank. Von einer ſeltſamen Todesahnung hat er aus ſeiner letzten Lebenszeit folgendes erzählt: Es ſind mir zwei Engel erſchienen von großer, hehrer Geſtalt. Sie ſagten zu mir: „Wir ſind gekommen, Dir anzukündigen, daß Du bald ſterben mußt“. Darauf antwortete ich: „Aber doch nicht ſo bald, damit ich meine Dogmatik noch hinausleſen kann und meine Zuhörer nicht zu kurz kommen?“ Die Engel ſagten: „Das wiſſen wir nicht“, und verſchwanden. Schließlich fand ihn der Tod mitten bei der Arbeit. Aus der Vorleſung nach Hauſe zurückgekehrt, Buch und Heft noch in der Hand, brach er an ſeinem Schreibtiſch zuſammen. Es war am 17. Februar 1826.

Zu ſeiner glänzendſten Höhe und gediegenſten Ausgeſtaltung aber wurde der alte Rationalismus durch Ludwig Friedrich Otto Baumgarten-Cruſius geführt, der länger als dreißig Jahre (1812—1843) eine Zierde der Hochſchule war. Er las mit Ausnahme der Kirchengeſchichte über alle Zweige der wiſſenſchaftlichen Theologie, vorzugsweiſe über neuteſtamentliche Exegeſe, bibliſche Theologie, Dogmatik, Ethik und Dogmengeſchichte. Seinen feinen, in die Tiefe dringenden Sinn und ſeine immer freier ſich geſtaltende Richtung brachte er ſowohl in ſeiner Schrift „Ueber Gewiſſensfreiheit, Lehrfreiheit und den Rationalismus“ als Antwort auf eine gegen ihn gerichtete Denunziation, als auch in dem „Grundriß der evangeliſchen kirchlichen Dogmatik“ zum Ausdruck, während ſein „Lehrbuch der Dogmengeſchichte“ und deſſen ſpätere Ausgeſtaltung zu dem mit höchſter Präziſion und Schärfe geſchriebenen „Compendium der Dogmengeſchichte“ — durch Haſe ſpäter vollendet — die Urbildung und Entwicklung der religiöſen Anſchauungen und Kodifikationen in ſeltenem Umfang und gleich ſeltener Feinheit zur Darſtellung brachte. Auch als Exeget, zumal der Synoptiker, der johanneiſchen und pauliniſchen Schriften hat er, mit tiefem Wiſſen ausgerüſtet, den Sinn der Schrift in unvergleichlicher Unbefangenheit und Schärfe erforſcht, auch als Syſtematiker „nicht ſowohl in durchgreifender Organiſation der von ihm vertretenen Disziplinen, namentlich der Dogmatik, als vielmehr durch tiefes Eindringen in ihr zartes Gewebe Ausgezeichnetes geleiſtet und ſtets an dem Grunde und Weſen des Evangeliums feſtgehalten, welches ihm Sache und Kraft Gottes zur Seligkeit, und ſo, aber auch nur ſo, ſtark genug war, die Welt zu überwinden.“

Zu Baumgartens und Gablers Zeitgenoſſen gehörte Johann Traugott Leberecht Danz, der, ein gebürtiger Weimaraner, von 1798 bis 1837 gleich dieſen Beiden im Sinne der bibliſch-rationellen

Theologie in Jena wirkte, ohne daß jedoch bei ihm, dem Nichtdogmatiker, dieſe Richtung beſonders ſcharf hervorgetreten wäre. Rationaliſten und Supranaturaliſten ſtanden ihm nicht als Chriſten oder Mitglieder der Kirche, ſondern lediglich als „denkende“ und „gedachte“ Theologen gegenüber. So lange „die Rationaliſten nicht unvernünftigerweiſe die Supranaturaliſten für unvernünftig erklären und die Supranaturaliſten nicht unchriſtlicherweiſe die Rationaliſten als Unchriſten behandeln“, hatte der Streit für ihn weder eine religiöſe, noch kirchliche oder politiſche Bedeutung. Als Theologe war er in erſter Linie Kirchenhiſtoriker, der in ſeinem „Lehrbuch der chriſtlichen Kirchengeſchichte“ hauptſächlich die Förderung des kirchengeſchichtlichen Quellenſtudiums ſich angelegen ſein ließ. Er war ein fleißiger, kenntnisreicher Mann, der bei der Univerſalität ſeiner gelehrten Bildung und enormen Literaturkenntnis, die ihn auf den heterogenſten Gebieten ſich ſchriftſtelleriſch verſuchen ließ, namentlich von Herder hochgeſchätzt wurde.

Auch Johann Lobegott Lange, der ſich 1824 als Privatdozent in Jena habilitierte und daſelbſt bis 1852 über Iſagogik, Religionsphiloſophie, Hermeneutik, Apologetik, ſpäter über Kirchengeſchichte und Dogmatik las, war dem bibliſchen Rationalismus zugetan, „welcher Bibel und Vernunft mit einander in ein inniges Einvernehmen geſetzt wiſſen will und von ſolchem Standpunkt aus, der auch ſo manchen vom Vulgärrationalismus verworfenen Glaubensſatz zuläßt, die chriſtliche Dogmatik auf einer unbefangenen und exegetiſch korrekt erklärten Schriftlehre erbaut ſehen möchte.“

Mit dieſem letztgenannten Namen trat die Jenaiſche Theologie in die neueſte Phaſe ihrer Entwicklung ein, welcher namentlich durch Baumgarten-Cruſius der Stempel ſtrengſter Wiſſenſchaftlichkeit aufgedrückt war. Bezeichnend hierfür iſt die veränderte Geſtalt des theologiſchen Doktoreides, wie ſie zu Baumgartens Zeit feſtgeſtellt wurde. In ihr wird allem anderen voran die libertas vera academica zur Grundlage des theologiſchen Studiums auf der Alma mater Jenensis erhoben, welche, nach Baumgartens Worten, „wiewohl urſprünglich unter der Herrſchaft des Buchſtabens und für dieſelbe geſtiftet, ſich dann allmählich immer mehr zum freien Leben der Wiſſenſchaft erhoben hat und begünſtigt von erleuchteten Fürſten, von langen Zeiten her ſelbſt eine gefeierte Stätte und Zuverſicht für dasſelbe und für jede würdige Entwicklung von ihm geblieben iſt.“

Zu den glänzendſten Vertretern dieſer neueren Jenenſer Theologie gehörte Leopold Immanuel Rückert, der 1797 zu Großhennersdorf in der Ober-Lauſitz geboren, ſeine erſte Bildung auf dem Herrenhutiſchen Pädagogium zu Niesky empfangen hatte und die Spuren dieſes Geiſtes, ein tiefes Sündhaftigkeitsgefühl, einen heiligen Miſſionseifer, die Bezeichnung der idealen Kirche als „Gemeinde“, zeitlebens an ſich trug. Später beſuchte er das Gymnaſium zu Zittau, um hierauf

in Leipzig Philologie zu ſtudieren, die er jedoch bald mit der ſeiner Geiſtesrichtung entſprechenden Theologie vertauſchte. Hierauf trat er nach beſtandenem Kandidatenexamen die pfarramtliche Tätigkeit als Diakonus in ſeinem Geburtsorte an, die er jedoch aus Liebe zu wiſſenſchaftlicher Betätigung nach ſechs Jahren wieder aufgab. Die akademiſche Lehrtätigkeit blieb ihm zunächſt noch verſchloſſen, ſodaß er ſich inzwiſchen mit der Stellung eines Subrektors, ſpäter Konrektors am Zittauer Gymnaſium begnügen mußte, jedoch bereits während dieſer Zeit auf Grund ſeiner ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen — u. a. ſeiner „Chriſtlichen Philoſophie“ und ſeiner exegetiſchen Arbeiten über die Briefe des Paulus, von dem er ſich ſeinem ganzen Weſen nach am meiſten angezogen fühlte — von der theologiſchen Fakultät in Kopenhagen zum Ehrendoktor promoviert wurde. Aber immer noch ſchien ſeinem Wunſche, das akademiſche Katheder zu betreten, die Erfüllung verſagt zu bleiben. Zweimal bereits war ſeine Berufung in ein Lehramt (zu Erlangen und Greifswald) behördlicherſeits nicht beſtätigt worden, ſodaß er jede Hoffnung aufgebend, der Theologie den Rücken zu wenden entſchloſſen war, als die Univerſität Jena nach Baumgartens Tode ihre Pforten ihm öffnete. Mit einer Rede „de officio interpretis librorum Novi Foederis“ trat er (1844) ſeine Lehrtätigkeit an, die er mit kraftvoller Entſchiedenheit und unermüdlichem Fleiß bis zu ſeinem Ende am 9. April 1871 betrieben hat.

Rückert war trotz der originellen Rauheit ſeiner Umgangsformen einer jener berufenſten Jugendlehrer, die nicht bloß in Vorleſungen, ſondern auch im Privatumgang den nachhaltigſten Einfluß auszuüben verſtanden. Auch als Univerſitätsprediger hat er, namentlich in ſeinen erſchütternden Bußtagspredigten, gewaltig gewirkt.

Seine wiſſenſchaftliche Bedeutung liegt zunächſt auf dem Gebiete der Exegeſe, als deren oberſten hermeneutiſchen Grundſatz er die Unbefangenheit, und als deren weitere Forderungen er Sprachkunde, Geſchichte, Logik und Phantaſie hinſtellt. Seine durch wohltuende Wahrheitsliebe ausgezeichnete Interpretationskunſt hat er nach wie vor in erſter Linie in den Dienſt des Paulus geſtellt.

Seine „Religionsphiloſophie“ erkennt als einziges Objekt den Menſchen an und erklärt eine Erkenntnis deſſen, was zu den ſittlichen Ideen in keiner notwendigen Beziehung ſteht, für unmöglich. Die erſte unabänderlich gewiſſe Bedingung iſt für den ſittlich vollendeten Menſchen die Exiſtenz Gottes, als der Idee des Guten und einer ſittlichen Weltordnung. Wenn eine ſolche iſt, ſo muß auch eine Welt als Objekt für die Idee des Guten und Abbild des göttlichen Gedankens vorhanden und dem Prinzip der ſittlichen Ordnung ſchlechterdings unterworfen ſein. Es muß der Sittlichkeit fähige Geiſter geben, zu denen der Menſch gehört, der allerdings als Meiſterwerk und Bild des Ewigen dieſem ſeinem Urbilde nicht entſpricht, weil er in einem präexiſtenten Daſein bereits

durch eigne Schuld, durch falſchen Gebrauch ſeiner Freiheit, verdorben iſt. Somit bedarf es einer Reſtitution der urſprünglichen Geſtalt des Menſchen, die ihm ſichtbar vor Augen geſtellt die Möglichkeit bietet, ſie zu der ſeinigen zu machen, ſo daß das Erdenleben nunmehr nicht ſowohl als Strafe für die urſprüngliche Verfehlung, denn vielmehr als Erziehungsanſtalt Gottes für die Wiederherſtellung des Menſchen in ſeiner früheren Herrlichkeit zu gelten hat. Erſt im Judentum iſt die Menſchheit einer ſolchen Erlöſung näher gekommen, bis ſie ſchließlich in Chriſto, dem in die Wirklichkeit eingetretenen Menſchheitsideal, und namentlich in dem gekreuzigten Chriſtus, der für dieſe Idee ſein Leben hingegeben, zur Tatſache wurde.

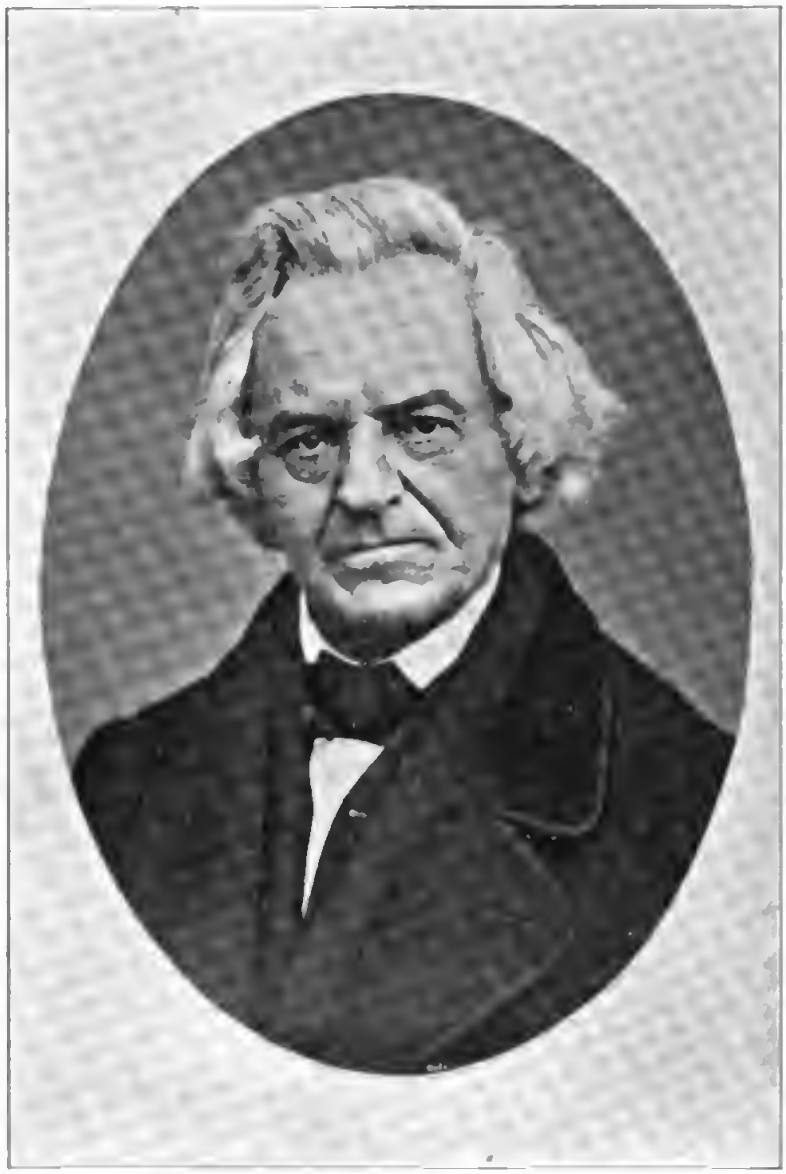
Eine vertiefte Umarbeitung und Ergänzung ſeiner „chriſtlichen Philoſophie“ hat Rückert in ſeinem zweiten ſyſtematiſchen Hauptwerke, der „Theologie“, gegeben, deren Summa er ſelbſt in den folgenden zehn Artikeln ſeines Glaubens zuſammenfaßt:

„Wir glauben an eine heilige Weltordnung und an Gott. Wir glauben an die ewige heilige Beſtimmung unſerer geiſtigen Natur. Wir erkennen die Sünde als wahre Sünde und als die Urſache unſeres Unheils an. Wir glauben an den ewigen Gnadenwillen Gottes, alle Menſchen von der Sünde zu erlöſen. Wir glauben an eine fortgehende Offenbarung Gottes, deren höchſte Spitze Chriſtus, der Menſch gottgleichen Wollens, iſt. Wir erkennen in Chriſti Tode die vollgenügende Unterſtützung der göttlichen Gnade an den Sündern zur Aufhebung der Sünde in ihnen ſelbſt und wahren Ausſöhnung mit Gott. Im Glauben an Chriſtum erkennen wir den wahren Weg der Ausſöhnung mit Gott und die Herſtellung zum idealen Leben. Wir glauben an die heiligende Wirkſamkeit des Geiſtes Gottes, die innere und die äußere. Wir glauben an die ſeelenvereinende Kraft des Geiſtes Gottes, an die lebendige Gemeinde der Gläubigen und an die Kraft des Wortes Gottes in derſelben. Wir hoffen von der Gnade Gottes ein ewiges Leben für unſern Geiſt.“

Ueber Jenas neuzeitliche Theologie äußert ſich Rückert mit Hinblick auf den inzwiſchen eingetretenen reaktionären Umſchwung mit folgenden Worten:

„Jenas Theologen können, beſſer geſagt, ſie wollen ſich nicht verbergen, daß nicht allein in Deutſchland, daß ſoweit es eine evangeliſche Kirche gibt, in der alten oder in der neuen Welt, ſie die einzige Fakultät ſind, welche ſich noch in der gleichen weſentlichen Stellung findet, in der ſie nun faſt ein Jahrhundert lang geſtanden hat und welche vor nicht allzulanger Zeit die allgemeine Stellung aller war; daß ſie nur wenig Freunde haben, und die wenigſten unter denen, die die Macht in Händen haben; daß ſie die Zielſcheibe des Angriffs derer ſind, welche die Kirche ſelbſt oder die doch allein Berechtigten in ihr zu ſein vermeinen; daß ſie alſo die Wahl haben, entweder von ihrem Wege umzukehren auf die breite Bahn der Andern, oder ſich ihre Aufgabe für ſich zu ſtellen und

ihren Weg allein zu gehen. Die Aufgabe unſerer Theologie kann für die Folgezeit nur die ſein, die ſie bisher geweſen, die eine, die ſich alle Theologie zu ſetzen hat, aber die heutige vielfach zu vergeſſen und zu



Karl von Haſe.

verleugnen ſcheint: Wiſſenſchaft zu ſein, und evangeliſche Wiſſenſchaft.“

Dieſer Aufgabe iſt die Jenaiſche Fakultät treu geblieben. Ihre ureigenſte Seele war für die Folgezeit der edle Carl von Haſe, der „Goethe der deutſchen Theologie“.

Er war ſo alt, wie das Jahrhundert, deſſen Zierde er ward. Zu

Steinberg in Sachsen geboren, auf dem Altenburger Gymnasium und den Universitäten Leipzig, Erlangen, Tübingen vorgebildet, hatte er nur kurze Zeit zu Tübingen und später, nach einigen Jahren gelehrter Muße, in Leipzig theologische Vorlesungen gehalten, als er im Jahre 1829 nach Jena berufen wurde und von der Zeit ab bis zum Herbst 1883 seine ganze, bis ins hohe Alter ungebrochene Kraft in den Dienst der jenaischen Theologie stellte.

Es ist nicht leicht, die theologische Bedeutung eines Hase mit kurzen Worten zu erschöpfen.

„In ihm", so beginnt ein im Jahre 1867 entworfenes Charakterbild, „hat die Theologie einen der reichsten und vielseitigsten Geister unserer ganzen Literatur als den Ihrigen begrüßen dürfen. Von einer seltenen historischen und ästhetisch-künstlerischen Durchbildung, und berührt von allem Großen, was durch die Zeit geht, wußte er in seinen kirchengeschichtlichen Arbeiten sich in die verschiedensten Sphären mit derselben großartigen Unbefangenheit hineinzuversetzen und gleichzeitig durch seinen markigen, berühmten Stil Meisterwerke historischer Charakteristik zu schaffen. — Sein dogmatischer Standpunkt hat in origineller Form doch wieder viel mit Schleiermacher und de Wette Verwandtes. Christus ist ihm der ideale sündlose Mensch, ausgerüstet mit der Fülle aller Liebe und der Macht der reinen Menschheit, wahrhaftig auferstanden und Anfänger des neuen Lebens im Reiche Gottes. Sein ganzes Wesen ist ihm am tiefsten erfaßt von Johannes. — Von Natur vorzüglich dazu geeignet, jedem fremden Standpunkt volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, hat Hase doch auch den eigenen immer wacker gewahrt, wie in der Jugend durch den Anschluß an die burschenschaftliche Bewegung, für die er ähnlich wie de Wette (durch fünfmonatliche Haft auf dem Hohenasperg) zu leiden hatte, so durch die gediegene Polemik mit dem alten Rationalismus Röhrs, mit der Tübinger Kritik Baurs und schließlich durch sein glänzendes Handbuch der protestantischen Polemik; auch ist seine religiöse Anschauung in seiner „Gnosis" und „Des alten Pfarrers Testament" in schöner Form niedergelegt. Den an der Geschichte gebildeten, gleichzeitig unbefangenen und überzeugungstreuen Standpunkt bezeugen nicht minder seine Schriften, durch die er sich an der Erörterung wichtiger Zeitfragen beteiligte."

Sonach gruppiert sich die wissenschaftliche Bedeutung Hases um seine vier, den verschiedenen theologischen Hauptdisziplinen gewidmeten Werke: „Polemik", „Leben Jesu", „Kirchengeschichte" und „Gnosis."

In dem erstgenannten Werke kommt neben aller Anerkennung, die Hase zumal als Aesthetiker dem katholischen Kultus entgegenbringt, und aller Offenheit über die Schwächen der eigenen Kirche das ruhige Gottvertrauen der letzteren im Kampfe mit den rückläufigen Mächten des Papismus zu systematischem Ausdruck. Seine Polemik ist mehr als eine Gegenüberstellung der einzelnen dogmatischen Streitpunkte, sondern viel-

mehr eine Einführung in den inneren Entwicklungsgang der beiden Konfessionen, sodaß hinter den dogmatischen Formulierungen der ethische Gegensatz erkennbar wird und namentlich diese „Zurückführung aller Einzelkämpfe auf den Protest des religiös-sittlichen Gewissens" dazu beigetragen hat, daß der große Geisteskampf der Kirchen wieder einmal zugunsten des Protestantismus sich entschied.

Hase Denkmal.

Sein „Leben Jesu" wollte in Form eines Compendiums eine rein wissenschaftliche und gelehrte Darstellung des Gegenstandes geben und diesem, wie es tatsächlich seitdem geschehen, einen ständigen bedeutsamen Platz im Kreise des akademischen Studiums erobern.

Auch sein „Handbuch der Kirchengeschichte" sollte lediglich als Handbuch für akademische Vorlesungen dienen. Die unvergleichliche Gelehrsamkeit seines Verfassers und dessen gottbegnadete Künstlerschaft hat es jedoch zu einer weit über diesen Zweck hinausgehenden Bedeutung erhoben. Man kann, mit Nippold, wohl behaupten, daß es seither in keiner Kirche und keiner theologischen Schule der Welt eine

irgend in Betracht kommende Behandlung der Kirchengeſchichte gibt, in welcher nicht Haſeſche Gedanken und Wendungen uns begegnen.

Wie ſich Haſe als Hiſtoriker an kein dogmatiſches oder philoſophiſches Bekenntnis binden ließ, ſo iſt ſeine „Gnoſis“ als proteſtantiſch-evangeliſche Glaubenslehre für die Gebildeten der Gemeinde gleichfalls nicht als Streitſchrift, ſondern als Friedenswerk erſchienen, das die Gedankenwelt Schleiermachers und Hegels in einer höheren Einheit zu zeigen ſich beſtrebte.

Prof. Hilgenfeld.

Mit ganz beſonderer Meiſterſchaft hat Haſe in ſeinem ‚Hutterus redivivus‘ verſtanden, neben „dem Syſtem des neuen Proteſtantismus zugleich das des alten in der veränderten Zeit zu Worte kommen zu laſſen.“ Es dürfte ſeitdem kaum einen Theologiebefliſſenen geben, dem dieſes einzigartige Werk nicht ſeine eminent praktiſchen Dienſte leiſtete.

Auch in ſeinen zahlreichen anderweiten Schriften, als deren Juwel ſeine „Ideale und Irrtümer“ gelten können, kommt neben aller Gelehrſamkeit und Künſtlerſchaft der Form ſeine echte, ungeheuchelte Frömmigkeit, ſein ſchlichtes, von warmer Heilandsliebe durchdrungenes Chriſtengemüt im Verein mit ſeinem weltoffenen Sinn und der über jeden Buchſtabendienſt erhabenen edlen Freiheit des Geiſtes zum leuchtenden Ausdruck. Wer ihm in dem ſchlichten, in ſeiner Privatwohnung befindlichen Hörſaal noch zu Füßen geſeſſen und ihm, dem herrlichen Mann „mit dem milden ſchönen Charakterkopf, der mächtigen Stirn, dem klaren bis ins höchſte Greiſenalter hell gebliebenen Auge, den durchgeiſteten Zügen ſeines Antlitzes, dem wallenden weißen Haar“ in weihevoller Andacht und künſtleriſchem Genuſſe gelauſcht, wird ihn nie vergeſſen können.

Prof. Rippold.

Mit ſeinem Tode war der geiſtesfreien evangeliſchen Theologie ein Vaterhaus abgebrochen, „in welchem ſie beinahe ebenſo, wie die eigne Familie des Heimgegangenen einen Mittelpunkt beſaß; für alle die in ihrem Vater ſo hochbeglückten Kinder, die von nah und fern ſo oft wie immer möglich ihren Patriarchen aufſuchten.“ —

Um Haſe, die „altehrwürdige Abrahamsgeſtalt, in welcher viele

gesegnet wurden", gruppieren sich die leuchtenden Namen der modernen Jenaischen Theologie „wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt".

Da war es Carl Eduard Schwarz, der aus der ländlichen Einsamkeit seines Pfarramtes zu Altenweddingen, wo er sich fortgesetzten Studien zumal der Schleiermacherschen Schriften hingegeben, fast gleichzeitig mit Hase nach Jena berufen wurde und hier sowohl in seiner Stellung als Superintendent und Stadtprediger, wie auch vornehmlich als kraftvoller Praktiker auf allen Gebieten der Homiletik, Katechetik und christlichen Ethik, und auch als Direktor des homiletischen und katechetischen Seminars vierzig Jahre lang in Frische und unermüdlicher Tatkraft wirkte. Eine Sammlung seiner Predigten und geistlichen Amtsreden ist 1837 erschienen. Auch seine theologische Gelehrsamkeit hat er in einigen kirchengeschichtlichen Arbeiten, sowie einer Reihe von Abhandlungen für die „Studien und Kritiken", die „Jenaische Literaturzeitung" u. s. f. an den Tag gelegt. Er war einer der Gründer der „Protestantischen Kirchenzeitung".

Kerp-Jena phot.

Prof. Weinel.

Ferner, als Vertreter der Theologie bei der Säkularfeier im Jahre 1858 Andreas Gottlieb Hoffmann, der verdienstvolle Orientalist, der, an Wahls und Gesenius' Schule gebildet, sein glänzendes Sprachtalent namentlich mit seinen Vorlesungen über jüdische Altertümer in grundlegender Weise betätigte, und schließlich als ehrwürdiger Senior der theologischen Fakultät im Jahre 1864 gestorben ist.

Die wichtigsten Bewegungen auf dem Gebiet der Bibelkunde sind von Carl Ludwig Willibald Grimm und Adolf Bernhard Christoph Christian Hilgenfeld ausgegangen.

Der erstere ist als geborener Jenenser sowohl während seiner Studienzeit, als auch während seiner langjährigen Lehrtätigkeit der Vaterstadt treu geblieben. Seine Verdienste hat er sich in seiner stillen, anspruchslosen aber rastlos tätigen und tiefreligiösen Eigenart namentlich auf dem Gebiet der neutestamentlichen Exegese im Sinne eines milden, edlen Rationalismus erworben; während Hilgenfeld, zu Salzwedel (1823)

geboren und auf den Universitäten zu Berlin und Halle vorgebildet, in sechzigjähriger Wirksamkeit bis in die neueste Zeit hinein als scharfsinniger Kritiker und gemäßigter Anhänger der Tübinger Schule die alten wissenschaftlichen Traditionen der Jenaischen Theologie bis an sein Ende hochgehalten hat. Auf allen Gebieten der Theologie, insonderheit der alten Kirchengeschichte, hat er sich in Vorlesungen und einer erstaunlich großen Anzahl von gelehrten Abhandlungen betätigt. Seit dem Jahre 1858 hatte er sich in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie" ein eignes Publikationsorgan geschaffen.

Atelier Hamm-Erfurt.
Prof. D. Dr. W. Thümmel.

Als Rückerts Nachfolger wurde im Jahre 1871 der bis dahin in Leipzig, Wien und Kiel akademisch wirksam gewesene Richard Adalbert Lipsius, der aus dem letztgenannten Orte wegen seiner freien „protestantenvereinlichen" Richtung hatte weichen müssen, nach Jena berufen. Er ist nach Hases Tode der allerseits anerkannte Führer der Jenaischen Theologie gewesen, bis ihn im Jahre 1892 ein jäher Tod hinwegraffte.

Mit Recht ist ausgesprochen worden, daß „die Arbeit dieses einzelnen Mannes ein Reihe von Gebieten umspannt hat, von welchen sonst jedes einzelne für sich den ganzen Mann fordert."

Hatte sich Lipsius in den Anfangsjahren seiner akademischen Wirksamkeit vorzugsweise dem Gebiet der ältesten Kirchengeschichte zugewandt, so konzentrierte er später seine ganze gottbegnadete Arbeitskraft auf die Dogmatik. Als reife, köstliche Frucht dieser Arbeit schenkte er der deutschen Theologie sein „Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik."

„Ein standard work der freien protestantischen Theologie, wird dieses Werk den Geist dieser Theologie immer weitertragen, auch dahin, wo man ihm noch mit Kopfschütteln gegenüberstand, und je unbefangener man sich unter den Einfluß dieses freien protestantischen Geistes stellt, um so deutlicher wird man erkennen, daß mit der in diesem Geiste geübten strengen Kritik ein gesegnetes Auferbauen aufs Engste verbunden ist."

Im Sinne des von ihm mitbegründeten evangelischen Bundes hat Lipsius über „Unsern gemeinsamen Glaubensgrund im Kampfe gegen Rom" geschrieben. Die Früchte seiner tiefen, umfassenden Gelehrsamkeit

sind vorzugsweise in den von ihm redigierten „Jahrbüchern für protestantische Theologie“ und dem „Theologischen Jahresbericht“ niedergelegt.

Ein Ehrenzeugnis seiner evangelischen Wahrheits- und Freiheitsliebe stellt er sich selbst in seiner Vorrede zur Dogmatik aus:

„Meine Arbeit steht nicht im Dienste einer Partei. Höher als alle Kirchenpolitik steht mir der wissenschaftliche Wahrheitssinn, der nicht danach fragt, was die Parteigenossen am liebsten zu hören begehren, sondern sich und Anderen ehrliche Rechenschaft über seinen wirklichen Besitzstand gibt.“ —

Als Hases Nachfolger war seit 1883 der aus Zürich berufene namhafte Kirchenhistoriker und -politiker Friedrich Nippold tätig, an dessen Stelle nunmehr Hans Lietzmann getreten ist, während seit Lipsius Tode das Fach der dogmatischen und neutestamentlichen Wissenschaft durch Hans Hinrich Wendt, den früheren Fakultätsgenossen Albrechts Ritschls, vertreten ist. In Hilgenfelds Lehramt rückte von Bonn her Heinrich Weinel ein, während Wilhelm Thümmel, der ehemalige tapfere Pfarrer zu Remscheid, die Professur für praktische Theologie und Bruno Baentsch das Fach der alttestamentlichen Wissenschaften übernommen hat.

Die juristische Fakultät.

Als erster und einziger Jurist ward im Jahre 1554 Basilius Monner, nach seinem Geburtsort Basilius Vimarensis genannt, an das „akademische Gymnasium“ zu Jena berufen. Ein persönlicher Freund und Anhänger Luthers und Melanchthons, war er bereits für die Sache der Reformation tätig gewesen und im Jahre 1538 mit einigen anderen als Gesandter der Protestanten nach Frankreich gereist, hatte auch wegen seines lutherischen Bekenntnisses, da er dem Augsburger Reichstagsabschied von 1530 seine Anerkennung versagte, mancherlei Anfechtung erfahren. Aus eben diesem Grunde war ihm das Amt eines Beisitzers beim Reichskammergericht verschlossen geblieben, so daß er sich mit der Stellung eines Rektors am Coenobium zu Gotha begnügen mußte, bevor er als sächsischer Rat nach Weimar und bald darauf in das Amt eines Professors der Rechte und Prokanzlers der neugegründeten Hochschule zu Jena berufen wurde. Er las und schrieb vornehmlich über Institutionen und Eherecht, und starb im Jahre 1566.

Zu hoher Blüte gelangte die von Monner inaugurierte juristische Fakultät im siebzehnten Jahrhundert, wo sie eine Reihe bedeutender und tonangebender Rechtslehrer ihr Eigen nannte. Allen andern voran Dominicus von Arum (geboren 1579), einen der Begründer der deutschen Staatsrechtslehre. Er stammte aus altem friesischen Geschlecht und war

in Lobeda und Göschwitz erblich begütert. Seine philosophischen und juristischen Studien hatte er in Oxford und Rostock absolviert, worauf er als Hofmeister eines Sohnes des Bürgermeisters von Stade, Daniel Busmann, nach Jena kam, um sich später daselbst zu habilitieren und die ihm im Jahre 1605 übertragene ordentliche Professur bis zu seinem am 24. Februar 1637 erfolgten Tode innezubehalten. Seinen wissenschaftlichen Ruhm begründete er durch die eingehende und grundlegende Behandlung des damals noch in seinem Anfangsstadium befindlichen öffentlichen Rechtes, als eines selbständigen Gebietes. Hiermit erwarb er sich den Namen eines „Stammvaters der Publizisten" und erhob die jenaische juristische Fakultät zum Sitz und zur Pflanzschule der deutschen Publizistik.

Außer einigen selbständigen Abhandlungen („Tractat. de mora", „Exercitatt. Justin. ad Justitutt." „Decision. et Sententiar. libri II." „Disputatt. ad praecipuas Pandectar. et Cod. leges consuetudines feudales et quatuor Justitutt. libros") gab er in seinen „discursus academici de jure publico" ein umfassendes Sammelwerk eigener und fremder Arbeiten heraus.

Seine stattliche Erscheinung, gepaart mit einem gewandten und repräsentativen Auftreten, ließ ihn auch in diplomatischen Geschäften als Gesandten des Weimarischen Hofes und Beirat in Staatsangelegenheiten vielfach Betätigung finden. Er starb während einer Fakultätssitzung.

In nahezu gleichem Alter stand sein Zeit- und Fakultätsgenosse Peter Theodoricus, der als Predigersohn zu Naumburg geboren, als Professor der Rechte, Assessor des Hofgerichts und Schöppenstuhles neben Arum in Jena wirkte. Trotzdem er schon in jugendlichem Alter starb, hatte er sich doch während seiner kurzen akademischen Wirksamkeit bereits den Ruhm des — außer Carpzov — bedeutendsten zeitgenössischen Kriminalisten erworben.

Ihre glänzendste Vertretung aber fand zu dieser Zeit die gesamte deutsche Rechtswissenschaft in dem Jenaischen Professor, Hofrat und — später — Regierungspräsidenten Georg Adam Struve, einer „Persönlichkeit, in welcher sich die leitenden Gedanken der Zeit verkörperten."

Struve, geboren am 27. September 1619 zu Magdeburg, hatte bereits in Jena einen Teil seiner Studienzeit verbracht, hierauf in Halle auf kurze Zeit das Amt eines Assessors am Schöppenstuhl bekleidet und in Helmstädt promoviert, als er 1646 an Fiebigs Stelle nach Jena berufen wurde. Nach damaligem Brauch begann er seine Lehrtätigkeit mit Behandlung der Institutionen, um hierauf zu den Pandekten und schließlich zur Disziplin der Novellen und des Lehnrechtes vorzuschreiten. Da er als Erster an Stelle des landläufigen Diktierens den freien Vortrag treten ließ, fand er mit seinen Vorlesungen ebensoviel Beifall bei den Studierenden, als Neid und Eifersucht bei den Kollegen.

Im Jahre 1653 veröffentlichte er sein erstes größeres Werk „Syntagma Juris Feudalis", ein beliebtes Handbuch des Lehnrechts, dem er ein „Syntagma Juris Civilis Universi" folgen ließ. In klarer fließender Diktion gibt dieses Werk, nach einer rechtsphilosophischen Einleitung, zunächst eine Darlegung der historischen Grundlagen des positiven Rechts in Deutschland, und hierauf eine Darstellung des aus dem römischen Privatrecht und den wichtigsten deutschrechtlichen Instituten bestehenden jus civile. Wie hoch dieses Werk von der zeitgenössischen Wissenschaft geschätzt wurde, beweist der Umstand, daß es von den tüchtigsten Gelehrten jener Periode (Philipp und Peter Müller, Weigel, Adrian Beier) mit Annotationen versehen wurde.

Seinen eigen- und einzigartigen Ruf aber begründete Struve mit der „Jurisprudentia Romano-Germanica forensis", die unter dem Namen „der kleine Struv" mehr als ein Jahrhundert lang als das beliebteste Lehrbuch der Institutionen allerwärts im Gebrauch war. In diesem Werk vornehmlich, das den Charakter eines einleitenden Lehrbuchs für das gesamte geltende Recht nach der Institutionenordnung trug und als solches zur Vorbereitung auf das syntagma juris civilis dienen sollte, wurde Struve zum Begründer einer neuen — empirischen — juristischen Lehrmethode.

Seine Schriften sind die ersten theoretischen Werke, in denen unbefangene Erkenntnis und Gestaltung der Wirklichkeit als Ziel der Rechtswissenschaft zur Geltung kommen. „Er hat Klarheit über die Grundlagen des deutschen Rechtszustandes geschaffen und wird hierdurch in der Rechtsgeschichte stets einen hervorragenden Platz behaupten" (Stintzing).

An allerhöchster Anerkennung seiner verdienstvollen Wirksamkeit sollte es ihm nicht mangeln. Im Jahre 1667 wurde er zum Weimarischen Hofrat und Direktor der Kameralangelegenheiten, bald darauf zum Geheimen Rat, sodann nach dem Tode Richters, seines Schwiegervaters, zum Ordinarius des Jenenser Juristenkollegiums, Professor des kanonischen Rechts und Vorsitzenden des Landgerichts ernannt. Hierzu kam im Jahre 1680 seine Berufung als Präsident des Konsistoriums und Direktor des Steuerwesens. Selten hat wohl ein Akademiker eine solche Summe von Aemtern und Würden auf sich vereinigt. Dessenungeachtet empfand Struve es schmerzlich, daß er durch eine derart vielgestaltete Amtstätigkeit seinem Lehramt immer mehr entzogen wurde. Denn „seine Begierde, der studierenden Jugend mit gelehrten Diskursibus und Kollegiis zur Hand zu gehen, war unersättlich."

Er starb am 16. Dezember 1692 früh ein Uhr, nachdem er noch Tags zuvor am Schöppengericht tätig gewesen, mit den Worten: „Ordinarium Jenensium stantem oportet mori". Ein von zeitgenössischer Seite entworfenes Bild seiner eindrucksvollen Persönlichkeit lautet also: „Corpus firmum quadratum, bene dispositum et gerendis negotiis obduratum, frons hilaris atque aperta, oculi vivaces." —

Auch an dem weltgeschichtlichen Ruhmesglanz, der die alma mater Jenensis gegen Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts umgab, hat eine Anzahl hervorragender Juristen vollberechtigten Anteil gehabt.

Hatte schon Johann August von Hellfeld, im Jahre 1717 als Sohn eines Rechtskonsulenten zu Gotha geboren, während seiner 33jährigen Lehrtätigkeit zu Jena (1748—1782) sich den Ruf eines der ersten Rechtsgelehrten Deutschlands erworben und namentlich in seiner „Jurisprudentia forensis secundum ordinem pandectarum", bis zum Auftreten der „historischen Schule", ein beliebtes Lehrbuch geschaffen, das, in einer systematischeren Form von Schmidt herausgegeben, die Grundlage zu Glücks großem Pandektenwerke bildete, so war es namentlich Anton Friedrich Justus Thibaut (geboren am 4. Januar 1772 zu Hameln) der als bedeutendster Zivilist an der Wende des Jahrhunderts stand.

Er entstammte einer zur Zeit der Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich ausgewanderten Hugenottenfamilie und wollte zuerst das Forstfach ergreifen, dessen vermeintliche Romantik ihn mächtig anzog. Schließlich besann er sich jedoch eines andern und ging nach Göttingen, um sich rechtswissenschaftlichen und philosophischen Studien zu widmen. In Königsberg hörte er bei Kant, in Kiel bei Niebuhr. An letzterem Orte begann er im Jahre 1796 seine akademische Laufbahn, folgte jedoch nach wenigen Jahren (1802) mit Rücksicht auf die schwankende Gesundheit seiner Gattin, einer Tochter des Kieler Professors Ahlers, dem Ruf nach Jena, wo er bald in enge Beziehungen zu Voß, Knebel, Goethe und Schiller trat. Er bewohnte des letzteren Gartenhaus an der Leutra. So wurde er zum Zeitgenossen der großen klassischen Periode, nach deren Niedergang er, wie so mancher andere der großen führenden Geister, dem kleinen Jena den Rücken wandte und eine Professur in Heidelberg übernahm (1806), in welcher Stellung er als Hofrat, später Geheimer Rat, bis zu seinem Tode (1840) verblieb. Von seinem Schüler, dem nachmaligen Großherzog Leopold, wurde er mit dem Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens „um den Orden dadurch zu ehren" ausgezeichnet.

Seine erste größere wissenschaftliche Arbeit, die „Juristische Encyklopädie und Methodologie" war noch gänzlich der alten Schule angehörig. Jedoch trat in der darin enthaltenen scharfen Kritik der Justinianischen Kodifikation und ihrer Rezeption in Deutschland, sowie in der Bemerkung, daß unsere Rechtsverfassung ganz zweifellos viel einfacher, konsequenter und angemessener sich gestaltet haben würde, wenn wir uns fähig gezeigt hätten, aus eigner Kraft ein dementsprechendes Werk hervorzubringen, Thibauts Individualität bereits deutlich zu Tage.

Eine neuartige, freiere Auffassung ergab sich aus den „Versuchen über einzelne Teile der Theorie des Rechts", in denen eine ganze Reihe

rechtswiſſenſchaftlicher Fragen und Erſcheinungen nicht mit Rückſicht auf die Schulmeinung, ſondern auf die juriſtiſche Praxis von einheitlichen, nicht bloß philoſophiſch-naturrechtlichen, ſondern auch hiſtoriſchen Geſichtspunkten aus behandelt und verarbeitet war. Auch ſeine anderweiten Abhandlungen „Ueber dingliches und perſönliches Recht“ und „Ueber dominium directum et utile“ waren, die eine durch Rückführung des moderniſierend-materiellen auf einen römiſch-aktionenrechtlichen Gegenſatz, die andere durch Berichtigung einer falſchen Begriffsbildung, beide aber in gleicher Weiſe durch den Nachweis tiefgreifender Rechtsfälſchungen und -irrtümer infolge der Verwilderung der mittelalterlichen Dogmatik, für die Weiterentwicklung der juriſtiſchen Wiſſenſchaft von hoher Bedeutung. Durch ſeine kurze „Theorie der logiſchen Auslegung des Römiſchen Rechtes“ geriet Thibaut in eine lebhafte Kontroverſe mit Anſelm Feuerbach, die er in ſeinen „Beiträgen zur Kritik der Feuerbachſchen Theorie über Grundbegriffe des peinlichen Rechts“ weiterführte, um den Nachweis zu verſuchen, daß die pſychologiſche Zwangstheorie ſeines Gegners zu dem Schluſſe führe, daß die weltliche Obrigkeit die ſchrecklichſten Martern erſinnen müſſe, um dieſe zur Strafe eines jeden Verbrechens anzudrohen. Demgegenüber beharrte Thibaut auf dem Standpunkt, daß lediglich der gemeine Begriff über moraliſche Vergeltung den Maßſtab der Strafbarkeit zu liefern habe.

Sein Hauptwerk, das in Schillers Gartenhaus entſtandene „Syſtem des Pandektenrechts“, das die erſte neuere, bis in alle Einzelheiten vollendete Darſtellung des Pandektenrechts brachte, iſt in ſeiner wiſſenſchaftlichen Akribie, ſowie in ſeiner praktiſchen Anlage für alle nachfolgenden fachwiſſenſchaftlichen Lehrbücher vorbildlich geworden.

Mit ſeiner unter dem friſchen Eindruck der Freiheitskriege aus patriotiſchem Drange verfaßten Flugſchrift „Ueber Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechtes für Deutſchland“ geriet Thibaut in eine weitere Controverſe mit dem Berliner Savigny, der der damaligen Zeit den Beruf und die Fähigkeit zur Kodifikation ſchlechterdings abſprach. Während Thibaut mit Rückſicht auf die Mängel des Römiſchen Rechts die Aufſtellung eines klaren, praktiſchen deutſchen Geſetzbuchs durch Zuſammenwirken der namhafteſten Rechtskenner forderte, ſtand Savigny mit ſeinen legislatoriſchen Anforderungen allerdings auf dem Boden einer viel tiefgründigeren, weiterausſchauenden, aber deshalb praktiſch nicht zu verwirklichenden Auffaſſung. Die nachmalige Realiſierung der Thibautſchen Forderung in unſerem neuen „Bürgerlichen Geſetzbuch“ hat in praxi dem Letzteren Recht gegeben. Aus dieſem Zwieſpalt mit dem berühmten Berliner Rechtslehrer ergab ſich der Gegenſatz der hiſtoriſchen (Savignys) und der, allerdings mit Unrecht ſo benannten, „unhiſtoriſchen“ (Thibauts) Schule.

Thibauts wiſſenſchaftliche Eigenart wurzelte vornehmlich in ſeiner genialen ſyſtematiſchen und ziviliſtiſchen Begabung. Das Syſtem iſt

ihm jedoch nicht als ſolches die Hauptſache, ſondern lediglich als klare und bequeme Ausdrucksform des materiellen Inhalts von Werte, und deshalb, dieſem jeweiligen praktiſchen Bedürfnis entſprechend, von Fall zu Fall wechſelnd. Von entſcheidender großzügigſter Bedeutung iſt die Stärke ſeiner ziviliſtiſchen Auffaſſung, die ihn in jedem Falle auf das Weſentliche, praktiſch Brauchbare hinführt und ihn das Recht als „eine Summe von Regeln für die möglichſt vernünftige, vorteilhafte und angenehme Ausgeſtaltung menſchlicher Verhältniſſe“ auffaſſen läßt.

Der Einfluß Kantiſcher Philoſophie auf ſeine Jurisprudenz iſt unverkennbar. Aus ihr hat er zumal die kritiſch beſonnene, ſtets auf der Erfahrung als einzig zuverläſſiger Quelle baſierende Art des Denkens übernommen. Indem ſeine Polemik ſich ebenſoſehr gegen die inhaltlos ſchematiſche, mathematiſch-demonſtrative Methode, als gegen die hiſtoriſche Einſeitigkeit wendet, hält er an dem guten Rechte der Vernunft zur freien Löſung praktiſcher Aufgaben entſchieden feſt.

Der weitaus bedeutendſte Vertreter der geſamten zeitgenöſſiſchen Jurisprudenz aber war Thibauts Widerpart, Paul Johann Anſelm von Feuerbach, der Begründer der neuen deutſchen Strafrechtswiſſenſchaft, der von 1799 bis 1802 als Privatdozent und außerordentlicher Profeſſor der Rechte in Jena lebte und wirkte.

Er war in Hainichen, nahe bei Jena, am 14. November 1775 geboren, jedoch in früheſter Kindheit bereits mit ſeinen Eltern nach Frankfurt a. M. übergeſiedelt, wo er unter der Zucht eines pedantiſchen, ſchrullenhaften Vaters eine freudloſe Jugend verlebte und bereits den Grund zu dem unglücklichen, leicht verbitterten, Naturell legte, das ihn ſtörend und hemmend durchs Leben begleiten ſollte. In förmlicher Flucht verließ der Sechzehnjährige das Elternhaus und kam abgeriſſen und verelendet nach Jena, wo er bei mütterlichen Verwandten eine Unterkunft fand, um ſich fortan in engem Anſchluß an Reinhold dem Studium der Kantiſchen Philoſophie mit eminentem Feuereifer und Wiſſensdrange hinzugeben. Nach dreijährigem Studium konnte er bereits zum Dr. phil. promoviert werden. Unter ſchweren inneren Kämpfen und dem harten Druck zwingender Verhältniſſe, die ihn behufs Erfüllung eingegangener Verpflichtungen zur Wahl eines Brotſtudiums nötigten, ſagte er der Philoſophie, der ſeine ganze Neigung gehörte, valet, um ſich widerwillig und unluſtig der Jurisprudenz zuzuwenden.

Bald jedoch hatte er den goldenen Boden des neuen Berufs gefunden.

Schon ſeine erſte Schrift „Kritik des natürlichen Rechts als Propädeutik zu einer Wiſſenſchaft des natürlichen Rechts“ bezeichnete durch ihre ſcharfe fundamentale Scheidung zwiſchen Moral- und Rechtsgebiet einen Wendepunkt der Wiſſenſchaft, worauf der junge Gelehrte nach kurzer Zeit ſeine epochemachende, einen Umſchwung der ganzen deutſchen

Jurisprudenz begründende Habilitationsschrift: „Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des positiven peinlichen Rechts“ erscheinen ließ und in dieser gegen alles Hergebrachte seine scharfgeschliffenen Waffen richtete. Noch in Jena gab er ferner das weltberühmte „Lehrbuch des peinlichen Rechts“ heraus, das ein halbes Jahrhundert lang Theorie und Praxis beherrschte.

In diesen Werken liegt sein Ruhm begründet. Als einer der besten Prosaisten seiner Zeit hat er in ihnen der Mit- und Nachwelt „goldene Früchte in silbernen Schalen geboten.“

In dem Lehrbuch gab er ein abgeschlossenes System seiner Strafrechtstheorie, als deren größte Errungenschaft die seitdem allseitig anerkannte Forderung erscheint, daß nach dem Grundsatz: „nullum crimen, nulla poena sine lege“ jedweder Strafanwendung ein maßgebendes Strafgesetz voranzugehen habe, womit der Beruf des Richters von dem des Gesetzgebers ein- für allemal geschieden war.

Nach seiner „Strafandrohungstheorie“, in der er die Frage nach Zweck und Grund der Strafe beantwortet, beruht der eigentliche Rechtsgrund aller Strafe in der Drohung des Strafgesetzes mit der Strafe, welche neben dem physischen auch einen psychologischen Zwang ins Werk setzt, ohne den ein friedliches Zusammenleben im Staate nicht gewährleistet werden kann. Dieser Zweck wird durch die Strafandrohung erreicht, an welche sich, um sie wirksam zu machen, die reale Ausführung knüpfen muß. „Gestraft wird, weil gedroht worden, gedroht, damit abgeschreckt werde.“

So wenig haltbar diese Theorie auch ist, so hat Feuerbach dennoch durch die Forderung einer bestimmten vorausgegangenen Strafandrohung eine heilsame Reform des deutschen Strafrechts herbeigeführt.

Auf dem Gebiet des Strafprozesses erwies sich Feuerbach als unbefangener Beurteiler der Geschworenengerichte und trat begeistert für die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens ein. Dem gleichen Gebiete angehörig ist auch das Werk, das er selbst am höchsten schätzte und durch welches er am intensivsten auf das Rechtsverständnis der Nation eingewirkt hat; die „Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen.“ Keine Nation hat ein solches Werk aufzuweisen, mit welchem sich Feuerbach durch juristische Schärfe nicht minder als durch meisterhafte Schilderung des Seelenlebens den Namen eines der größten Kriminalpsychologen erworben hat.

Seines Bleibens in Jena war nicht lange, wie er denn allenthalben, wo er künftig lebte und wirkte, jeden sachlichen Widerspruch als persönliche Kränkung empfand und, hierdurch verbittert, die Brücken hinter sich abbrach. Von Jena ging er nach Kiel, von da nach Landshut, wo ihm ein Zerwürfnis mit Gönner zum Anlaß wurde, im Jahre 1805 seiner Lehrtätigkeit gänzlich zu entsagen, um als Geheimer Referendar im Justiz-

departement zu München in die praktiſche Tätigkeit des Geſetzgebers einzutreten.

In dem von ihm verfaßten, im Jahre 1813 publizierten „Strafgeſetzbuch für das Königreich Baiern“ war ihm Gelegenheit geboten, ſeine Strafrechtstheorie in die praktiſche Rechtspflege einzuführen. Die furchtbare Härte, welche der Androhungstheorie entſprechend in dieſer legislatoriſchen Arbeit, namentlich in den ſtrafgeſetzlichen Beſtimmungen über Rückfall und Konkurrenz, zum Ausdruck kam, ſtieß unter dem Richterſtand auf hartnäckige Oppoſition und führte zu mehrfachen Modifikationen, die für den Urheber zu einem neuen Quell arger Verbitterung wurden.

Dazu kam, daß ſeine herrliche, von patriotiſchem Empfinden nicht minder, als wiſſenſchaftlicher Gedankentiefe erfüllte Flugſchrift „Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europas“ in dem zu jener Zeit noch an Napoleon gefeſſelten Bayern ſehr übel vermerkt wurde, ſo daß ſeine Entfernung aus München bereits beſchloſſene Sache war, als er jener erſten noch zwei anderweite Flugſchriften ähnlichen Inhalts folgen ließ. Seine Verſetzung an das Appellationsgericht zu Bamberg empfand er ſelbſt als „glänzende Verbannung“. Auch an dieſem Platze war ſeine Stellung infolge unerquicklicher Händel binnen kurzer Zeit unhaltbar geworden, bis er ſchließlich im Jahre 1816 als Präſident des Appellationsgerichts zu Ansbach noch einen verhältnismäßig friedlichen Hafen ſeiner Tätigkeit fand, jedoch nicht, ohne auch von hier aus durch ſein vielgedeutetes Eintreten für Caspar Hauſer, den er als den rechtmäßigen Thronerben Badens erklärte, unliebſames Aufſehen zu erregen.

Schwere körperliche Leiden führten am 29. Mai 1853 zu einem raſchen Tode. Da er — bezeichnend genug für ſeine verbitterte Stimmung — „den Ansbachern das Vergnügen einer Präſidentenleiche nicht gönnen wollte“, hat er in Frankfurt a. M., der Heimat ſeiner Kindheit, die letzte Ruheſtätte gefunden. —

Als namhafter Rechtshiſtoriker verdient Auguſt Heinrich Emil Danz (geb. 1806), ein Sohn des bekannten Jenaiſchen Kirchenhiſtorikers, mit ſeinen Schriften „De litis contestatione quae fuit tempore legis actionum“, „De externa codicillorum forma commutatio“, vor allen Dingen aber mit ſeinem „Lehrbuch der Geſchichte des Römiſchen Rechts“ beſondere Erwähnung. Er hatte ſich als Schüler Savignys im Jahre 1831 in Jena habilitiert, wo er 1843 zum ordentlichen Profeſſor und Oberappellationsgerichtsrat ernannt wurde und am 17. Mai 1881 geſtorben iſt.

Mit ihm zugleich bekleidete ſein engerer Landsmann Heinrich Luden, gleichfalls in Jena (1810) als Sohn des berühmten Hiſtorikers gleichen Namens geboren, das Amt eines Profeſſors des Strafrechts und Oberapellationsgerichtsrates. Seinen Ruf als einer der bedeutendſten Kriminaliſten ſeiner Zeit erwarb er ſich mit einer Reihe von Abhandlungen aus dem gemeinen deutſchen Strafrecht, in denen er ein geſundes treffen-

des Urteil über Verſuch und Tatbeſtand des Verbrechens mit klarer Diktion und philoſophiſcher Gedankentiefe zu vereinen wußte. Sein „Handbuch des deutſchen gemeinen und partikulären Strafrechts", die reifſte Frucht ſeines Schaffens, iſt leider unvollendet geblieben.

Die Feinheit und herzgewinnende Freundlichkeit ſeines Weſens, verbunden mit Ruhe und Würde, ließ ihn in hervorragender Weiſe geeignet erſcheinen, als Prorektor im Jubiläumsjahre 1858 die alma mater Jenensis in glanzvollſter Weiſe zu vertreten. Er ſtarb am 23. Dezember 1880.

Ein anderweiter hervorragender Zeitgenoſſe der Ebengenannten war Carl Julius Guyet, der im Jahre 1802 als Sohn eines kaiſerlich franzöſiſchen Hauptmanns und Ritters der Ehrenlegion in Homburg v. d. H. geboren, in Heidelberg und Berlin ſeine Studien vollendet und ſich an erſtgenanntem Orte mit einem Programm „De publiciana in rem actione" habilitiert hatte. Nachdem er ebendaſelbſt einen Band „Abhandlungen aus dem Gebiet des Zivilrechts" herausgegeben, folgte er (1836) einem Ruf nach Jena, wo er zum Oberapellationsgerichtsrat und Geheimen Altenburgiſchen Hofrat, ſowie ſpäter zum Ordinarius der Juriſtenfakultät und des Schöppenſtuhles ernannt wurde. Auf dem Forſt, in der Nähe Jenas, hat man ihm einen Denkſtein errichtet.

Auf dem Gebiet der Pandektenwiſſenſchaft war in den Jahren von 1840—1849 Karl Adolf Schmidt, geboren 1816 zu Allſtädt, mit großem Erfolg tätig. In ſeiner tiefgründiger Weiſe behandelte er „Das Interdiktverfahren der Römer", „Das formelle Recht der Noterben", „Das Pflichtteilsrecht des Patronus und des Parens Manumiſſor", „Das Hauskind in mancipio". Die weiteren Stätten ſeiner ziviliſtiſchen Wirkſamkeit waren Greifswald, Freiburg (wo er von 1858—1866 der badiſchen Erſten Kammer angehörte), Bonn und Leipzig. Er ſtarb am 24. Oktober 1903 in Baden-Baden.

Einen hervorragenden Vertreter beſaß die Germaniſtik in Carl Friedrich Wilhelm von Gerber (geb. 1823 in Ebeleben).

Seine erſte Schulbildung hatte er auf dem unter Leitung ſeines Vaters ſtehenden Gymnaſium zu Sondershauſen erhalten, hierauf in Leipzig unter Hänel, Puchta, Albrecht und in Heidelberg unter Vangerow und Mittermaier ſeine Studien betrieben und an letzterem Orte die juriſtiſche Doktorwürde summa cum laude erlangt. Etwa ein Jahr lang war er hierauf im praktiſchen Juſtizdienſt ſeiner engeren Heimat beſchäftigt, der ihn jedoch ſo wenig befriedigte, daß er ſich im Herbſte 1844 in Jena als Privatdozent niederließ. Daſelbſt traktierte er deutſches Privat- und Lehnrecht, deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte, das Landrecht des Sachſenſpiegels und Encyklopädie der Rechtswiſſenſchaft. Eine Vokation nach Königsberg lehnte er ab, um jedoch im folgenden Jahre 1847 einer ſolchen nach Erlangen zu folgen, wohin er an Laspeyſes Stelle berufen wurde. Im Sommer 1851 ging er als Nachfolger

Wächters im Kanzleramte der Universität nach Tübingen, mit welcher Stelle zugleich ein Sitz in der württembergischen Abgeordnetenkammer verbunden war. Nachdem er 1857 den Posten eines stimmführenden Vertreters bei der zum Entwurf eines deutschen Handelsgesetzbuches nach Nürnberg einberufenen Bundeskommission bekleidet hatte, trug ihm der König als Beweis seines Vertrauens das Kultusministerium an, das er jedoch ablehnte. Mit dem persönlichen Adel beliehen, kehrte er als Professor des deutschen Strafrechts und Oberapellationsgerichtsrat noch einmal auf kurze Zeit nach Jena zurück, übernahm jedoch bereits im folgenden Jahr eine Professur in Leipzig. Hier wurde er als Abgeordneter des Leipziger Landkreises in den Norddeutschen Reichstag gewählt, 1871 zum Präsidenten der ersten sächsischen Landessynode und hierauf zum Kultusminister ernannt. Die eminenten Verdienste, die er sich in dieser Stellung namentlich um das sächsische Schul- und Kirchenwesen erworben, gehören der Geschichte an. Er starb hochgeehrt, in den erblichen Adelsstand erhoben, am 23. Dezember 1891.

Die wissenschaftliche Bedeutung Gerbers ruht in seiner verdienstvollen Behandlung des deutschen Privatrechts, für das er, im Gegensatz zu Eichhorn, nicht bloß die geschichtliche Darstellung gelten ließ, sondern ein eignes dogmatisches Prinzip zu finden sich bemühte. Dieses lag für ihn in der juristischen Analyse der dem historischen Stoff innewohnenden Ideen, in ihrer Auffassung als individuelle juristische Größen und ihrer Konstruktion nach derselben Methode, nach welcher das Römische Recht seine Stoffe entwickelt. „So hofft er, das deutsche Recht in formell juristischer Weise dem Römischen Rechte näher zu bringen, ihm neben der abstrakten Macht des letzteren durch Entwicklung seines geistigen Gehalts Geltung zu verschaffen und zur allmählichen Ausgleichung des Gegensatzes zwischen fremdem und einheimischem Recht beizutragen. Trotz aller Liebe zum deutschen Recht verkennt er nicht die kulturhistorische Bedeutung des römischen Rechts für Deutschland. Indem ihm nun das Ziel des Germanisten die Erstrebung einer wissenschaftlichen Ebenbürtigkeit des deutschen Rechtes ist, verwirft er die Richtung derjenigen, welche ohne Eindringen in die innere Aufgabe durch mechanische Abschaffung des fremden Rechts dem einheimischen zu helfen glauben. Diese letztere Richtung hält er für eine anachronistische Wiederholung der im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert berechtigten Opposition gegen das Römische Recht." —

Als Erbrechtslehrer hat sich Carl Friedrich Albert Köppen, in Jena von 1853—1857, durch seine Werke „Die Erbschaft", „System des heutigen Römischen Erbrechts", „Lehrbuch des heutigen Römischen Erbrechts" namhafte Verdienste erworben, während das Staatsrecht in Georg Meier (geboren 1841 in Detmold und gestorben 1900 in Heidelberg) einen hervorragenden Vertreter fand. Er schrieb über das „Recht der Expropriation", „Das Studium des öffentlichen Rechts", „Die

Staatswiſſenſchaft in Deutſchland“ und gab, außer zahlreichen politiſchen und rechtswiſſenſchaftlichen Abhandlungen je ein Lehrbuch des „Deutſchen Staatsrechts“ und des „Deutſchen Verwaltungsrechts“ heraus. Von 1881 bis 1890 gehörte er als Parteigänger der nationalliberalen Fraktion dem deutſchen Reichstag an.

Von den zur Zeit noch im Amte ſtehenden ordentlichen Profeſſoren der juriſtiſchen Fakultät lieſt in dem gegenwärtigen Jubelſemeſter Auguſt Thon über Einführung in die Rechtswiſſenſchaft, ſowie über Syſtem und Geſchichte des römiſchen Privatrechts; Richard Loening über deutſches Strafrecht; Erich Danz über Syſtem und Geſchichte des römiſchen Rechts, ſowie römiſchen Zivilprozeß und deutſches bürgerliches Recht; Eduard Roſenthal über deutſches Reichs- und Landesſtaatsrecht, ſowie Grundzüge des deutſchen Privatrechts; Johannes Niedner über allgemeines Staatsrecht, Völkerrecht und kirchenrechtliche Tagesfragen; Hans Fehr über deutſche Rechtsgeſchichte, Bürgerliches Recht, Urheberrecht und Erfinderrecht, und Carl Kniep über Erklärung von Pandektenſtellen und Zwölftafelrecht. —

Die mediziniſche Fakultät.

Der Name des erſten Mediziners, Johannes von Schröter, iſt mit der Geſchichte der Academia Salana aufs engſte verknüpft. Er war es, der durch den gewichtigen Einfluß ſeiner Perſon nicht minder, als durch ſeine Geſchäftsgewandtheit das uneingeſchränkte Kaiſerliche Privilegium für die Umwandlung des „akademiſchen Gymnaſiums“ in eine Univerſität auszuwirken verſtand und daraufhin mit der Würde des erſten Rektor magnificentissimus bekleidet wurde.

Schröter war der Sohn des derzeitigen Bürgermeiſters zu Weimar. Nach eifrigen Schulſtudien in ſeiner Vaterſtadt und dem benachbarten Naumburg hatte er zu Wittenberg Philoſophie, Philologie nebſt Mathematik ſtudiert und nach vierjährigem Aufenthalt daſelbſt einen großen Teil Deutſchlands bereiſt. Hierbei bot ſich ihm Gelegenheit, eine Rektorſtelle zu Stams im Inntal anzunehmen, die er jedoch nur kurze Zeit bekleidete, da inzwiſchen in ſeinem edlen, von Menſchenliebe beſeelten Herzen die Neigung für den ärztlichen Beruf erwacht war. So kehrte er nach Wittenberg zurück, um ſich nunmehr dem Studium der Medizin zu widmen. Als Schulmann hatte er ſich jedoch bereits einen ſolchen Namen erworben, daß man ihn als Rektor für die Landſchule in Wien zu gewinnen ſuchte, welches Amt er denn auch, mit Vorbehalt des baldigen Wiederaustrittes, auf eine zeitlang übernahm, um hierauf ſeine mediziniſchen Studien zu beenden und ſich in Wien als Arzt niederzulaſſen. Infolge ſeiner wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Tüchtigkeit,

ſowie der durch ſeine Verheiratung mit der Witwe des ehemaligen Vizekanzlers von Petri unter den höchſten Geſellſchaftskreiſen geknüpften Familienverbindungen ſah er ſich bald zum Kaiſerlichen Leibarzt erhoben. Er erfreute ſich der Gunſt ſeines höchſten Herrn in ſolchem Maße, daß es Johann Friedrich dem Großmütigen, der den berühmten Landsmann um jeden Preis für ſeine neugegründete Hochſchule gewinnen wollte, die größten Schwierigkeiten koſtete, deſſen Entlaſſung aus den kaiſerlichen Dienſten zu erwirken. Leider traf Schröter, als er im Jahre 1554 nach Jena kam, ſeinen fürſtlichen Gönner nicht mehr am Leben.

Johannes von Schröter, Prof. der Medizin.
Der erſte Rektor der Univerſität.

Mit außerordentlichem Geſchick und weitſchauendem praktiſchen Blick leitete er ſeine akademiſche Tätigkeit ein. Außer ſeiner mit größtem Beifall und Erfolg gelohnten wiſſenſchaftlichen Wirkſamkeit ſorgte er namentlich für gute und ausreichende Studentenquartiere, an denen in jener erſten Zeit großer Mangel war, und einen ſachgemäßen Ausbau der akademiſchen Gebäude, ſo daß er binnen kurzer Zeit an anerkannt führender Stelle im Hochſchulleben ſtand und ſich zugleich durch eine vielſeitige gemeinnützige Tätigkeit den Namen eines „Vaters der Stadt“ erwarb.

Ueber ſeine Sendung nach Wien und deren glänzenden Erfolg iſt bereits an anderer Stelle berichtet worden.

Eine eigenartige Verſion, welche Nicolai von dieſer Reiſe gibt, möge der Kurioſität halber nicht unerwähnt bleiben.

„Glücklicher Weiſe war zu Jena ein Profeſſor der Arzneygelehrtheit,

Joh. Schröter, einer der damaligen geſchickteſten Aerzte in Deutſchland. Kaiſer Ferdinand, der gut aß und nicht weniger trank, hatte öftere Indigeſtionen. Die Wieneriſchen Aerzte konnten damit nicht fertig werden, und es ward aus Jena der Profeſſor Schröter berufen, der vorher ſchon in Wien bekannt war, weil er daſelbſt 1545 bei einer Schule geſtanden hatte und nachher daſelbſt Doktor geworden war. Er brachte des Kaiſers Magen in Ordnung und erhielt dafür den Adelſtand und für die Univerſität Jena das Recht, in allen Fakultäten Doktoren zu machen. Die Folgen des Wohllebens großer Herrn ſind mehrmals in der Geſchichte wichtig geworden. Aus der letzten Indigeſtion Kaiſer Karl VI. entſtanden zwei große Kriege, die beinahe ganz Deutſchland zerrüttet hätten. Durch die Folgen einer Indigeſtion Kurfürſts Maximilian Joſef von Baiern wäre beinahe ganz Baiern geteilt worden — und durch gleiche Veranlaſſung erhielt die Univerſität Jena Doktoren der Theologie."

Schröter ſtarb, hochangeſehn bis an ſein Ende, am 31. Mai 1593.

Zwei ſeiner Söhne, Philipp Jakob und Johann Friedrich, welcher letztere als gleichzeitiger Inhaber der juriſtiſchen Doktorwürde den Spitznamen „Duppeldoktor" führte, waren gleichfalls als Profeſſoren der Medizin an der Hochſchule tätig.

Auch ein Sohn des Reformators, Paul Luther, gehörte auf kurze Zeit der mediziniſchen Fakultät in Jena an. Da er jedoch infolge ſeiner Rechtgläubigkeit in die Flacianiſchen Wirren hineingezogen wurde, gab er den akademiſchen Beruf auf und trat als Leibarzt in die Dienſte der Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen. Man berichtet von ihm, daß er das Magisterium perlarum, Magisterium corallorum, Unguentum ex nitro und Aurum potabile in den ſächſiſchen Apotheken eingeführt habe.

Zu einer eigenartigen Popularität gelangte zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Name Werner Rolfinks, des erſten Anatomen. Er hatte, 1599 zu Hamburg geboren, in Wittenberg, Leyden, Oxford, Paris und Padua ſtudiert, an letzterem Orte in Gegenwart des Dogen von Venedig promoviert, die ihm daſelbſt angebotene Profeſſur jedoch abgelehnt, um zunächſt in Wittenberg und hierauf von 1629—1673 in Jena als Anatom, Chirurg, Botaniker und Chemiker eine außerordentlich vielſeitige und fruchtbare akademiſche Tätigkeit zu entwickeln. Er war der Erſte, der an letztgenannter Hochſchule ein „anatomiſches Theater" errichtete und ſich hierzu die Leichname der „Miſſetäter" erbat, wonach man die Tätigkeit der Anatomen allgemein mit dem Ausdruck „Rolfinken" bezeichnete. Gleichzeitig gab er als Direktor des botaniſchen Gartens dieſem eine eine neue zweckmäßige Einrichtung, baute ein eigenes chemiſches Laboratorium konſtruierte eine Anzahl neuer chirurgiſcher Inſtrumente und machte ſich auch ſonſt durch wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der Chemie hochverdient. In beſonderer Anerkennung ſeiner anatomiſchen Tüchtigkeit wurde er alljährlich einmal nach Weimar berufen, um in Gegenwart des Hofes und zahlreicher geladener Gäſte eine Leiche zu ſezieren.

Auf gleichem Gebiete erwarb ſich gegen Ende des Jahrhunderts Ferdinand Chriſtian von Loder, als Sohn eines Profeſſors und Konſiſtorialrates in Riga geboren (1753), einen geachteten Namen. In Göttingen, ſowie auf ſeinen ausgedehnten Studienreiſen durch Frankreich, Holland und England hatte er ſich zu einem der bedeutendſten anatomiſchen und chirurgiſchen Praktiker jener Zeit ausgebildet. Sein Hauptverdienſt war die Herausgabe der „Anatomiſchen Tafeln zur Beförderung der Kenntnis des menſchlichen Körpers", zu einer Zeit, wo dergleichen Hilfsmittel für Anſchauung und Praktik noch zu den Seltenheiten gehörten. Auch auf dem Gebiet der Chirurgie gebührt ihm das Verdienſt, den Alanſonſchen Lappenſchnitt nnd die ſchnelle Vereinigung der Wundränder in Deutſchland eingebürgert zu haben.

Er gründete eine mediziniſch-chirurgiſche Klinik, eine Entbindungs- und Hebeammenunterrichtsanſtalt, ein Naturalienkabinett und gab ein vielgeleſenes und hochangeſehenes „Journal für Chirurgie, Geburtshilfe und gerichtliche Arzneikunde" heraus.

Den lichtvollen Vorträgen Loders über Phyſiologie, mediziniſche Anthropologie und Naturgeſchichte hat Goethe öfters mit hohem Intereſſe beigewohnt. Sein glänzendes Haus nahm während Jenas großer klaſſiſcher Zeit als Sammelpunkt des geiſtigen Lebens eine hervorragende Stellung ein.

Im Jahre 1803 folgte er einem Ruf nach Halle. Da dieſe Stadt jedoch 1806 an das Königreich Weſtfalen fiel, in deſſen Dienſte er nicht treten mochte, kehrte Loder nach kurzem Aufenthalt in Königsberg in ſeine urſprüngliche Heimat zurück, wo er alsbald zum Leibarzt und Staatsrat Kaiſer Alexanders ernannt wurde. In dieſer Stellung machte er ſich namentlich durch die Errichtung von Militärlazareten während des Napoleoniſchen Feldzuges hochverdient. Auch erbaute er zu Moskau, wo er ſeinen Wohnſitz genommen, ein prachtvolles, mit Hörſälen verſehenes anatomiſches Muſeum, in welchem er unentgeltlich als Ehrenprofeſſor der Univerſität vor vielen Zuhörern, Aerzten und Laien, anatomiſche und phyſiologiſche Vorleſungen hielt. Er ſtarb 1832 an Altersſchwäche.

Von beſonderer Bedeutung für die Jenenſer Medizin iſt der Name Stark geworden. Nicht weniger als ihrer drei dieſes Namens, Angehörige einer und derſelben Familie, haben nacheinander in der Fakultät einen Ehrenplatz eingenommen.

Der Erſte, Johann Chriſtian Stark I, geboren 1753 zu Oßmannſtedt bei Weimar, war von 1779 bis 1811 neben Loder als zweiter Direktor der Entbindungsanſtalt und des Hebammeninſtituts tätig. Seine Berühmtheit verdankte er hauptſächlich einem an einer hochgeſtellten Dame mit glücklichem Erfolge ausgeführten Kaiſerſchnitt und der Erfindung bezw. Verbeſſerung einzelner geburtshilflicher Inſtrumente (Zange, Beckenmeſſer, Geburtsſtuhl).

Auch ſein Name iſt mit Jenas klaſſiſcher Zeit eng verbunden. Er

war Schillers Leibarzt, deſſen Briefwechſel mit dem Dichterfürſten noch erhalten iſt.

Sein Neffe Johann Chriſtian Stark II., gleichfalls in Jenas Nähe, zu Kleinkromsdorf, als Bauernſohn geboren, hatte urſprünglich Theologie ſtudiert, aber nach kaum dreijährigem Studium bereits die mediziniſche Doktorwürde erlangt und nach einer Studienreiſe durch die wichtigſten Univerſitätsſtädte 1796 eine Stellung als Profeſſor der Medizin in Jena gefunden. Hier war es, wo er nach der verhängnisvollen Schlacht die ungeheure Maſſe von Verwundeten zu beſorgen und

Chriſt. Wilh. Hufeland.
Nach Original im ſtädt. Muſeum in Jena.

bei den zahllos vorgenommenen Operationen, über denen ihm tatſächlich die Finger lahm geworden, die beſte Gelegenheit gefunden hatte, ſich eine ganz beſondere chirurgiſche Fertigkeit zu erwerben. Als dirigierendes Mitglied der oberſten Medizinalbehörde, Direktor der Landeskrankenhäuſer, der Irrenanſtalt, der ambulatoriſchen Klinik und der Entbindungsanſtalt, ſowie als Amts- und Stadtphyſikus und großherzoglicher Leibarzt entfaltete er bis zu ſeinem am 24. Dezember 1837 erfolgten Tode eine vielſeitige, überaus glückliche akademiſche und praktiſche Tätigkeit. Namentlich als Geburtshelfer leiſtete er treffliches und gab ein vielgebrauchtes und -gerühmtes Hebammenlehrbuch heraus.

Der Sohn des Erſtgenannten, Carl Wilhelm Stark, vordem Hofmedikus Karl Auguſts und deſſen Feldarzt im franzöſiſchen Kriege, machte ſich in der Zeit von 1815 bis 1844 durch ſeine Vorleſungen über Encyklopädie der Medizin, allgemeine Pathologie und Therapie, Augenheilkunde, allgemeine Chirurgie und gerichtliche Medizin um das wiſſenſchaftliche Leben der Univerſität hochverdient.

Zu den weitaus hervorragendſten Vertreten ihres Faches aber gehörte zu ſeiner Zeit als einer der berühmteſten und gelehrteſten Aerzte Chriſtoph Wilhelm Hufeland.

Als geborener Thüringer hatte er im Jahre 1762 zu Langenſalza das Licht der Welt erblickt und im Jahre 1780 in Jena das Studium der Medizin, vor allem der Anatomie aufgenommen. Aber erſt in Göttingen wandte er ſich mit rechtem Ernſt und Eifer der Wiſſenſchaft zu. Nach vollendetem Studium trat er zunächſt zu Weimar in die Praxis ſeines Vaters ein, die bei ihrer weiten Ausdehnung, bis hinauf an den Harz, die gewaltigſten Anforderungen an ſeine Kraft ſtellte, ihm dafür aber auch ein reiches Feld praktiſcher Erfahrungen bot. Gleichwohl fand er noch Zeit, mit Wieland, Herder, Göthe und Schiller einen lebhaften Verkehr zu unterhalten. Auch gab er noch zu dieſer Zeit ſeinen erſten literariſchen Verſuch, „Mesmer und der Mesmerismus“ heraus, um dieſe dazumal zur Modeſache gewordene wiſſenſchaftliche Extravaganz als ſolche zu erweiſen. Ebenſo beſchäftigte ihn bereits die Grundidee ſeiner Makrobiotik und Pathogenie. Als er (1792) über dieſen Gegenſtand in Goethes Haus einen Vortrag hielt, welchem auch Karl Auguſt beiwohnte, äußerte dieſer höchlichſt befriedigt: „Der Hufeland paßt zu einem Profeſſor, ich will ihn nach Jena verſetzen.“

So kam es, daß Hufeland die liebgewordene Praxis aufgab und ſtatt deſſen in die akademiſche Karriere eintrat. In Jena erſchien ſeine „Makrobiotik“, die mit einem Schlag den wiſſenſchaftlichen Ruhm ihres Urhebers begründete. Auch journaliſtiſch betätigte ſich Hufeland, namentlich durch Herausgabe des „Journals der praktiſchen Arzneikunde und Wundarzneikunſt“, einer der angeſehenſten, lehrreichſten mediziniſchen Zeitſchriften, und erwarb ſich gleich große Verdienſte durch ſeine literariſche Fehde gegen das aller Erfahrung widerſprechende „Brownſche Syſtem“, als auch durch ſein entſchiedenes Eintreten für die 1796 von Jenner entdeckte Kuhpockenimpfung.

Im Jahre 1801 wurde er als königl. Preußiſcher Geheimer Rat und Wirklicher Leibarzt, auch Arzt und Oberaufſeher der Charité nach Berlin berufen, wo er zugleich als Staatsrat und Mitglied der neuerrichteten Medizinalſektion im Miniſterium, ſowie als einer der erſten Profeſſoren an der im Jahre 1809 gegründeten Univerſität und Direktor der mediziniſch-chirurgiſchen Militärakademie noch 35 Jahre in höchſtem Ruhm und Segen wirkte. Auch ſeine literariſche Tätigkeit war eine äußerſt umfaſſende. Als größte Werke ſind ſein „Syſtem der praktiſchen Heilkunde“ und vor allen Dingen ſein aus fünfzigjähriger Erfahrung heraus geſchriebenes; „Encheiridion medicum oder Anleitung zur mediziniſchen Praxis“ von hohem, bleibendem Werte.

Der edlen Königin Luiſe ſtand Hufeland ganz beſonders nahe. Ihr früher Tod war für ihn der ſchmerzlichſte Schlag ſeines Lebens. Er war ein Menſch, deſſen charaktervolle Wahrheitsliebe unbeſtechlich

war, der als Dozent und Publiziſt ſtrengſte Wiſſenſchaftlichkeit mit größtmöglicher Verſtändlichkeit der Vorſtellung zu verbinden wußte, und als Arzt in ſeiner hochwiſſenſchaftlichen Tüchtigkeit, ſowie in ſeiner menſchlichen Teilnahme und Sorgfalt für den ganzen Stand vorbildlich geworden iſt.

Nach ihm war auch ſein jüngerer Bruder Friedrich Gottlob Hufeland auf kurze Zeit (1811—1812) als Profeſſor der Medizin in Jena tätig, um jedoch als Opfer des von dem älteren Hufeland ſo entſchieden bekämpften Mesmerismus immer mehr auf die Bahnen naturphiloſophiſcher Träumerei zu geraten. Auch er wurde von Jena nach Berlin berufen, wo er zugleich mit jenem als Profeſſor der Pathologie und Semiotik an der medizinisch-chirurgiſchen Militärakademie und ſpäter als ordentlicher Profeſſor an der Univerſität bis 1839 lebte und wirkte.

Lorenz Oken.
Nach Original im ſtädt. Muſeum in Jena.

Nächſt Hufeland war Lorenz Oken als namhafter Vertreter der naturwiſſenſchaftlichen Medizin zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Zierde der Hochſchule.

Er war als Sohn eines Bauern, Johann Adam Okenfuß zu Bohlsbach in Baden geboren (1779). Sein frühverſtorbener Vater ſoll ein Mann von „nicht gewöhnlicher Einſicht“ geweſen ſein, der vermittelſt der Gabe des zweiten Geſichtes über den Ausgang des Franzoſenkrieges und die ferneren Schickſale Deutſchlands vieles vorausgeſehen und -geſagt habe, ſo daß man in jener Gegend beim Eintritt großer Ereigniſſe zu äußern pflegte: „das hat ſchon Hans Adam geſagt,“ oder in umgekehrtem Sinne: „davon hat Hans Adam nichts gewußt“.

Der früh verwaiſte Knabe wurde von dem gelehrten Rektor Meyer in Baden ſorgfältig erzogen und zeigte ſchon früh überraſchende geiſtige Fähigkeiten. Als Privatdozent in Göttingen hatte er ſich bereits durch verſchiedene naturphiloſophiſche Publikationen einen Namen errungen, ſodaß man in Jena in ihm einen Erſatz für den Verluſt Schellings und Hegels zu finden hoffte.

Die Programmschrift, mit welcher er seine Professur in Jena antrat, enthielt bereits die bekannte Okensche Wirbeltheorie des Schädels.

„Er war ein glänzender und ungemein geistig anregender Dozent. Er erregte in Jena für Naturgeschichte einen solchen Eifer, daß seine Vorlesungen bald die besuchtesten der Universität wurden." — Auch für die große Politik der Zeit bewies er ein feuriges Interesse. Mit den besten seines Volkes träumte er von Deutschlands Größe und Einigkeit.

Von ausschlaggebendem Einfluß auf das zeitgenössische wissenschaftliche Leben, sowie auf seinen eigenen Lebensgang war die von ihm herausgegebene „Isis", eine große enzyklopädistische Zeitschrift, die sich bald die Stellung eines Zentralorgans für alle Zweige der Naturwissenschaft eroberte. Die Freimütigkeit, mit welcher Oken darin gegen allen hergebrachten Autoritätsglauben auftrat, erregte unliebsames Aufsehen und mehrfaches Aergernis. Auch Goethe stand dem selbstherrlich-rücksichtslosen Gelehrten mißtrauisch und übelwollend gegenüber, zumal er selbst bei seinen naturwissenschaftlichen Studien zu einer ähnlichen Wirbeltheorie des Schädels gelangt war und deren Priorität eifersüchtig behauptete. Hierzu kam Okens Teilnahme an dem vielverschrieenen Wartburgfest und dessen Verherrlichung in der „Isis". Genug, um behördlicherseits an Oken die Alternative zu stellen, entweder seine Professur, oder die „Isis" aufzugeben. Er entschloß sich zu ersterem und lebte, einzig mit Herausgabe seiner Zeitung beschäftigt, noch einige Jahre in Jena, bis 1828 ein Ruf nach München an ihn erging. Auch hier erregte der kleine, hagere, heißblütige Gelehrte, der mit seinem dunklen Teint, dem kohlschwarzen lockigen Haar und blitzenden Augen wie ein Südländer aussah, durch die bis zur Derbheit sich steigernde, gegen jede Willkür sich aufbäumende Offenheit seines Wesens den heftigsten Anstoß, sodaß er wiederum seine Entlassung nahm und einem Ruf nach Zürich folgte, wo er als Rektor an der neuerrichteten Universität im Jahre 1851 sein Leben beschloß.

Hier schrieb er seine große 17bändige Naturgeschichte, in der die Summe seiner wissenschaftlichen Leistungen niedergelegt ist.

Oken war, obwohl er der medizinischen Fakultät angehörte, in erster Linie Philosoph, ein deduktiver, und zwar unlogischer Naturphilosoph in weit höherem Maße, als Naturforscher.

Seiner Philosophie zufolge ist die Mannigfaltigkeit der Dinge aus der Verbindung von Wasser, Luft und Feuer (Aether) mit dem Erdelement entstanden. Dementsprechend gibt es als verschiedene Entwicklungsstufen drei Naturreiche: Erde und Wasser = Mineralreich; Erde, Wasser und Luft = Pflanzenreich; Erde, Wasser, Luft und Feuer = Tierreich. Diese drei Naturreiche hat Oken bearbeitet.

Seine Ansichten über die Zusammensetzung der vegetabilischen oder animalischen Körper können als erste Anfänge einer Zellentheorie gelten. Jeder organische Teil besteht dem Augenschein zufolge aus unendlich

kleinen Bläschen und Kügelchen und zerfällt beim Eintritt der Verweſung wieder in dieſe ſeine urſprünglichen Formelemente (Infuſorien). Die einzelnen Tiere oder Pflanzen ſind nichts anderes als Aggregate, Kolonien ſolcher Einzelzellen.

Die Zeugung behandelt Oken nach Maßgabe der ſog. Nachbildungstheorie. Das Nervenſyſtem entwickelt ſich aus der Samenflüſſigkeit, dem „Milch", und das fruchtbare Ei iſt eine Vereinigung von Ei und Milch, welch erſteres die Grundlage des vegetativen, das letztere die Grund-

Das Oken Denkmal.

lage des animalen Lebens bildet. Zugleich iſt er Anhänger der Urzeugung. Urſprünglich muß die tieriſche Maſſe ohne Eier aus unorganiſchen Subſtanzen entſtanden ſein, wie es womöglich heute noch geſchieht.

So nahe Okens Naturerkenntnis ſchon der Idee der Entwicklungslehre ſteht, ſo hält er dennoch an der Konſtanz der Art feſt. Was ſich einmal zu einem vegetabilen oder animaliſchen Organismus verbunden hat, ändert ſich — vor der Auflöſung — nicht mehr in ein Anderes um. Wohl aber durchläuft, wie es der Grundgedanke des nachmals von

Haeckel aufgeſtellten biogenetiſchen Geſetzes iſt, jeder Organismus in ſeiner Entwicklung ſtufenweiſe die tieferen Klaſſen, in dieſem Sinne, daß das geſamte Tierreich einen einzigen auseinandergelegten tieriſchen Leib darſtellt, deſſen einzelne Organe als Einzelarten ein Eigenleben führen. Auf höchſter Stufe ſteht der Menſch, der alle Einzelorgane in ſich vereinigt. „Die Bildung eines jeglichen Organismus iſt deshalb die beginnende Bildung eines Menſchen", die eben je nach den Verhältniſſen auf einer höheren oder tieferen Stufe ſtehen bleibt. Solcher Stufen gibt es fünf: 1. Gefühlstiere (niedere Tiere); 2. Zungentiere (Fiſche); 3. Naſentiere (Amphibien); 4. Ohrentiere (Vögel); 5. Augentiere (Säuge- oder Haartiere). Auch die Einzelſtufen des Pflanzenreichs laufen hiermit parallel. Bis in die kleinſten Kategorien hinein ſtellt Oken die ganze Naturwelt unter eine plan- und zahlenmäßige Geſetzlichkeit, wonach er auch die Zahlen ſämtlicher Tier- und Pflanzengattungen a priori zu beſtimmen weiß. Hiermit begibt er ſich auf das Gebiet der philoſophiſchen Spielerei, die ihn gleichwohl — wahrſcheinlicherweiſe — ſeine berühmte Wirbeltheorie des Schädels finden ließ. Danach beſteht die Wirbelſäule aus 7 Sätzen zu je 5 Wirbeln, welche Geſetzmäßigkeit das menſchliche Skelett „zum ſchönſten Gebäude der Natur" macht. Auch der Schädel iſt nichts anderes, als eine Wirbelſäule, die aus 4 Wirbeln, Naſen-, Augen-, Zungen- und Ohrwirbel, beſteht, an welche ſich als fünfter der Hautwirbel und hierauf je 5 Kiemen-, Arm-, Lungen-, Darm-, Fuß-, Geſchlechts- und Afterwirbel anſchließen.

Gegenbaur.

Ein Verdienſt dieſer zügel- und kritikloſen Phantaſie iſt es zweifellos geweſen, daß ſich die Naturwiſſenſchaft fortan deſto intenſiver der von Oken arg vernachläſſigten exakten Forſchung zugewandt hat.

Ein Inſtitut von bleibender und eminent praktiſcher Bedeutung aber hat der ſeinerzeit ſo berühmte Naturphiloſoph durch die Begründung der Jahresverſammlungen deutſcher Naturforſcher und Aerzte geſchaffen. Bei Gelegenheit eines ſolchen Kongreſſes, und zwar bei deſſen 35jähriger

Wiederkehr, wurde am 18. September 1857 das von Drake modellierte Oken-denkmal am Fürſtengraben zu Jena enthüllt, zu welchem „Oſten, Weſten, Norden und Süden Europas ihren Huldigungstribut gezollt haben". —

Eine Tierarznei-ſchule wurde im Jahre 1816 von Theobald Renner errichtet, der zu Moskau bereits eine Pro-feſſur für Veteri-närkunde innege-habt und als Feld-arzt einer Abtei-lung ukrainiſcher Koſaken die ruſſi-ſche Armee durch Polen, Deutſchland und Frankreich be-gleitet hatte, ehe er zum Profeſſor der vergleichenden Anatomie und Tierarzneikunde in Jena ernannt wurde. († 1850.)

Prof. Schulze.

Namhafte Ver-dienſte auf dem Gebiete der Arznei-mittellehre und Rezeptierkunſt er-warb ſich Ignaz Franz Xaver Schömann, dem bereits nach Be-endigung ſeines Studiums bei der mediziniſchen Fa-kultät zu Jena von dieſer der erſte Preis für die Be-arbeitung der Preisfrage: „Ueber die Natur des Mark- und Blutſchwammes" zuerkannt worden war. Längere Zeit hatte er hierauf unter Starcks Leitung in Chirurgie, Augenheilkunde und Geburtshilfe prakti-ziert, bis er ſich im Herbſt 1835 habili-tierte und vornehmlich über Arzneiwiſſen-ſchaft, ſpäter auch über Chirurgie und Augenheilkunde las. Von ihm wurden in Jena zuerſt die ſub-kutanen Sehnen- und Muskelſchnitte unter günſtigen orthopädi-ſchen Reſultaten aus-geführt. Auch die Reſektion des Oberkie-fers hat er zuerſt unternommen.

Prof. Riedel.

Ein überzeugter und tatkräftiger An-hänger der Waſſerheil-kunde war Johann Heinrich Wilhelm Grabau, der vor-dem praktiſcher Arzt in Itzehoe und Privat-dozent in Kiel ge-weſen war, ehe er im Jahre 1842 die akademiſche Karriere in Jena aufnahm. Aus Geſundheitsrückſichten beſuchte er 1846 die Waſſerheilanſtalt Gräfenberg, wo er ſich von der therapeutiſchen Kraft des Waſſers dergeſtalt überzeugen ließ, daß er fortan einer der eifrigſten Förderer dieſer Heilmethode wurde.

„Er hatte die zur Zeit beſtehende Therapie ſchon längere Zeit höchſt unvollkommen und wenig zweckmäßig gefunden. Auf der andern Seite aber war es ihm ebenſo zuwider, bei der Negation und Skepſis ſtehen zu bleiben. Es war ihm lebendig im Bewußtſein, daß die hauptſächlichſte und eigentliche Aufgabe des Arztes ſei, zu heilen, dies Ziel verfolgte er mit allen Kräften. In der Waſſerkur ſchien ihm eine große Wahrheit, wenn auch nicht die ganze, zu liegen. Da er 1847 Jena verließ und als Arzt in der Waſſerheilanſtalt in Berlin ſelbſtändig Erfahrungen in dieſem Zweige der Therapie machte, ſah er nun wohl, daß Theorie und Praxis der Waſſerkur noch ziemlich roh, handwerksmäßig und ausſchweifend waren, und daß eine gute Sache durch Fanatismus und Beſchränktheit von Freunden und Feinden derſelben entſtellt würde. 1852 gründete er die Waſſerheilanſtalt Solabona bei Hamburg. Hier bildete ſich ſeine Kurmethode immermehr aus, die er als die „diätetiſche“ im Sinne der Alten bezeichnet, und bei der die Heilkraft der Natur ihm Ausgangspunkt und Leitſtern iſt.“ Neben Franz Ried, dem „alten Ried“, einem der erfolgreichſten Operateure und langjährigem Direktor der chirurgiſchen Klinik, dem ganze Generationen von Aerzten ihre chirurgiſchen Kenntniſſe verdanken, war Carl Gegenbaur, vordem Aſſiſtent am Juliushoſpital in Würzburg, von 1855 ab bis zu ſeinem Weggang nach Heidelberg (1875) tätig. Nächſt Cuvier und Johannes Müller war er der bedeutendſte vergleichende Anatom, der ſich ebenſoſehr durch den enormen Reichtum ſeiner empiriſchen Kenntniſſe, als durch die unübertreffliche Klarheit des kauſalen Erkennens auszeichnete. Am bekannteſten und wichtigſten ſind ſeine Arbeiten über die vergleichende Anatomie der Wirbeltiere, in denen eine neue geiſtreiche Schädel- und Gliedmaßentheorie zur Geltung kommt. In ſeinen „Grundzügen der vergleichenden Anatomie“ hat Gegenbaur zum erſten Mal die Deszendenztheorie einheitlich auf das ganze Gebiet angewandt. Auch dem von ihm herausgegebenen „Morphologiſchen Jahrbuch“ hat

Prof. Gärtner.

die Wiſſenſchaft zahlreiche und bedeutſame Förderungen zu danken. Er ſtarb 1903 in Heidelberg.

Als ſein Nachfolger wurde im Jahre 1874 Carl von Bardeleben, der Sohn des berühmten Berliner Chirurgen, nach Jena berufen, der ſich ſowohl als Mitbegründer der anatomiſchen Geſellſchaft und Herausgeber des „Anatomiſchen Anzeigers", als auch durch ſeine bahnbrechenden Arbeiten über Anatomie der Wirbelſäule und des Nervenſyſtems, beſonders aber durch ſeinen „Atlas der topographiſchen Anatomie des Menſchen" einen geachteten Namen erwarb.

Prof. Binswanger.

Das Fach der Gynäkologie fand in Bernhard Sigismund Schulz von 1858 bis 1903 eine langjährige glänzende Vertretung. An ſeiner Stelle ſteht zur Zeit Carl Franz, der Erbauer der impoſanten, an die Landesheilanſtalten angeſchloſſenen Frauenklinik. Die Anatomie iſt durch Friedrich Maurer, die Chirurgie durch Bernhard Riedel vertreten, während Wilhelm Müller heute noch in alter Geiſtesſchärfe und -friſche auf ſeinem Poſten als Pathologe ſteht. Das Fach der Pſychiatrie liegt in den Händen Otto Binswangers, des Direktors der Landesirrenheilanſtalt, das der Phyſiologie in den Händen Wilhelm Biedermanns. Die ordentliche Profeſſur für Geſundheitslehre hat Auguſt Gärtner, für Augenheilkunde Auguſt Wagenmann, für innere Medizin Roderich Stintzing inne, während auf demſelben Gebiete Moritz Seidel, zugleich als hervorragender Pharmakologe und Praktiker tätig iſt.

Nicht unerwähnt bleibe, daß auch der weltberühmte Wiener Kliniker Hermann Notnagel von 1874 bis 1882 der Jenenſer Fakultät angehört hat. In Jena entſtand u. a. ſeine „Logiſche Diagnoſtik der Gehirnkrankheiten".

Die philoſophiſche Fakultät.

Es entſpricht dem Studienleben der damaligen Zeit, daß ſich zunächſt die Grenzen zwiſchen der philoſopiſchen und den drei übrigen Fakultäten nicht ſcharf gezogen zeigen. Wie jedweder Studierende vorerſt beſtimmte philoſophiſche Kurſe abſolvieren mußte, ehe er ſich ſeinem Spezialſtudium widmete, hatten auch die Vertreter der einzelnen philoſophiſchen Disziplinen, zu denen in jener Zeit das Studium der lateiniſchen, griechiſchen und morgenländiſchen Sprachen, Beredſamkeit und Dichtkunſt, Geſchichte, Mathemathik, Phyſik, Logik, Ethik und Metaphyſik gehörte, in der Regel noch einen anderweiten Lehrſtuhl der Theologie, Medizin oder Jurisprudenz inne.

Mit Johannes Stigelius hielten die ſchönen Künſte der Beredſamkeit und Poetik in Alt-Jena ihren Einzug. Auch er war, wie ſein derzeitiger Amtsgenoſſe, der Theologe Striegel, ein Zögling der Univerſität Wittenberg. Daſelbſt hatte er nach vollendetem Studium im Jahre 1542 die Würde eines Magiſters der Philoſophie errungen und bald darauf zu Regensburg aus den Händen Karls V. die Dichterkrone empfangen. Durch Vermittlung des Weimariſchen Kanzlers Franz Burkart wurde er im Jahre 1548 an das neugegründete akademiſche Gymnaſium zu Jena berufen. Nicht bloß in ſeiner Eigenſchaft als begeiſterter und begeiſternder Lehrer, ſondern auch als lauterer zuverläſſiger Charakter wird er als einer der Beſten ſeiner Zeit geſchildert. Er war ein treuer Freund Melanchthons, für den er unter den Wirren der ſynergiſtiſchen Streitigkeiten mit der ganzen Kraft ſeines feurigen, unter Umſtänden heftig aufbrauſenden Temperaments eintrat. Zugleich galt er als einer der gewandteſten Poeten ſeiner Zeit, von deſſen dichteriſcher Begabung neun Bände formvollendeter lateiniſcher Gedichte (zumeiſt Diſtichen) teils geiſtlichen, teils weltlichen Inhalts Zeugnis ablegen. Sein ſteter Wunſch um einen raſchen „reiteriſchen“ Tod wurde ihm erfüllt. Am 11. Februar 1562 wurde er, im Begriff ſich die Hände zu waſchen, von einem tödlichen Schlagfluß betroffen.

Stigels erſter Fakultätsgenoſſe Johann Roſa, der ſeit 1554 als Profeſſor der Ethik, Logik und Geſchichte, ſpäterhin auch als außerordentlicher Profeſſor der Theologie in Jena wirkte, überlebte ihn um zehn Jahre.

Daß es übrigens ſchon in jenen älteſten Zeiten nicht an den ſprichwörtlich bekannten Originalen der Profeſſorenwelt mangelte, beweiſt die wunderliche Figur eines Juſtus Ludwig Bryſomann, der von 1582 — 1585 eine Profeſſur für griechiſche Literatur innehatte. Als einer der eingefleiſchteſten Pedanten pflegte er Sommers und Winters ein und denſelben mit Fuchsfell gefütterten Rock zu tragen. Seine Zöglinge legten ihm daher den Namen „Schulfuchs“ bei, der ſich, wenn auch in anderem Sinne, bis heutigen Tages erhalten hat. —

Eine der markanteſten Perſönlichkeiten im wiſſenſchaftlichen Leben des 17. Jahrhunderts war der Mathematiker Erhard Weigel. In Weida an der Nahe am 16. Dezember 1625 geboren, hatte er ſchon in früheſter Jugend mit ſeinen Eltern „um der Religion willen“ die Heimat verlaſſen müſſen und zunächſt die Schule in Wunſiedel, hierauf von 1644 das Gymnaſium in Halle a. S. beſucht. Hier ward ihm das Glück zuteil, in dem berühmten Aſtronomen Bartholomäus Schimpfer einen väterlichen Freund und Berater zu finden, der ihn in trefflichſter Weiſe für das Studium der Mathematik zu begeiſtern und auszurichten wußte. An dieſen ſchloß er ſich als wiſſenſchaftlicher Ammanuenſis und Mitarbeiter bei einer Reihe mathematiſcher Werke aufs innigſte an, ſodaß er ſchon während ſeiner Studienzeit einen ſolchen Ruf genoß, daß ſelbſt von der Nachbaruniverſität Leipzig eine große Anzahl von Studenten zu ihm herüberkam, um ſich von ihm in Mathematik unterweiſen zu laſſen. Auch der Kommandant der Pleißenburg, Obriſt Titel, wandte dem jungen Gelehrten ſein wärmſtes Intereſſe zu und geſtattete ihm den freien Gebrauch ſeiner wertvollen Inſtrumenten- und Bücherſammlung.

Im Jahre 1653 wurde Weigel als Profeſſor der Mathematik nach Jena berufen. Seine Vorleſungen fanden alsbald gewaltigen Zulauf. Selbſt Herzog Wilhelm ließ ſich von ihm in das Studium der Himmelskunde einführen und bezeugte ihm jederzeit ſeine höchſte Gunſt.

Sein Name lebte bis in unſere Zeit in dem „Weigelſchen Hauſe“, ehedem in der Johannisgaſſe, fort. Dieſes war, nach Adrian Beier, „auf eine ſonderliche Art auf- und ausgebaut, und damit die Stadt Jena gezieret und andere zur Nachfolge angereizt.“ Als Weigeliana domus hat es einen Platz unter den „ſieben Wundern“ Jenas gefunden.

Seine innere Einrichtung, die ein intereſſantes Zeugnis für den derzeitigen Stand der angewandten Phyſik ablegt, wird uns von dem Mathematiker Wiedeburg folgendermaßen beſchrieben:

„a) Auf das vor ſich ſchon vier Geſchoß hohe Haus hat er noch drei Dachgeſchoß angelegt, und darauf noch eine Art von Türmchen, deſſen Dach aufgeſchlagen werden kann. b) Die über einen Keller angelegte Treppe läuft um eine offene viereckige Spindel durch alle Geſchöſſe, auch durchs Dach. c) Wird das Dach des Türmchens zurückgeſchlagen, die hohle Spindel aber zur Vermeidung des falſchen Lichtes mit dunklen Tüchern behangen, ſo bewirkt dieſe durch ſieben Geſchoſſe reichende Höhlung eine Röhre, durch welche man aus dem Keller den darüber liegenden Himmel, und weil in dieſe Tiefe kein Tageslicht fallen kann, bei Tage die Sterne wenigſtens 2. und 3. Größe am Himmel ſehen kann. d) In eben dieſer hohlen Treppenſpindel hatte er die Veranſtaltung getroffen, daß man mittelſt eines angebrachten Flaſchenzuges

aus einem Stockwerk ins andere gehoben oder gelaſſen werden konnte, ohne eine Treppe zu ſteigen. e) Obgleich in dieſem großen Gebäude ſehr viele Miet-Zimmer waren, ſo hatte er eine beſondere hydrauliſche Maſchine angegeben, vermittelſt welcher des Morgens in ein jedes der-

Das Weigelſche Haus.

ſelben, ſobald ein Hahn in der Wand des Zimmers geöffnet wurde, das Waſchwaſſer entgegenlief. f) Noch künſtlicher war die berüchtigte hydrauliſche Maſchine, die man noch heutzutage die „Weigelſche Kellermagd“ nennet. Da er nur in ein trichterförmiges Gefäß in einer Wand ſeines Wohnzimmers ein Maß Waſſer gießen durfte, ſo kam ſtatt deſſen aus

einem andern mit einem Hahn verſehenen Lauf-Röhrchen ſoviel Wein aus ſeinem Weinfaß im Keller (vermittelſt eines Herons-Brunnens, deſſen Springgefäß das Weinfaß, das ſogenannte, ſonſt oben liegende Luftgefäß aber daneben lag)."

Das intereſſante Gebäude, das außerdem noch eine Anzahl bibliſcher Inſchriften (u. a. „Gloria in excelsis Deo, et in Terra Pax, Hominibus bona Voluntas" — „Oculos homini concessit ut coelum intueatur et moneta mundi numeret" — „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veſte verkündet ſeiner Hände Werk") trug, hat bereits ſeit mehreren Jahren der an ſeiner Stelle neuerſtandenen „Weigelſtraße" weichen müſſen.

Weigel ſelbſt ſtarb als Hofmathematikus, Oberbaudirektor, kaiſerlicher und pfalzfulzbachiſcher Rat am 21. März 1699 nach 46 jähriger erfolgreichſter Wirkſamkeit.

Zu gleicher Zeit hatte auch das Fach der Geſchichte in dem Polihiſtor Bruckhardt Gotthelf Struve einen Vertreter von hoher wiſſenſchaftlicher Bedeutung gefunden. Er war als Sohn des berühmten Rechtslehrers G. A. Struve am 26. Mai 1671 in Weimar geboren, hatte das Gymnaſium zu Zeitz und hierauf ſeit 1687 die Univerſitäten Jena, Helmſtädt, Frankfurt a. O. und Halle beſucht. Eine vielbewegte Lehr- und Wanderzeit lag hinter ihm, ehe er in den Hafen einer geregelten wiſſenſchaftlichen Tätigkeit einlief. Von ſeinem Bruder, einem damals vielgenannten Alchymiſten, hatte er ſich in deſſen unſtetes Leben verwickeln laſſen. Ihm war er auf ſeinen abenteuerlichen Irrfahrten nach den Höfen von Holland, Meiningen, Kaſſel und Arnſtadt gefolgt und ſchließlich, da jener als Betrüger entlarvt und ſchimpflich angeklagt wurde, in ſeinen Sturz mit hineingezogen worden. Eine zeitlang verfiel er der Melancholie und Weltentſagung, bis ſich ihm ſchließlich eine Bibliothekarſtelle an der Univerſitätsbücherei zu Jena und damit die Gelegenheit zu einem zielbewußten Wirken bot. In kurzer Zeit und bei raſtloſem Fleiße gelang es ihm, die in heilloſer Verwirrung befindliche Bibliothek, die er ſelbſt als ein Augiae stabulum bezeichnete, neu zu ordnen und übersichtlich zu katalogiſieren. Nicht ohne hartnäckigen Widerſtand von ſeiten der Profeſſoren, die den alten Schlendrian nicht aufgeben und ſich an keine ſtraffere Zucht gewöhnen mochten. Auch mit ſeinen Privatvorleſungen, die er nebenbei, und zwar unter großem Zulauf von ſeiten der akademiſchen Jugend hielt, erregte er die kollegiale Eiferſucht. Schließlich (1704) wurde ihm nach ſchweren Anfechtungen die Profeſſur für Geſchichte als Nachfolger Schuberts und ſpäter auch ein Ordinariat der juriſtiſchen Fakultät übertragen. Seine gefällige Lehrweiſe, die durch ein eminentes Vortragstalent wirkſam unterſtützt wurde, machte ihn zu einem der beliebteſten Lehrer. Auch der Herzog ehrte ihn durch Verleihung des Titels eines „Rates und Hiſtoriographen des Erneſtiniſchen Hauſes."

Neben ſeinem Lehramt entfaltete Struve eine fruchtbare literariſche

Tätigkeit. Er verfaßte gegen hundert selbständige Schriften literarischen, philosophischen und juristischen Inhalts in deutscher, lateinischer und französischer Sprache. Sein Hauptverdienst liegt jedoch in seinen historischen Arbeiten, die ihn zu einem der namhaftesten Förderer der deutschen Geschichtskunde machen. Er war es vor allem, der teils durch Neuherausgabe früherer Sammelwerke, teils durch die Begründung einer eigenen Sammlung, die Geschichtsforschung in nachdrücklichster und fruchtbarster Weise auf das Quellenstudium verwies. Sein Hauptwerk war die Bibliotheka historica, in welcher er zum erstenmal das gewaltige historische Quellenmaterial, das sich in fast drei Jahrhunderten seit Erfindung der Buchdruckerkunst aufgehäuft hatte, zu einer wohlgeordneten belehrenden und kritischen Uebersicht vereinte. Auch durch sein zweibändiges Lehrbuch Corpus historiae Germaniae (in deutscher Bearbeitung als „Vollständige teutsche Reichshistorie") hat er den Sinn für vaterländische Geschichte wesentlich zu heben und zu beleben verstanden. Er starb am 28. Mai 1738. —

Zu einer Glanz- und Blüteperiode von weltumfassender Bedeutung erhob sich die Jenaer Philosophie um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts.

Es war die Zeit als der große Philosoph von Königsberg eine neue Epoche in der Geschichte des menschlichen Denkens eröffnete, indem er begreifen lehrte, daß alle wissenschaftliche Forschung einer haltbaren Grundlage entbehre, so lange nicht die entscheidenden Fragen nach dem Ursprung unserer Vorstellungen gründlicher als bisher untersucht waren, und hierbei feststellte, welchen Beitrag einerseits die Eindrücke der Sinnenwelt, anderseits die Selbsttätigkeit des vorstellenden Subjekts für die Bildung der Vorstellungen und Begriffe leisteten. Mit seinem neuen schöpferischen Prinzip der „kritischen" Philosophie, welche sich bewußt ist, die Dinge nicht „an sich", sondern lediglich unter menschlichen Anschauungs- und Denkformen zu erkennen, war der Schwerpunkt der Philosophie in die Frage nach der Beschaffenheit des vorstellenden Subjekts verlegt.

Der philosophischen Fakultät zu Jena gebührt der unvergleichliche Ruhm, das Evangelium Immanuel Kants als erste aufgenommen und ihm in selbsttätiger Weiterbildung die unbestrittene Vorherrschaft im deutschen Geistesleben erobert zu haben.

Von Kant zweigten zwei Linien ab, deren eine in Jacob Friedrich Fries das kritische Prinzip weiter verfolgte.

Am 23. August 1773 zu Barby als Sohn des derzeitigen Direktors der dortigen Brüdergemeinde geboren, hatte Fries unter dem Einfluß herrenhutischen Geistes seine erste wissenschaftliche Ausbildung empfangen. Im Jahre 1795 bezog er die Universität Leipzig und ging von da im folgenden Jahre nach Jena, wo er das Studium der Philosophie mit dem der Mathematik und Naturwissenschaft verband. Hier habilitierte er sich im Herbst 1801 als Privatdozent und erhielt ebendaselbst, nach

längeren Reisen durch die Schweiz, Frankreich und Oberitalien, im März 1805 zugleich mit Hegel eine außerordentliche Professur. Da ihm jedoch gleichzeitig ein Ordinariat der Philosophie und Mathematik in Heidelberg angeboten wurde, so folgte er zunächst diesem Ruf und kehrte erst im Jahre 1816 als Professor der theoretischen Philosophie nach Jena zurück. Nachdem er wegen seiner Teilnahme am Wartburgfeste zeitweilig vom

Jakob Friedrich Fries Denkmal.

Lehramt suspendiert worden war, wurde er 1824 zum Ordinarius der Mathematik und Physik ernannt. Er starb als Geheimer Hofrat am 10. August 1843.

Fries war einer jener Philosophen, welche es wie Friedrich Heinrich Jacobi entschieden ablehnten, den Riesenschritt der sogenannten Identitätsphilosophie zum „objektiven Idealismus" mitzumachen und rein aus Mitteln der Spekulation zu leben. In seiner „Neuen oder anthropologischen Kritik der Vernunft" übertrug er die Vernunftkritik des Königsberger Philosophen in die Sprache der erfahrungsgemäß zu Werke gehenden Psychologie. Trotz aller auf der Vernunft und den

allgemeinen Denkgesetzen ruhenden relativen Gewißheit des menschlichen Wissens wollte er doch die Dinge nur insoweit als erkannt gelten lassen, als sie sich in den Formen des Raumes und der Zeit darstellen. Daneben steht ihm gleichberechtigt der Glaube, der sich über die Schranken der Vernunft sowohl, als über Raum und Zeit erhebt und eine rein ideale Anschauung der Dinge mit sich bringt. Ein Gegenstand dieses Glaubens ist ihm sowohl das wahre Wesen aller Dinge, als auch insonderheit die persönliche Würde des Menschen. Auf dieser Grundlage baute er seine Ethik und zugleich eine umfassende ästhetisch-religiöse Weltansicht auf, in welcher Religion und Kunst kaum noch wesentlich getrennt erscheinen.

In gleichen Spuren wandelte Ernst Friedrich Apelt (geb. 1812) der von 1840 bis 1856 der philosophischen Fakultät angehörte. In seinen Publikationen „Ernst Reinhold und die Kantische Philosophie", dem zweiten Band seiner „Epochen der Geschichte der Menschheit", der Kant und Fries behandelt, in den gemeinsam mit Schleiden und Schlömilch herausgegebenen „Abhandlungen der Friesischen Schule" hat er ein Reproduktion fast aller Grundideen dieser Philosophie geliefert.

Zu größerer Bedeutung gelangte die andere, gleichfalls von Kant abzweigende Linie, durch welche die blendende Aussicht eröffnet wurde, auch Welt und Gott, Verstand und Vernunft, Erscheinung und „Ding an sich", die sich bei Kant noch fremd und spröde gegenüberstanden, in ihrer Einheit und Einerleiheit zu erkennen.

Durch Carl Leonhard Reinhold (geb. 1758) wurde diese Bewegung eröffnet.

Seine Jugend hatte dieser begeisterte Apostel des Königsberger Denkers in dem Jesuitenkollegium seiner Vaterstadt Wien und dem ebendaselbst befindlichen Barnabitenkloster zugebracht. Diesen Fesseln entzog er sich, nach schweren inneren Kämpfen und Wandlungen, durch die Flucht nach Leipzig (1783), wo er das Studium der Philosophie, vornehmlich unter Platners Führung, mit Feuereifer aufnahm. Von hier ging er 1784 nach Weimar und fand daselbst als Mitarbeiter an dem von Wieland herausgegebenen „Deutschen Merkur" in dessen Hause seine zukünftige Gattin, mit der er im folgenden Jahre die Ehe schloß. Von 1787 bis 1794 hatte er ein Ordinariat der philosophischen Fakultät zu Jena inne, das er sodann einem Ruf nach Kiel zuliebe aufgab. Dort starb er 1823 als Königlich dänischer Etatsrat.

Der philosophische Standpunkt Reinholds während seiner Lehrtätigkeit in Jena findet seinen Ausdruck in den daselbst erschienenen Werken: „Versuch einer neuen Theorie des Vorstellungsvermögens", „Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse der Philosophie", „Ueber das Fundament des philosophischen Wissens". In diesen zeigt Reinhold sich bemüht, das theoretische Fundament der Erkenntnis, das von Kant für die transcendentalen Bestimmungen der Vernunft-

kritik nur vorausgeſetzt, nicht aber ausdrücklich ausgeſprochen war, durch eine ſynthetiſche Deduktion der Formen und Geſetze der intellektuellen Tätigkeit aus der oberſten Tatſache des menſchlichen Bewußtſeins feſtzuſtellen.

Im weiteren Verlauf ſeiner philoſophiſchen Entwicklung, welche auf die Zeit nach ſeinem Weggang von Jena entfällt, ſuchte er in der Abhandlung „über die Paradoxien der neueſten Philoſophie“ und den beiden „Sendſchreiben an Lavater und Fichte über den Glauben an

Joh. Gottlieb Fichte.
Nach Original im ſtädt. Muſeum in Jena.

Gott“ die Fichteſche Wiſſenſchaftslehre mit der Jacobiſchen Glaubenslehre in Einklang zu bringen, um ſich weiterhin der Annahme zuzuneigen, daß die wahre Denklehre die Realformen des Grundes und Weſens aller Wirklichkeit zu ihrem Gegenſtande haben und mit der echten Ontologie eins ſein müſſe. In ſeinen ſpäteren Werken zeigte er ſich endlich bemüht, durch Analyſe der reinen Vernunftideen die Verhältniſſe der realen Möglichkeit und der Wirklichkeit mit apodiktiſcher Gewißheit zu entwickeln.

Auf der begonnenen Bahn bewegte ſich nächſtdem Johann Gottlieb Fichte (geb. 17. Mai 1762 zu Rammenau i. d. Oberlauſitz) mit kühnem Fluge weiter.

Nachdem Fichte bereits von 1780—1784 der Univerſität Jena als

Studierender angehört hatte, war er infolge seines „Versuchs einer Kritik aller Offenbarung", der anfänglich allgemein für eine Schrift Kants gehalten wurde, im Jahre 1794 an Reinholds Stelle dorthin berufen worden. Von seiner im Jahre 1799 erfolgten Entlassung, die er sich durch seine trotzige Auflehnung gegen einen ihm erteilten Verweis zugezogen hatte, ist bereits an anderer Stelle berichtet worden. Als eine der überzeugungskräftigsten, charakterfestesten und tapfersten Persönlichkeiten, welche jemals aus dem weltfremden deutschen Gelehrtentum hervorgegangen sind, war Fichte nun einmal ganz der Mann dazu, seine Lehre von dem souveränen „Ich", das der Schöpfer und Gesetzgeber der Welt ist, auch in die Tat umzusetzen.

Mit seiner „Wissenschaftslehre", die er in einer langen Reihe von Schriften darstellte und begründete, tat er den Schritt in das Reich des absoluten Idealismus. Es war ein philosophisches System, in welchem der Subjektivismus Kants bis zu den äußersten Konsequenzen durchgeführt erscheint. Selbst dem Kantischen „Ich" gegenüber, dem festen Punkt, um den die Welt der Objekte sich bewegte und aus dessen Tiefe die Stimme der Pflicht als „kategorischer Imperativ" ertönte, bestand doch immerhin noch eine Außenwelt. Den letzten Schritt — nach Ansicht seiner Gegner einen Schritt ins Bodenlose — tat Fichte, indem er sich gänzlich auf das reine Ich zurückzog und die gesamte Außenwelt, das „Nicht-Ich", lediglich unter dem Gesichtspunkt einer Selbstoffenbarung oder Selbstbegrenzung des Ichs verstand. Indem er solchergestalt allem Jenseits ein Ende bereitete, stellte er den Menschen ganz und gar auf sich allein, sodaß für ihn auch eine Außenwelt nur durch das eigene Ich und für das eigene Ich existiert. Alles andere, was sich nicht aus dem Ich heraus mit innerer Notwendigkeit begreifen läßt, ist überhaupt kein wirkliches, wahrhaftiges Sein, sondern wesenloser Schein. Die ganze gegenständliche Welt ist ihm lediglich ein Erzeugnis des unendlichen „Ich", ein bloßer Widerschein des Bewußtseins.

Erst in die Jahre seiner nachmaligen Lehrtätigkeit an der Berliner Universität fällt jener teilweise Umschwung seiner Philosophie, die zuerst in der „Anweisung zum seligen Leben oder Religionslehre" in Erscheinung trat und das anfänglich souveräne Ich in Gott als dem absoluten Subjekt-Objekt immer mehr aufgehen ließ.

Seinen Ruhm als kühner Vorkämpfer gegen die überlieferte Politik der europäischen Kabinette hatte Fichte bereits im Jahre 1793 durch seine „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas" und die „Beiträge zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution" begründet. Die klassischen „Reden an die deutsche Nation", die ihm vor allen anderen politischen Betätigungen eine eminente Popularität sicherten, entfallen dagegen erst auf die Zeit seiner Berliner Wirksamkeit.

Fichtes Nachfolger war Friedrich Wilhelm Josef von Schelling,

der als Sohn eines ſchwäbiſche Landpaſtors am 27. Januar 1775 zu Leonberg geboren, bereits als Tübinger und Leipziger Student ſeine erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche herausgegeben und im Jahre 1798 ſich in Jena habilitiert hatte, woſelbſt ihm nach Fichtes Weggang eine außerordentliche Profeſſur für Philoſophie (bis 1803) übertragen wurde.

Hatte der junge Schelling in ſeiner in Tübingen herausgegebenen Schrift „Vom Ich als Prinzip der Philoſophie" ſich noch bemüht ge-

Schelling.
Nach Original im ſtädt. Muſeum in Jena.

zeigt, den Uebergang von Kant auf Fichte zu ebnen und zu glätten, ſo machte ſich ſchon bald ein Hinausgehen über Beide bemerkbar. Während Fichte von den beiden Gegenſätzen nur das „Ich" beſtehen ließ, rückte die Naturphiloſophie Schellings den Akzent auf den entgegengeſetzten Pol. Gegenüber den großen Entdeckungen auf dem Gebiet der Chemie, Phyſik, Zoologie und Phyſiologie galt es für ihn die durch die eigenſüchtige Stellung des Ich abgebrochene Beziehung zu der Natur wieder herzuſtellen. Wenn Schelling auch zunächſt in ſeinen „Ideen zu einer Philoſophie der Natur" die letztere noch als ein Produkt des Ich, eine Erſcheinung der eignen Intelligenz, gelten ließ, ſo verweiſt er doch bereits den Menſchen in die Natur, um dort ſein eignes Inneres zu

finden und zu verſtehen. Auf dieſem Wege wandelt ſich für ihn Fichtes Lehre vom Ich und Nicht-Ich in eine ſolche von der Natur und vom Geiſte um, ſodaß er in der Schrift „von der Weltſeele" der Natur bereits ein eignes ſelbſtändiges Daſein zuſpricht, inſofern in ihr die organiſch-unorganiſchen Weſen zu einem Geſamtorganismus verknüpft erſcheinen. Hiermit war Schelling zum Begründer der „Naturphiloſophie" geworden, deren Loſungswort „Identität" die Ueberwindung des überkommenen Dualismus vom Aeußeren und Inneren, Natur und Geiſt, Objekt und Subjekt in der Alleinheitslehre durchführte. Den Uebergang zu dieſer Identitätsphiloſophie bezeichnen ſein „erſter Entwurf eines Syſtems der Naturphiloſophie" und das „Syſtem des tranſzendentalen Idealismus", in denen Natur und Geiſt lediglich als entgegengeſetzte Pole des Einen erſcheinen.

So hatte Schelling mit der Tranſzendentalphiloſophie Fichtes gebrochen. Die Selbſterkenntnis iſt ihm nicht mehr eine auf das eigene Geiſtesvermögen, zumal den Prozeß des Denkens, gerichtete mühſame Unterſuchung, ſondern das intuitive Sichverſenken in das All, um in dieſem das eigne Bild und das Weſen der geſamten menſchlichen Intelligenz zu erkennen. Die Natur iſt ihm Geſchichte des Geiſtes, das Ziel ſeiner Naturphiloſophie die „vollkommene Darſtellung der Intellektualwelt in den Geſetzen und Formen der erſcheinenden Welt und hier wiederum vollkommenes Begreifen dieſer Geſetze und Formen aus der Intellektualwelt, alſo der Darſtellung der Identität der Natur mit der Intellektualwelt."

Auf dieſen leitenden Gedanken baute Schelling zugleich einen Kultus des Schönen auf, wie er zu jener Zeit in den Kreiſen der Gebildeten die Stelle der Religion vertrat, denn die Kunſt, „das Allerheiligſte, wo in ewiger, urſprünglicher Vereinigung, gleichſam in einer Flamme, brennt, was in Natur und Geſchichte geſondert iſt und was im Leben und Handeln ebenſo wie im Denken ſich ewig fliehen muß", iſt ihm die bewußte Nachbildung der bewußtloſen Naturidealität, die Schönheit das Unendliche ſelbſt, und das Kunſtwerk als „vollkommene Identität der Ideen und Erſcheinungen" das höchſte Produkt des Geiſtes, in welchem die Intelligenz zur vollkommenen Selbſtanſchauung gelangt."

Zu einer Weiterbildung ſeiner Identitätsphiloſophie im Sinne Spinozas, deſſen Makrokosmos ein immer größeres Uebergewicht über den mikrokosmiſchen Idealismus Kants und Fichtes in ihm gewann, leiteten bereits ſeine Schrift „Bruno oder über das natürliche und göttliche Prinzip der Dinge" und vor allem ſeine „Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums" über, welche eine populäre Darſtellung ſeiner nunmehr abgeſchloſſenen Identitätsphiloſophie und den Verſuch einer enzyklopädiſchen Bearbeitung ſämtlicher Fakultätsdisziplinen von dieſem Standpunkt aus enthalten.

Eine Darstellung seines weiteren Entwicklungsganges, zumal auf dem Gebiet der Theosophie und Theologie mag an dieser Stelle füglich unterbleiben, da derselbe erst seiner späteren akademischen Wirksamkeit an den Universitäten zu Würzburg, Erlangen, München und Berlin angehört.

Er starb am 20. August 1854 zu Ragaz an Altersschwäche. Auf dem dortigen Friedhof liegt er begraben.

Hatte Schelling zumal mit seiner Aesthetik den romantischen Zeitgeist in seiner mächtigsten Passion erfaßt, so zeigte sich bald, daß er hiermit die Philosophie auf einen gefährlichen Weg geführt und mit Verzicht auf die Gewissenhaftigkeit des alten Kritizismus in einen neuen ästhetisch bedingten Dogmatismus hinübergeleitet hatte, der die zeitgenössische Philosophie in einen nebelhaften Taumel zu verstricken drohte. Es war kein anderer als Georg Friedrich Wilhelm Hegel (geboren am 27. August 1770 in Stuttgart), der sich das Verdienst erwarb, diese drohende Gefahr rechtzeitig bemerkt und die Identitätsphilosophie Schellings ihres abenteuerlichen Beiwerks entkleidet zu haben.

Mit Schelling war er schon während seines fünfjährigen Aufenthalts in dem theologischen Stifte zu Tübingen in enge persönliche Beziehungen getreten und diesem schließlich, nach Verwaltung mehrerer Hauslehrerstellen, nach Jena gefolgt, wo er sich zu Ostern 1801 als Privatdozent der Philosophie habilitierte und 1805 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Als solcher wirkte er bis 1807.

Durch eine Darstellung der „Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems" führte er sich in die wissenschaftliche Welt ein. Indem er die Fichteschen Lehre als subjektiven, die Schellingsche als objektiven Idealismus bezeichnete, wies er auf einen Idealismus hin, der über jene beiden Einseitigkeiten hinausgeht. Aber auch seine eigne Differenz mit Schelling kam ihm, als durch dessen Weggang der persönliche Konnex abgebrochen war, je mehr und mehr zum Bewußtsein, wenn es auch immerhin noch einige Jahre währte, bis er in seiner in Jena verfaßten „Phänomenologie des Geistes", einer Darstellung der Entwicklungsformen des menschlichen Bewußtseins bis zur Höhe des absoluten Denkens, den eigenen zielbewußten Weg der Geistesphilosophie betrat.

Das Absolute ist ihm Geist, das Universum die vom Geist erfüllte Werkstätte und Schöpfung des Geistes. So muß die Natur für den Geist durchsichtig werden können und die Welt mit aller Energie des Denkens allseitig und tief durchdrungen werden. Dem Denken ist die Aufgabe gestellt, überall in der Welt das Zersplitterte, Zufällige der Erscheinungen auf seine Notwendigkeit und Einheit zurückzuführen und in seinem inneren Zusammenhang zu erweisen.

Aus der Schellingschen Identitätsphilosophie hatte Hegel wohl die Voraussetzung einer absoluten Identität zwischen Wissen und Sein, Gedanke und Wirklichkeit beibehalten, ohne jedoch diese Identität durch das Medium einer bloßen intellektuellen Anschauung zu betrachten. Vielmehr

ging er, ähnlich wie Fichte in seiner Wissenschaftslehre, auf die Methode der transzendentalen Logik Kants zurück, wonach die allgemeine Form der Entwicklung unserer Gedanken a priori genau übereinstimmen muß. Die Methode bildete für ihn, der Schelling Methodelosigkeit vorwarf, überhaupt den eigentlichen Stolz seines Systems. Mit der Methode ist auch sein System erklärt.

Alles Werden erscheint als ein solches, welches zugleich ist und nicht ist, was es ist. Indem es ein anderes wird, negiert es sich, und diese immanente Negation, durch welche es sich dauernd erhält, bildet sein Wesen. Sie ist zugleich Form und Ausdruck des Denkens, dessen Lebensäußerungen mit dem Prozeß des Werdens identisch sind. So ist für Hegel die dialektische Methode ein mit dem Prozeß der Sache selbst identischer Prozeß des Denkens, der durch Auflösung jedes Begriffes in sein eigentliches Gegenteil und die dadurch vermittelte Erhebung desselben zu einem reicheren Inhalt sich zum absoluten Wissen fortbildet.

Hieraus sondern sich die einzelnen Teile seines Systems wie von selbst ab. Der erste Teil, die Logik, läßt den Geist entspringen aus dem Nochnichtsein, ihn seines Unterschiedes von Nicht-Geist bewußt und seiner reinen Idee inne werden, gibt also die reine logische Entfaltung des Absoluten als Gedankens, und entwickelt die allem Sein zugrundeliegenden Denkbestimmungen. Die Naturphilosophie, als zweiter Teil, behandelt die Realisierung des Geistes, sein Dasein und Andersein, seine Verzerrung in Raum und Zeit, welche die reale Welt, die Natur, bildet, und als solche nicht mehr als Produkt des eigenen Ich erscheint, sondern ein selbständiges Sein erlangt. Die Idee aber faßt sich endlich aus ihrer Entfremdung in der Natur wieder zusammen und erscheint im dritten Teil, der Geistesphilosophie, als der konkrete, in Recht, Sitte, Staat, Kunst, Religion und Wissenschaft sich betätigende Geist. Er hört auf, Natur zu sein, und wird Mensch.

Hegels „Wissenschaft der Logik", die er nach seinem Weggang von Jena (1802) als Rektor des Gymnasiums zu Nürnberg verfaßte, trug ihm einen Ruf nach Heidelberg ein (1812), wo er zum ersten mal in seiner „Enzyklopädie der philisophischen Wissenschaften im Grundriß" eine geschlossene Darstellung seines Systems erscheinen ließ. Eine eigentliche Schule zog er sich erst auf dem Gipfel seines Ruhmes während seiner Lehrtätigkeit in Berlin, von 1818 ab, heran. Dort starb er am 14. November 1831 an der Cholera.

Unmittelbar zum Gemeingut aller Gebildeten aber ist der innerste Kern der Kantischen Philosophie durch Schiller geworden.

Die „Geschichte des Abfalls der Niederlande", das Erste, was Schiller auf historischem Gebiete geschrieben, hatte seinen Ruf als Historiker begründet und ihm die Professur in Jena eingetragen. Neben seinen Vorlesungen gab er daselbst eine Reihe kleinerer geschichtlicher Aufsätze („Sendung Mosis", „Gesetzgebung Lykurgs und Solons" u. a.)

und als Hauptwerk dieſer Zeit die „Geſchichte des dreißigjährigen Krieges“ heraus, die trotz einzelner Schwächen der geſchichtlichen Auffaſſung durch Kraft und Plaſtik der Darſtellung zu einem Lieblingsbuch der Nation geworden iſt.

Schon in dieſen Geſchichtswerken tritt der Einfluß des Kantiſchen Geiſtes mehrfach zu Tage, wie denn Schiller neben dem Geſchichtsſtudium ſich zu jener Zeit vorzugsweiſe mit Philoſophie beſchäftigte und ſeine dichteriſche Betätigung zeitweilig vollſtändig dahinter zurücktreten ließ. Vor allen Dingen war es Kants „Kritik der Urteilskraft“, welche eine tiefgehende Erregung in Schillers äſthetiſchen Anſchauungen hervorbrachte und ihn in befruchtendſter Weiſe anſpornte, den Begriff „Schönheit“ tiefer zu erfaſſen, insbeſondere aber die ſtarren Grundgeſetze des abſtrakten Denkens, die der Königsberger Philoſoph ohne jedes praktiſche Kunſtverſtändnis auch auf Dichtkunſt und Geſchmack anwandte, in ergänzender und neubelebender Weiſe zu modifizieren. Für ihn war „Schönheit“ aber nicht eine Sache des Geſchmacks, ſondern eine Eigenſchaft des Gegenſtandes ſelbſt, welche als innere Kraft auch die Notwendigkeit der ſchönen Form in ſich trägt und nicht bloß das Gebiet der Kunſt, ſondern auch das Leben beherrſcht.

Schillers erſtes äſthetiſches Werk „über Anmut und Würde“ iſt zum Teil aus einem gewiſſen Gegenſatz zu Kant hervorgegangen, deſſen unbeugſamer kategoriſcher Imperativ, namentlich in der Verwerfung aller ſinnlichen Triebe, ihm der Natur, inſonderheit der ſchönen Menſchennatur, allzuſchroff gegenüberſtand und jede Grazie aus dem Leben zu verbannen ſchien. Auf der Grundlage der vollſtändigen Unterdrückung alles Sinnlichen kann die Anmut als innere, ſelbſt einen äußerlich verunſtalteten Körper verklärende Schönheit nicht erwachſen. Vernunft und Sinnlichkeit, Pflicht und Triebe dürfen nicht im Kampfe, ſondern müſſen in Einklang miteinander ſtehen. So entſteht die ſchöne Seele, die ihren Willen ruhig den freien Trieben überlaſſen darf, weil dieſe ſo gebildet ſind, daß ſie mit der Pflicht dieſelben Wege gehen. Da jedoch dieſe volle Harmonie des ſittlich-ſinnlichen Menſchen durch das Uebergewicht der Sinnlichkeit nur zu leicht zerſtört wird, ſo muß aus der ſchönen Seele die moraliſch erhabene Seele hervorgehen, um das Uebergewicht des Geiſtigen über das Sinnliche ſicherzuſtellen. Dieſe ſtete Betätigung der ſittlichen Kraft macht die Würde des Menſchen aus.

In ähnlichen Gedankenkreiſen bewegen ſich auch Schillers „Briefe über äſthetiſche Erziehung“, in denen er die Schönheit als Mittel hinſtellt, den Naturſtaat in den Vernunftſtaat umzugeſtalten. Seine Hauptforderung aber iſt und bleibt die äſthetiſche Erziehung der einzelnen Individuen, die ſodann den äſthetiſchen, ſittlich-ſchönen Staat miteinander bilden, „wo nicht geiſtloſe Nachahmung fremder Sitten, ſondern die eigene ſchöne Natur das Betragen lenkt, wo der Menſch durch die verwickelſten Verhältniſſe mit kühner Einfalt und ruhiger Unſchuld geht

und weder nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmut zu zeigen".

Die bedeutendste ästhetische Arbeit Schillers ist seine Untersuchung „über naive und sentimentale Dichtung", durch welche Kunstkritik und Literaturgeschichte eine völlige Umwandlung erfuhren.

„Naiv ist nur das, worin die reine Natur den Sieg über die Kunst davonträgt. Naivetät ist deshalb vor allem ein Kennzeichen der Kindheit des Einzelnen wie der Völker — aber auch des echten Genies, welches nur seinem Triebe folgend das Richtige findet und ruhig durch alle Schlingen des falschen Geschmackes schreitet; es ist schamhaft wie die echte Natur, aber nicht dezent, weil Dezenz (Prüderie) die Verdorbenheit begleitet. Bei den Griechen besonders findet sich diese Naivetät, aber keine Spur von sentimentalischem Interesse, wie es bei uns herrscht: sie empfinden natürlich, wir empfinden höchstens das Natürliche, welches die Naturwidrigkeit unserer Verhältnisse stärker hervortreten läßt. Wenn man nicht mehr Natur sein kann, so sucht man sie: daraus gehen zwei Dichtungsweisen hervor, die naive, wie ein Homer, ein Shakespeare sie befassen, und die sentimentale, welche jetzt in der Zeit entwickelter Kultur die herrschende ist. Zwar ist auch jetzt noch die Natur die einzige Flamme, an welcher der Dichtergeist sich nährt — aber er steht zu ihr in einem anderen Verhältnis. In einfacheren Zuständen wirkt der Mensch als harmonische Einheit und die Nachahmuug des Wirklichen macht den Dichter; im Zustande der Kultur, wo diese Harmonie gestört ist, macht ihn die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal. Weil aber dieses unerreichbar ist, so kann der kultivierte Mensch überhaupt nicht so vollkommen in seiner Art werden, wie der natürliche. Deshalb kann man, streng betrachtet, alte und moderne, naive und sentimentalische Dichter nicht vergleichen und nicht die Vorzüge des Einen von dem Andern verlangen; der naive Dichter ist unübertrefflich in der Einfalt der Formen und in der Darstellung des Sinnlichen und Körperlichen; der sentimentalische, welcher dieser Vorzüge entbehrt, übertrifft ihn an Reichtum des Stoffes und der Ideen. Daraus ergibt sich auch eine Verschiedenheit der Behandlung für die letztere Art von Poesie: sie kann die Wirklichkeit mit allen ihren Gebrechen als Gegenstand der Abneigung behandeln — und wird im weiteren Sinne des Wortes satirisch; oder kann das Ideal selbst in dessen vollster Schönheit als Gegenstand der Zuneigung erfassen — und wird elegisch. Diese Satire kann sowohl eine pathetische, strafende sein, oder eine scherzhafte; in beiden Fällen zeigt sie den Widerspruch, in welchem die Wirklichkeit zu dem Ideal steht. Die elegische Dichtung zerfällt gleichfalls in zwei Untergattungen: Elegie im engen Sinne, Idylle im weitesten. Die erstere entsteht aus der Trauer über die Unerreichbarkeit des Ideals, die letztere feiert die Erfüllung und Verwirklichung des Ideals: die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit ist ihr Stoff. Jedoch nicht so, daß

ſie dieſen Zuſtand der vollen Harmonie in der Vergangenheit bei Hirten und Naturvölkern ſucht und dadurch als etwas verlorenes hinſtellt, ſondern ihn in der Zukunft als etwas noch Erreichbares darſtellt; die vollendete Kultur kehrt wieder zu der natürlichen Harmonie zurück, aber gibt ihr größere Tiefe — und ſo wird auch die vollendete ſentimentaliſche Dichtung wieder naiv (Leixner)."

Schillers Aeſthetik iſt eine der edelſten Früchte der Kantiſchen Lehre geweſen.

Der Förderung und Populariſierung eben dieſer Philoſophie diente gleichzeitig die in Jena erſcheinende „Allgemeine Literatur-Zeitung". Ihr Begründer und Herausgeber war Chriſtian Gottfried Schütz, (geb. 1747), der unter Semlers überwiegendem Einfluß in Halle Theologie, Philoſophie, Geſchichte und alte Sprachen ſtudiert und hierauf eine Lehrerſtelle an der Ritterakademie zu Brandenburg, ſpäter das Amt eines Inſpektors am theologiſchen Seminar zu Halle bekleidet hatte. Aus dieſer unbefriedigenden Stellung folgte er 1779 einem Ruf als Profeſſor der Poeſie und Beredſamkeit nach Jena. Seine akademiſche Tätigkeit war nichts weniger als bedeutend. Er las wenig, hatte nur eine geringe Zahl von Hörern und infolgedeſſen wenig Befriedigung von ſeinem Lehramt. Auch für ſeine philologiſchen Publikationen (Ausgaben des Aeſchylos, Xenophon u. a.) galt bei aller grammatikaliſchen Gründlichkeit das Wort Ritſchls: er ſei ein Schütz, der immer zielt, aber niemals trifft. Erſt die Gründung der Allgemeinen Literaturzeitung erwarb ihm das Anſehen, welches das Schützſche Haus auf eine Reihe von Jahren zu einem Mittelpunkt des geiſtigen Lebens in Jena machte und Männer wie Goethe, Schiller, Fichte, Humbold, Reinhold, auch Karl Auguſt ſelbſt zu angeregteſter Geſelligkeit vereinigte. Die Redaktion dieſer Zeitung hat Schütz von Anfang an (1785) bis in ſein hohes Alter geführt und ihr auch von vornherein den Charakter der Oppoſition gegen jede Art von Autoritätsglauben aufgeprägt. Erſt durch perſönliche Konflikte mit A. W. von Schlegel, der in den Jahren ſeines aufſteigenden Ruhmes als Kritiker, Aeſthetiker und Literat von 1798—1801 eine außerordentliche Profeſſur in Jena innehatte, änderte ſich ſeine Stellung in einer Weiſe, daß er gern einem Ruf nach Halle folgte (1803), wo er nach mancherlei Anfechtungen verbittert und vereinſamt am 7. Mai 1832 in traurigem geiſtigem Verfall ſein Ende fand.

Dorthin nahm er auch die Allgemeine Literatur-Zeitung mit, die er nach einer Periode des Niederganges unter dem Drucke der Napoleoniſchen Zeit zu neuer zeitweiliger Blüte zu bringen verſtand.

Dieſem Blatte war jedoch nach ſeinem Weggang von Jena in der von Heinrich Carl Eichſtädt neubegründeten „Jenaiſchen Literatur-Zeitung" eine gefährliche Konkurrenz entſtanden. Eichſtädt, geboren 1772, ſeit 1795 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und nach

Walchs Tode Direktor der lateiniſchen Geſellſchaft, die ihm ihre neue Organiſation und neues Leben verdankte, war bereits Mitarbeiter an dem Schützſchen Blatte geweſen. Die neugegründete Zeitung ſtand bis 1810 unter ſeiner Leitung und zeichnete ſich durch Gründlichkeit und Gediegenheit der Rezenſionen vorteilhaft aus.

Zu neuem Glanze erhob ſich die Jenaiſche Philoſophie während der in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts fallenden Lehrtätigkeit Kuno Fiſchers.

Dieſer glänzende Geſchichtsſchreiber der neueren Philoſophie wurde

Prof. Kuno Fiſcher.
Nach Original im ſtädt. Muſeum in Jena.

am 23. Juli 1824 zu Sandewalde i. Schl. als Pfarrerſohn geboren, beſuchte das Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium zu Poſen von Oſtern 1835 bis Oſtern 1841 und ſtudierte hierauf in Leipzig und Halle Philoſophie, Philologie und Theologie. Nach zweijähriger Tätigkeit als Hauslehrer in Pforzheim und Veröffentlichung einer in platoniſchem Geiſte gehaltenen Schrift „Diotima, die Idee des Schönen“ habilitierte er ſich im September 1850 in Heidelberg. Seiner mit größtem Erfolg begonnenen, vielverſprechenden Lehrtätigkeit wurde jedoch nach dem Erſcheinen des erſten Halbbandes ſeiner „Geſchichte der neueren Philoſophie“ infolge einer Anklage von ſeiten des Direktors des Heidelberger Prediger-ſeminars, Schenkel, durch das badiſche Unterrichtsminiſterium ein ge-

waltſames Ende bereitet. Dieſe Maßregelung erregte innerhalb der wiſſenſchaftlichen Welt das größte Aufſehen, und diente vornehmlich dazu, den Namen des jungen Gelehrten weithin bekannt zu machen. Eine anderweite Habilitation an der Univerſität zu Berlin wurde ihm unter dem Miniſterium Raumer zunächſt zwar verſagt, hernachmals aber durch Königliche Kabinettsordre ausdrücklich geſtattet. Inzwiſchen hatte jedoch Fiſcher einen Ruf nach Jeno angenommen, wo er von 1856 ab, zunächſt als außerordentlicher Profeſſor, eine glänzende Wirkſamkeit entfaltete. Im Oktober 1857 wurde er zum ordentlichen Profeſſor ernannt und als ſolcher am 21. November in den akademiſchen Senat eingeführt. Nach ſechzehnjähriger ruhmvoller Tötigkeit kehrte er nach Heidelberg zurück, wo er 1907 verſtarb.

Sein bereits erwähntes Hauptwerk „Geſchichte der neueren Philoſophie" behandelt in monographiſcher Darſtellung und durchweg verſtändlicher Faſſung nacheinonder die Philoſophie der Deseartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer und Bacon. Vortrefflich hot es der Verfaſſer verſtanden, das Weſentliche in monumentaler plaſtiſcher Form vom Unweſentlichen zu ſondern und von den ſpringenden Punkten aus die einzelnen Ideen und Syſteme als von ſich ſelbſt aus zu entwickeln. Intereſſant und fruchtbar wor ſeine Kontroverſe mit Trendlenburg über Kantſche Philoſophie, in welcher das gute Recht wohl nicht ganz unbeſtritten auf ſeiner Seite war. In die Zeit ſeiner Lehrtätigkeit an der Jenenſer Hochſchule entfallen der Hauptſache nach folgende Schriſten: „Selbſtbekenntniſſe Schillers", „Schiller als Philoſoph", „Schiller als Komiker", „J. G. Fichte" (Jubiläumsſchrift), „Die beiden Kantſchen Schulen in Jena", „Kants Leben und die Grundlage ſeiner Lehre", „Franz Baco von Verulam", „Leſſings Nathan der Weiſe", insbeſondere ſein ſyſtematiſches Werk „Logik und Metophyſik", nach Inhalt und Methode der Hegelſchen Schule angehörig.

Von der innigen Genugtuung, mit welcher Fiſcher ſeinerzeit das Lehramt in Jena antrat, zeugen ſeine eignen Worte:

„Es war für mich eine außerordentlich frohe Nachricht, als ich im Herbſte 1856 nach Jena berufen wurde. Ich bin augenblicklich dem Rufe gefolgt und nach Jena gegangen, dieſer kleinen wunderſchön gelegenen Univerſität. Ein ſtolzes Gefühl beſeelte mich. Hier hatten Reinhold, Fichte, Herbert, Schlegel gelebt, hier hatte Reinhold gelehrt und Schopenhauer promoviert. Ich konnte damals mit vollem Herzen mein Auditorium begrüßen mit den Worten: Vor mir der Tag und hinter mir die Nacht!" —

Auch zu einer Geburts- und Pflegeſtätte deutſch-nationalen Geiſtes war die alma mater Jenensis mit Beginn des 19. Jahrhunderts geworden, wo Heinrich Luden (geboren am 10. April 1780 zu Lockſtedt bei Bremen) das wiſſenſchaftliche und ſtudentiſche Leben mit glühender Voterlandsliebe zu durchdringen verſtand.

Der temperamentvolle Hiſtoriker, der von Haus aus übrigens zu einem praktiſchen Beruf beſtimmt war, hatte zunächſt in Göttingen Theologie ſtudiert und bereits die Kandidatenprüfung abgelegt, ehe er ſich dem Studium der Philoſophie, Philologie und namentlich der Geſchichte als eigentlicher Lebensaufgabe widmete.

Die erſte Frucht ſeiner hiſtoriſchen Studien war eine Biographie des Thomaſius, der er in kurzer Zeit ein ſolche des Hugo Grotius, ſowie William Temples folgen ließ. Die Univerſität Jena, die ihm bereits im Jahre 1805 den Doktortitel verliehen hatte, berief ihn 1806 auf Veranlaſſung Eichſtädts und unter Fürſprache Goethes als außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie. Bei ſeiner Ueberſiedlung dahin fand er die bereits hergerichtete Wohnung von den Franzoſen ausgeplündert, Bibliothek und Manuſkripte zerſtört oder verſchwunden, ſodaß er ſich der Früchte jahrelangen Fleißes zum größten Teil beraubt ſah. Gleichwohl nahm er mit ungebrochenem Mute ſeine Lehrtätigkeit auf, die ſich alsbald in der glücklichſten Weiſe entwickelte. Neben „allgemeiner Welthiſtorie“ las er zunächſt noch Logik, Metaphyſik und Aeſthetik, und im Jahre 1808 zum erſtenmal „Geſchichte der Teutſchen“, mißtrauiſch beobachtet von der in Jena ſtationierten franzöſiſchen Kommandantur, die es ſogar nötig fand, vor ſeinem Auditorium einen Wachpoſten aufzuſtellen.

Hiermit hatte Luden ſeinen Weg gefunden und ſich ein eigenes Ziel, die Erweckung eines ſelbſtbewußten und ſelbſttätigen Patriotismus durch Förderung der vaterländiſchen Geſchichte und Pflege des politiſchen Geiſtes geſteckt. Nachdem ihm (1810) der durch den Tod Heinrichs erledigte Lehrſtuhl der Geſchichte definitiv übertragen worden war, gab er im Jahre 1811 den erſten Teil eines — übrigens unvollendet gebliebenen — „Handbuchs der Staatsweisheit oder Politik“ heraus, in welchem er, unter konſervativen und ſtaatsſozialiſtiſchen Geſichtspunkten, die Politik als vorwiegend hiſtoriſche Wiſſenſchaft behandelte. Eine umfaſſendere geſchichtliche Arbeit war ſeine „Allgemeine Geſchichte der Völker und Staaten“. Die von ihm gegründete „Nemeſis, Zeitſchrift für Geſchichte und Politik“, ſowohl gegen Napoleon, als auf die politiſche Entwicklung Deutſchlands gerichtet, ging nach einem Konflikt mit Kotzebue wieder ein. Einem ſpäteren breit angelegten Werke „Geſchichte des deutſchen Volkes“ blieb leider der erwartete Erfolg verſagt, ſo daß es nach Erſcheinen des 12. Bandes, der das dreizehnte Jahrhundert behandelt, unvollendet liegen blieb.

Viel mehr, als auf literariſchem Wege, hat Luden in ſeiner Lehrtätigkeit durch die hinreißende Glut ſeiner durch und durch patriotiſchen Perſönlichkeit zur Erweckung und Belebung vaterländiſchen Geiſtes innerhalb der Studentenſchaft beigetragen. Bei Ausbruch des Freiheitskrieges hatte er die Abſicht, ſelbſt mit zu Felde zu ziehen, bis er ſich nach langem Widerſtreben durch den ihm befreundeten General von Grolmann

davon überzeugen ließ, daß er in seiner Eigenschaft als Lehrer und Schriftsteller an seinem Teile der Sache des Vaterlandes noch wirksamer, als mit der Waffe, dienen könne.

In der Zeit von 1823—1832 gehörte Luden als Abgesandter der Universität Jena dem Weimarischen Landtag an. Nachdem er 1845 von seiner Lehrtätigkeit zurückgetreten war, starb er am 23. Mai 1847.

Unter seinen Nachfolgern auf dem Lehrstuhl der Geschichte ist als einer der namhaftesten Historiker und Politiker Johann Gustav Droysen

J. G. Droysen.
Nach Original im städt. Museum in Jena.

zu nennen. Am 6. Juli 1808 zu Treptow in Pommern geboren, auf dem Stettiner Gymnasium und der Universität Berlin vorgebildet, habilitierte er sich daselbst im Jahre 1833 und folgte sieben Jahre später einem Ruf nach Kiel. Hier nahm er an der Bewegung für die deutsche Sache in den Herzogtümern eifrig Anteil und verfaßte u. a. die sogenannte Kieler Adresse. Später schrieb er in Gemeinschaft mit Samwer die „Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik". Die nach den Kopenhagener Umwälzungen im März 1848 errichtete provisorische Regierung zu Kiel entsandte ihn als Vertrauensmann an den Bundestag in Frankfurt, um dessen Schutz anzurufen. Auch an der Nationalversammlung nahm er als Abgeordneter eines Schleswig-Holsteinischen Bezirkes und Anhänger der erbkaiserlichen konstitutionellen Partei teil.

Im Jahre 1851 nahm er die ihm angebotene Professur der Geschichte in Jena an, wo er sich, in erster Linie durch Gründung des historischen Seminars, um die Förderung des Geschichtsstudiums hohe Verdienste erwarb. Nach achtjähriger Wirksamkeit ging er nach Berlin.

Eine ungewöhnliche Vielseitigkeit des Wissens, gepaart mit steigender Arbeitskraft und souveräner Formgewandtheit kam in seiner Lehrtätigkeit nicht minder, als auch in seinen literarischen Publikationen zum glänzenden Ausdruck. Nachdem er bereits durch zahlreiche Arbeiten auf dem Gebiet der alten Geschichte („Geschichte Alexanders des Großen" „Geschichte des Hellenismus" u. a.) seinen Ruhm begründet hatte, wandte er sich vornehmlich der neuen Geschichte zu. Sein Hauptwerk ist die in Jena begonnene, bis zum Jahre 1756 durchgeführte „Geschichte der Preußischen Politik", eine umfassend veranlagte, auf autoritativen, zum Teil noch unbenutzten archivalischen Materialien beruhenden Darstellung der Entwicklung Preußens. Kleinere Arbeiten sind in den „Abhandlungen zur neueren Geschichte" und den „kleinen Schriften zur alten Geschichte" zusammengefaßt. Auch schrieb er eine „Geschichte der Historik".

Die Sprachwissenschaft war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vornehmlich durch Carl Wilhelm Göttling in hervorragender Weise vertreten. Er war im Jahre 1793 in Jena selbst geboren, hatte ebenda studiert und in dem Corps der freiwilligen Weimarschen Jäger die Freiheitskriege mitgemacht. Nach seiner Rückkehr war er eine Zeitlang an den Gymnasien zu Rudolstadt und Neuwied als Professor bezw. Direktor tätig, bis ihm 1826 in seiner Heimatstadt eine Stellung als außerordentlicher Professor der Philologie und Universitätsbibliothekar übertragen wurde. Mit Eichstädt und Hand teilte er sich in die Leitung des philologischen Seminars, unternahm ausgedehnte Studienreisen nach Italien und Griechenland und starb am 26. Januar 1869 als Geheimer Hofrat.

Göttling war zu seiner Zeit der eigentliche Mittelpunkt des geistigen Lebens der Universität, die in ihm ihre schönste Zierde sah. Durch seine Tätigkeit, welche alle wichtigen Zweige der klassischen Altertumswissenschaft umfaßte, nahm das philologische Studium einen neuen Aufschwung. Seinem Namen hat er vor allen Dingen durch Gründung des archäologischen Museums ein bleibendes Andenken gesichert. Das umfassende Wissen des berühmten Philologen samt seiner klaren, lebendigen Auffassung des Altertums kam vornehmlich in seinen Schriften („gesammelte Abhandlungen aus dem klassischen Altertum", „Lehre vom Accent der griechischen Sprache", „Geschichte der Römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu Cäsar 700") zu bedeutsamer Geltung. Auch durch Herausgabe der Gedichte des Hesiod, der Politik und Oekonomik des Aristoteles, sowie durch zahlreiche Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles, Aristophanes, Kallimachus und Horaz hat Göttling sich namhafte Verdienste erworben.

Eine der bedeutungsvollſten, bahnbrechenden Autoritäten auf dem Gebiet der indogermaniſchen Sprachvergleichung war Auguſt Schleicher.

Seine Heimat war Sonneberg in Sachſen-Meiningen, woſelbſt er im Jahre 1821 geboren ward. Auf dem Coburger Gymnaſium erhielt er ſeine erſte Bildung. Das urſprünglich erwählte Studium der Theologie, deſſen er ſich zunächſt in Leipzig und Tübingen befleißigte, trat hinter dem mächtig rege gewordenen Intereſſe für Hegelſche Philoſophie und ſemitiſche Sprachen, Sanskrit und Perſiſch immer mehr zurück. Schließlich kehrte der in jenen unſeligen Zwieſpalt zwiſchen Glauben und Wiſſen Hineingetriebene der Theologie ganz und gar den Rücken, um ſich in Bonn mit deſto intenſiverem Eifer den philoſophiſchen Disziplinen in perſönlichem Anſchluß an Welker, Ritſchl, Laſſen und Gildemeiſter hinzugeben. Seine am gleichen Orte eröffnete Lehrtätigkeit begann er mit einer im Geiſte Hegels gehaltenen Antrittsvorleſung über den „Wert der Sprachvergleichung".

Folgende Ideen ſtanden ihm von vornherein dogmatiſch feſt:

„Die Philologie gehört weſentlich der Geſchichte an. Ihr gegenüber ſteht die Linguiſtik. Dieſe hat die Sprache als ſolche zum Objekt und ſie hat direkt mit dem geſchäftlichen Leben der Völker nichts zu ſchaffen, ſie bildet einen Teil der Naturgeſchichte des Menſchen. — Die Beſchaffenheit der Sprache liegt außerhalb der Willensbeſtimmung des Einzelnen, iſt unabänderlichen, natürlichen Geſetzen unterworfen, gehört alſo nicht in das Gebiet des freien Geiſtes, ſondern in jenes der Natur. Demzufolge iſt auch die Methode der Linguiſtik von der aller Geſchichtswiſſenſchaften total verſchieden und ſchließt ſich weſentlich der Methode der übrigen Naturwiſſenſchaften an. — Die ſchon mehr von Denken und Wollen der Einzelnen abhängige Syntax neigt mehr auf die Seite der Philologie. Letzterer gehört ganz an der Stil, die von der freien Willensbeſtimmung des Einzelnen abhängige Schreibweiſe."

Schleicher kommt hiernach zu dem Schluß, daß die Sprachwiſſenſchaft zu den Naturwiſſenſchaften gehört. Humboldts Einteilung in iſolierende, agglutinierende, flektierende Sprachen ſucht er als ſeine eigene dialektiſch zu begründen. Wenn auch in hiſtoriſcher Zeit keine dieſer Sprachkategorien in eine andere übergehen konnte, ſo iſt dennoch in vorhiſtoriſcher Zeit das Indogermaniſche von einer Stufe zur anderen vorgeſchritten. Sonach fällt die Entwicklung der Sprache in aufſteigender Linie in die vorhiſtoriſche Zeit, während die Sprachgeſchichte der hiſtoriſchen Periode als eine Geſchichte des Verfalls infolge der Knechtung durch den Geiſt erſcheint.

Ein längerer Aufenthalt in Böhmen bot Schleicher die Veranlaſſung zum eingehenden Studium der ſlaviſchen und littauiſchen Sprachen, ſowie zur Uebernahme einer Profeſſur an der Univerſität zu Prag (1850). Hier erſchien ſeine „Formenlehre der kirchenſlaviſchen Sprache", der nach mühſeligen Vorarbeiten das „Handbuch der littau-

iſchen Sprache" folgte. Auch gab er in Gemeinſchaft mit Adalbert Kühn die „Beiträge zur vergleichenden Sprachforſchung auf dem Gebiet der ariſchen, celtiſchen nnd ſlaviſchen Sprachen" heraus.

Nur zu bald aber war Schleichers Stellung in Prag infolge perſönlicher, politiſcher und konfeſſioneller Differenzen, ſowie durch die fortgeſetzten Schikanen des erzbiſchöflichen Hochſchulregimentes, das ihn ſogar wegen hochverräteriſcher Umtriebe in Anklagezuſtand verſetzte, in einer Weiſe unhaltbar geworden, daß er gelegentlich eines Briefwechſels mit dem Kurator der Univerſität Jena, Seebeck, dieſem ſeine Dienſte anbot die mit Freuden akzeptiert wurden. Im Jahre 1857 ſiedelte er als Honorarproſeſſor dorthin über.

Nunmehr wandte er ſeine intenſivſte Tätigkeit dem Studium der germaniſchen Sprachen zu.

Sein bedeutendſtes Werk aus dieſer Schaffensperiode „Kompendium der vergleichenden Grammatik der indogermaniſchen Sprachen" bezeichnet die Eröffnung einer neuen, ſtreng geſchichtlichen Epoche der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft. Die bisher lediglich ethymologiſch behandelte Sprachentwicklung wurde hiernach in einen hiſtoriſchen Prozeß umgeſetzt, die Urſprache als ſolche rekonſtruiert und aus ihr durch einzelne gleichfalls neuerſchloſſene Mittelſtufen die Einzelſprache hergeleitet. Auch entwarf Schleicher die erſte vergleichende Lautlehre der indogermaniſchen Sprachen und brachte mit glänzendem Organiſationstalent den kritiſch geſichteten philologiſchen Beſitzſtand in ein geſchloſſenes, hiſtoriſch entwickeltes Syſtem. Nächſt Bopp, dem Begründer, hat niemand in ſolchem Maße wie Schleicher der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft die Spuren ſeines Geiſtes aufgeprägt. Er ſtarb am 6. Dezember 1868.

Als Träger einer mehrere Menſchenalter langen ruhmreichen Tradition wandelte noch unter dem lebenden Geſchlecht der langjährige Neſtor der philoſophiſchen Fakultät und verdienſtvolle Orientaliſt Joh. Guſtav Stickel, der am 18. Juli 1805 in Eiſenach geboren, das 60-jährige Jubiläum ſeiner am 4. Juli 1832 erfolgten theologiſchen Promotion, der letzten, die überhaupt gehalten wurde, um mehr als drei Jahre überleben durfte. Seine Studien hatte er bei Hoffmann in Jena und dem um die arabiſche Grammatik und Literatur hochverdienten de Sacy in Paris gemacht. Von 1830 an bis zu ſeinem Lebensende hat er ſodann ſeine unſchätzbare und ungebrochene Kraft in den Dienſt der alma mater Jenensis geſtellt.

Die wiſſenſchaftliche Bedeutung Stickels beruht vornehmlich in ſeiner eigenartigen Wurzelwörtertheorie. Zugleich war ihm als hervorragendem Numismatiker die Aufſicht über das orientaliſche Münzkabinett übertragen, das ihm hauptſächlich ſeine Berühmtheit zu verdanken hat. Auch das orientaliſche Seminar iſt ſeine Schöpfung. Noch im 91. Lebensjahre hat er Vorleſungen gehalten und ſich die aufrechte Haltung des Körpers wie des Geiſtes gewahrt. Es war der weihevollſte Augenblick

ſeines Alters, als er am 31. Juli 1892 dem Begründer des neuen Deutſchen Reiches, Bismarck, bei deſſen Beſuch in Jena als der einzig noch lebende entgegentreten durfte, der nicht bloß mit Goethe in perſönlichem Verkehr geſtanden, ſondern noch den erſten Napoleon von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hatte. Eine Venenthromboſe mit nachfolgender Lungenarterienembolie raffte ihn nach kurzem Krankenlager,

Stoy Denkmal.

auf welchem er noch die Schriftzeichen verſchiedener ihm zugeſandter alter Münzen zu entziffern ſich bemühte, hinweg.

Als langjähriger Zeit- und Amtsgenoſſe Stickels nahm Karl Volkmar Stoy (geb. 1815 zu Pegau i. S.) auf dem Gebiete der wiſſenſchaftlichen und angewandten Pädagogik eine hochbedeutſame Stellung ein. Selbſt ein perſönlicher Schüler Herbarts, dem er während ſeiner Studienzeit in Göttingen nahe getreten war, hat er es, wohl als Einziger, unternommen und verſtanden, deſſen pädagogiſche Grundſätze in einem größeren Schulorganismus zu konſequenter Durchführung zu bringen. Das von ihm nach ſeiner Habilitation im Jahre 1843 in

Jena errichtete Knabenerziehungsinstitut war auf der didaktischen Aufeinanderfolge der drei Unterrichtsformen: 1) Darstellung von Anschauungen, 2) genaue Gliederung des Mannigfaltigen, 3) Zusammenfassung des Einzelnen, methodisch aufgebaut. Stoys wirksamste und glücklichste Schöpfung aber war das von ihm im folgenden Jahr begründete pädagogische Seminar nebst der ihm angegliederten Uebungsschule, die Stoy selbst im Jahre 1858 als „Johann-Friedrich-Schule" erbaut hatte. Der theoretisch-praktische Unterichtsgang der Seminaristen gliederte sich in ein Pädagogikum für allgemeine pädagogische, didaktische und philosophische Fragen, ein Scholastikum für die Aufgaben des Schuldienstes und der Individualpädagogik, ein Praktikum in den Schulklassen der Uebungsschule und ein Kritikum zur Besprechung und Würdigung der praktischen Leistungen.

Mangelndes Entgegenkommen veranlaßte Stoy zu einem zeitweiligen Weggang von Jena, während dessen er u. a. die Leitung eines Seminars zu Bielitz in Oesterreich übernahm. Schließlich aber trieb es ihn (1864) wieder nach Jena zurück, wo das seither verwaiste pädagogische Seminar alsbald wieder zu neuer Blüte sich erhob und auch in dem von Stoys Sohne Heinrich begründeten Knabenerziehungsinstitut der Name der Stoyschen Schule wieder auflebte.

Er starb am 23. Januar 1885. —

Unter den hervorragenden Vertretern der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung steht an der Schwelle des 19. Jahrhunderts vor allen andern der Chemiker Johann Wolfgang Döbereiner.

Er war am 13. Dezember 1780 zu Hof in Bayern geboren. Da er ursprünglich für den landwirtschaftlichen Beruf bestimmt war, hatte er nur eine dürftige Schulbildung genossen, ehe er sich in Münchberg, Karlsruhe und Straßburg mit der seinen Neigungen entsprechenden pharmazeutischen Praxis beschäftigte. Seine umfassenden botanischen, mineralogischen, chemischen, auch sprachlichen und philosophischen Kenntnisse hat er sich zum großen Teil als Autodidakt erworben. Nachdem er zuvor noch auf Veranlassung seiner Familie ein Drogengeschäft betrieben hatte, wurde ihm im Oktober 1810 eine Professur zu Jena übertragen, die er trotz zahlreicher lockender Anträge von anderwärts bis zu seinem Tode im Jahre 1849 innebehielt.

Unter seinen zahlreichen Entdeckungen hat sonderlich die der Entzündlichkeit des Platins und deren praktische Ausnutzung in der Konstruktion der ehedem vielgebrauchten Platinfeuerzeuge seinen Namen zu einem weitbekannten gemacht. Außerdem hat Döbereiner die wichtige, noch heute giltige Erklärung für die Entstehung des Essigs aus Weingeist gegeben und die Entstehung der Ameisensäure bei Oxydation organischer Substanzen nachgewiesen. Auch war er der Begründer jener zu größter Bedeutung gelangten Untersuchungen, welche die Erforschung der chemischen Konstitution der Substanzen zur Aufgabe haben.

Goethe, der den verdienſtvollen Gelehrten und Praktiker gebührend zu ſchätzen wußte, ſtand mit ihm in regem geſchäftlichen und wiſſenſchaftlichen Verkehr. Schließlich ſtarb Döbereiner als Opfer ſeiner Wiſſenſchaft an einer krebsartigen Affektion des Schlundes, die er ſich dadurch zugezogen hatte, daß er bei chemiſchen Unterſuchungen ſein Geſchmacksorgan als Reagens zu benutzen pflegte.

In fruchtbarſter Weiſe verſtand es Friedrich Gottlob Schulze,

Denkmal des Friedrich Gottlieb Schulze.

geboren 1795 zu Obergävernitz bei Meißen, die einſchlägigen philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Disziplinen für die deutſche Landwirtſchaft nutzbar zu machen.

Da er bereits als Knabe große Neigung für den Landbau zeigte, hatte er ſich auf den väterlichen Landgütern Obergävernitz und Göriſch nicht minder als auf den Univerſitäten zu Leipzig und Jena eine gediegene praktiſche und wiſſenſchaftliche Bildung zu eigen gemacht, ſo daß ihm im Jahre 1807 die Stelle eines Oberverwalters der Großherzoglichen Kammergüter übertragen wurde. Da es ihn jedoch vielmehr zu einer wiſſenſchaftlichen Betätigung ſeiner reformatoriſchen Ideen trieb, habilitierte

er sich im November 1820 bei der Universität Jena mit der Dissertation: De aratri Romani forma et compositione.

Aus seinen fortgesetzten philosophischen Studien erwuchs ihm schließlich mit Anwendung der induktiven und kombinierenden Methode ein neues Lehrsystem. In seiner Schrift „Ueber Wesen und Studium der Wirtschafts- und Kameralwissenschaften" charakterisiert er die Landwirtschaftslehre einerseits als historisch zu behandelnde Wahrnehmungswissenschaft, anderseits als eine auf Grund der Lehren über das Wesen der äußeren Natur wie über das Wesen des Menschen zu entwickelnde Erfahrungswissenschaft. Diese Scheidung der Grundwissenschaften, mit entsprechender Beachtung der Volkswirtschaftslehre und der philosophischen Begründung der letzteren mit Rücksicht auf die psychologischen bezw. ethischen Seiten der menschlichen Tätigkeit waren die Hauptstützpunkte für die reformatorische Bedeutung des Schulzeschen Systems.

Unter seiner Leitung entstand im Jahre 1825 das landwirtschaftliche Institut, das jedoch erst nach einer vorübergehenden Abwesenheit seines Begründers, der infolge mehrfacher Unstimmigkeiten von Jena weggegangen war und und die Einrichtung eines der Universität Greifswald angegliederten landwirtschaftlichen Instituts zu Eldena übernommen hatte, mit dessen Rückkehr nach Jena im Jahre 1839 einen kraftvollen Aufschwung nahm.

Auch auf eine Popularisierung seines Systems für den eigentlichen Bauernstand nahm Schulze durch Errichtung einer Ackerbauschule in Zwätzen weisen Bedacht.

Seiner umfassenden literarischen Tätigkeit verdanken wir als hervorragendstes Werk das „Lehrbuch der Nationalökonomie", in welchem der Verfasser die volkswirtschaftlichen Erscheinungen nicht nur empirisch, sondern auch philosophisch und historisch zu begründen suchte. Der Gesamtinhalt seiner Landwirtschaftslehre wurde nach seinem im Jahre 1860 erfolgten Tode in einem „Lehrbuch der Landwirtschaftslehre nach Schulzes System" von dankbaren Schülern zusammengestellt.

Zu diesen gehörte in erster Linie Christian Eduard Langethal, geboren 1806 zu Erfurt, der von Jena aus, wo er unter Schulze Naturwissenschaft und Kameralia studierte, zunächst seinen Lehrer nach Eldena begleitet hatte, um hierauf vom August 1839 ab in Jena als Professor der Botanik, insbesondere für Pflanzenphysiologie und landwirtschaftliche Pflanzenkunde in fruchtbringendster Weise tätig zu sein. Die wissenschaftliche Bedeutung Langethals beruht vornehmlich in einer Bearbeitung der Botanik in ihrer Beziehung zur Landwirtschaft. Seine literarischen Publikationen („Beschreibung der Kulturgewächse Deutschlands", „Handbuch der landwirtschaftlichen Pflanzenkunde" u. a.) gipfeln in seiner einzig dastehenden „Geschichte der deutschen Landwirtschaft".

Im gleichen Jahre wie der Ebengenannte, wurde Matthias Jacob Schleiden, der Begründer der Zellenlehre, zum außerordentlichen

Professor der Philosophie ernannt. Als Sohn eines Hamburger Arztes im Jahre 1804 geboren, hatte er sich zunächst der Jurisprudenz gewidmet und nach abgeschlossenem Studium die advokatorische Praxis angetreten, die ihn jedoch so wenig befriedigte, daß das niederdrückende Bewußtsein eines verfehlten Lebens sich bis zu einem Selbstmordversuch steigerte. Nun erst fand er in dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Physiologie und Botanik, ein seinen persönlichen Neigungen adäquates Schaffensgebiet, dem er, namentlich unter dem aufmunternden Einfluß Alexander von Humbolds, eine intensive Tätigkeit widmete.

Epochemachend für die Entwicklung der Botanischen Wissenschaft wurde das Erscheinen seines Lehrbuchs: „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik." Hier wurde zum erstenmal auf das Ziel der Botanik als einer induktiven Wissenschaft hingewiesen, die sich nicht bloß damit begnügen dürfe, die Pflanzenformen als fertige Gebilde hinzunehmen, sondern vor allen Dingen deren Entwicklungsgang nachzuweisen habe. Damit erst ward der Botanik eine würdige Stellung innerhalb der modernen Naturwissenschaft angewiesen. Von besonderer Bedeutung war Schleidens Theorie von „Blüte und Frucht", sowie seine entschiedene Betonung der Embryologie.

In seinen „Beiträgen zur Phytogenesis" aber entwickelte er als neue Theorie die „freie Zellbildung", welche er als das allgemeinste Bildungsgesetz des vegetabilischen Zellgewebes, wenigstens bei den Phanerogamen, hinstellte, wonach die neuen Zellen aus den Kernkörperchen des schleimigen Inhalts der alten Zellen entstehen. Nicht minderes Aufsehen erregte auch seine, allerdings bald widerlegte, Theorie von den sexuellen Vorgängen bei den Phanerogamen.

Peinlich und störend berührt in allen seinen Schriften, namentlich in seiner Polemik gegen Justus von Liebig, ein gereizter Ton, der ihm mancherlei Anfechtung eintrug und schließlich zur Veranlassung wurde, daß er seine Lehrtätigkeit im Jahre 1862 aufgab. Nach einem unsteten Wanderleben als Privatgelehrter in Dresden, Dorpat (wo er kurze Zeit noch einmal als Professor wirkte), Darmstadt und Wiesbaden ist er schließlich im Jahre 1882 in Frankfurt a. M. verstorben.

Einen glanzvollen Vertreter fand das Lehrfach der Physik und Astronomie seit 1863 in Ernst Abbe (geb. am 23. Januar 1840 in Eisenach). Von ihm ging eine Reform der gesamten angewandten Optik aus. Mit Hilfe des von ihm konstruierten Kondensators löste er das Problem der homogenen Immersion, das zumal für die Bakteriologie von höchster Bedeutung wurde, schuf neue Methoden zur experimentellen Bestimmung der Brennweite der Linsen, konstruierte das Refraktometer und gab neue Grundlagen über die Bedingungen des Aplanats, die mikroskopische Bilderzeugung u. a. m.

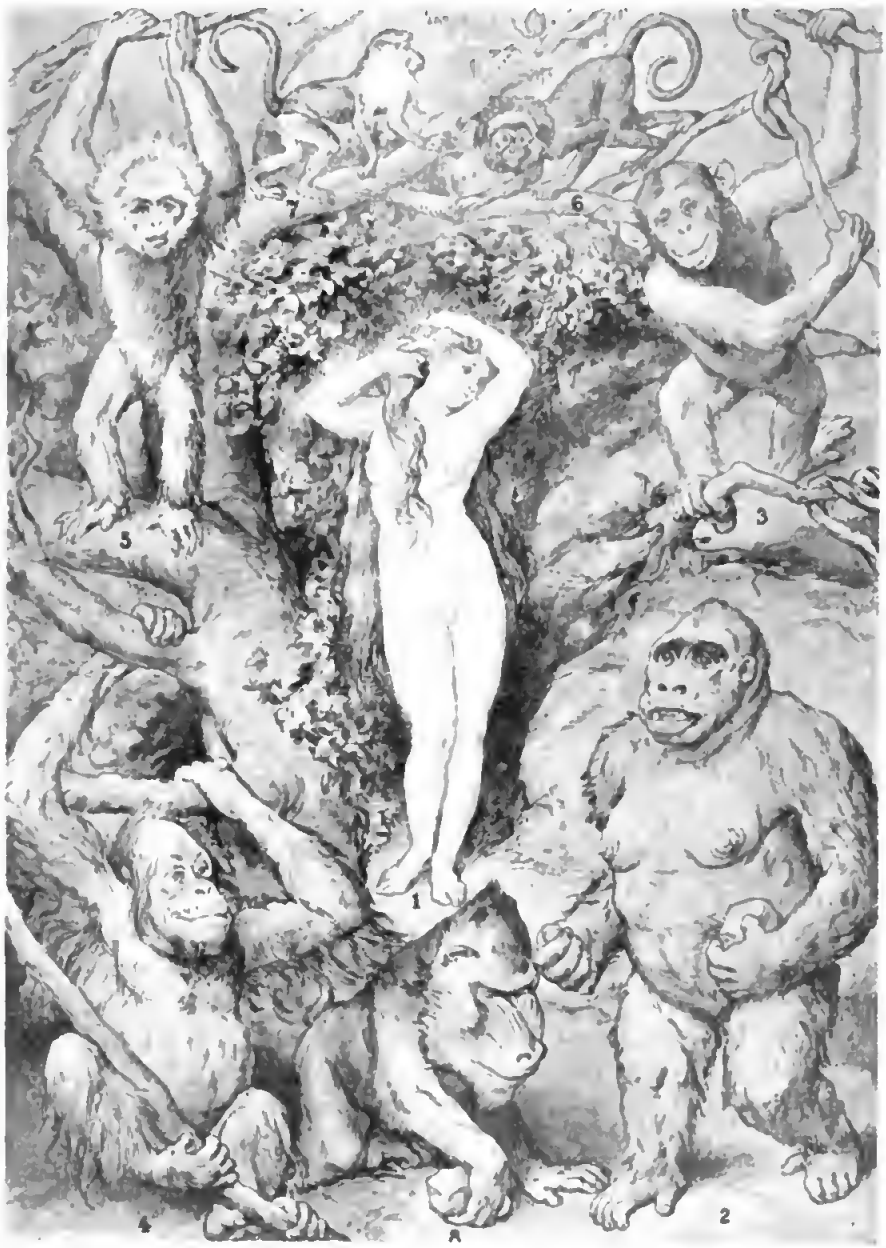
Die einzigartige Bedeutung Abbes wurzelt in seiner Verbindung mit den weltbekannten Zeiß-Werken und dem glastechnischen Labo-

ratorium von Schott und Genoſſen, in denen unter ſeiner Leitung die Herſtellung völlig neuer Glasſorten gelang, die in viel höherem Maße

Ein Skizzenblatt aus E. Haeckels Wanderbildern.

als die bisherigen bei gleichen mittleren Brechungsquotienten verſchieden große Dispersion beſitzen und völlig neue Wege für die Herſtellung von

Mikroſkoplinſen, aſtronomiſchen Linſen und photographiſchen Objektiven gangbar gemacht wurden, denen mittelbar eine lange bedeutungsvolle

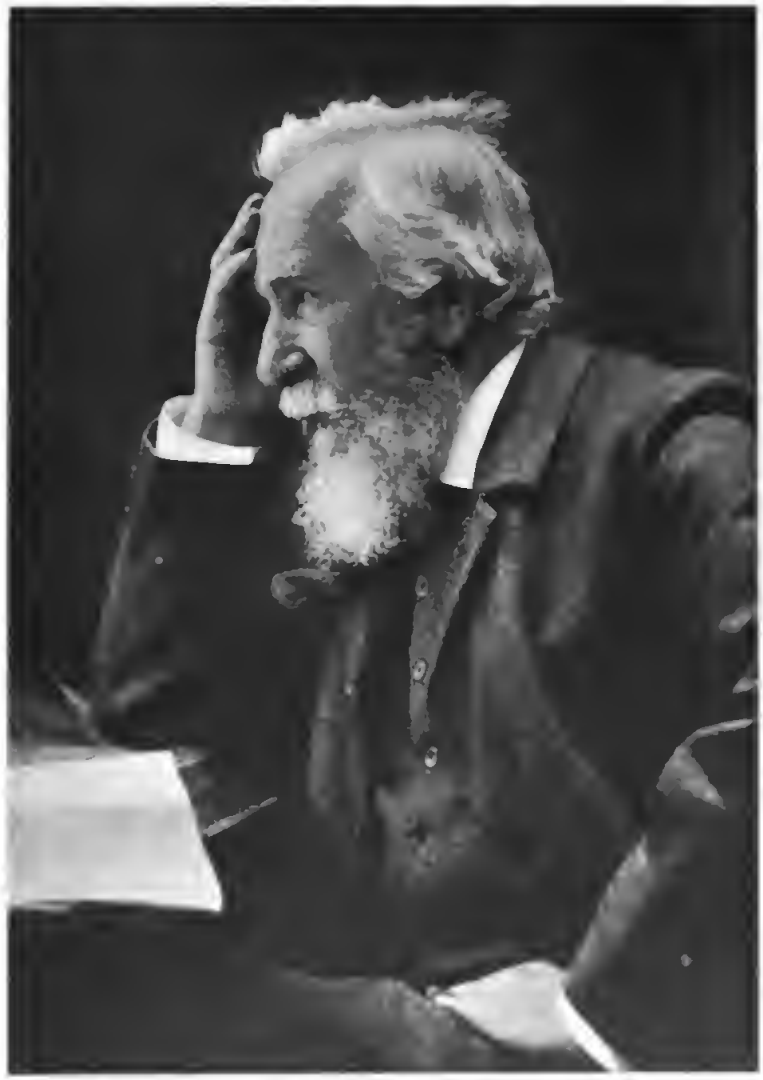


Apotheoſe des Entwicklungsgedankens (die Menſchengeſtalt von Gabriel Max).

Reihe von Entdeckungen auf mediziniſch-naturwiſſenſchaftlichem Gebiet zu danken iſt.

Dieſes induſtrielle Rieſenunternehmen, das zugleich in ſeiner kon-

ſtitutionellen Organiſation zu einem neuartigen, auf ſozialiſtiſchen Prinzipien beruhenden Arbeits- und Arbeiterſtaat ausgeſtaltet wurde, iſt nach Zeiß' Tode von Abbe in den Beſitz der Carl Zeiß-Stiftung geſtellt und fortan für die Blüte der Univerſität in opferwilligſter Weiſe nutzbar gemacht worden.



Ernſt Haeckel.

Zu einer univerſellen Pflegeſtätte der Biologie und gleichzeitig zum Ausgangspunkt einer neuen — allerdings nichts weniger als unbeſtrittenen und unbeſtreitbaren — Weltanſchauung wurde die alma mater Jenensis durch den weltbekannten Vorkämpfer des Darwinismus Ernſt Haeckel erhoben.

Der große Zoologe, geboren am 10. Februar 1834 in Potsdam, ist seit 1861 als akademischer Lehrer in Jena tätig. Sein erstes wissenschaftliches Glaubensbekenntnis legte er in der 1866 erschienenen „generellen Morphologie der Organismen" nieder, in welcher er Darwins Lehre zu einem wissenschaftlichen System ausbaute und sowohl durch Würdigung der untersten Lebewesen, als auch durch Einbeziehung des Menschen in das System bahnbrechend wirkte. Seine wichtigste Theorie, das sog. „Biogenetische Grundgesetz", ist die der durchgreifenden Bedeutung der Entwicklungsgeschichte des Einzelwesens für den Nachweis seiner Stammesgeschichte, die sich summarisch in jener wiederholt. Jedes Lebewesen, sei es Pflanze oder Tier, gibt in seiner Einzelentwicklung (Ontogenie) eine kurze Wiederholung der Stammesgeschichte (Phylogenie) zuerst also das Aussehen seiner ältesten und sodann immer jüngeren Ahnen wieder, bis es zuletzt die höchste Stufe erreicht hat.

Prof. Delbrück.

Haeckel ist der Meister der kühnen und kühnsten Hypothesen, die er in spektulativer Deduktion weniger auf wissenschaftlichem Beweismaterial, als auf logischen Schlüssen aufbaut. Solcherart hat er in seinen „Welträtseln" das Programm einer neuen Weltanschauung entwickelt, die unter schroffem Ausschluß aller teleologischen Betrachtungsweise lediglich kausale Zusammenhänge anerkennt, die Idee einer persönlichen Unsterblichkeit und sittlichen Weltordnung a limine abweist und den Menschen zu einer selbstlosen Hingabe an das Schöne, Gute, Wahre der natürlichen Welt erziehen will.

Prof. Eucken.

Haeckels Hauptwerke sind außer den bereits genannten seine „Natürliche Schöpfungsgeschichte", die „Anthropogenie, Entwicklungsgeschichte des Menschen", „Die heutige Entwicklungslehre im Verhältnis zur Gesamtwissenschaft" und das Prachtwerk „Kunstformen der Natur".

Nirgend anders, als in Jena, konnte Haeckels freimütige Eigenart sich innerhalb eines akademischen Organismus so ungehindert ausleben. In dankbarer Anerkennung dessen schrieb er im Jahre 1866 an Gegenbaur:

„Du warst es, der mich vor sechs Jahren veranlaßte, meine akademische Laufbahn in unserm geliebten Jena zu beginnen, an der Thüringer Universität im Herzen Deutschlands, welche seit drei Jahrhunderten als das pulsierende Herz deutscher Geistesfreiheit und deutschen Geisteskampfes nach allen Richtungen ihre lebendigen Schwingungen fortgepflanzt hat. An dieser Pflanzschule deutscher Philosophie und deutscher Naturwissenschaft, unter dem Schutze eines freien Staatswesens, dessen fürstliche Regenten jederzeit dem freien Worte eine Zufluchtstätte gewährt und ihren Namen mit der Reformationsbewegung, wie mit der Blütezeit der deutschen Poesie untrennbar verflochten haben, konnte ich mit dir vereint wirken." —

Prof. Liebmann.

Neben Haeckel sind in gegenwärtiger Zeit als ordentliche Professoren der philosophischen Fakultät Berthold Delbrück für Sanskrit und vergleichende Sprachkunde, Rudolf Eucken für Philosophie, Joh. Thomae für Mathematik, Otto Liebmann für Philosophie, Cloëtta für romanische Philologie, Georg Götz für klassische Philologie und Beredsamkeit, Viktor Michels für deutsche Philologie und Literatur, Ernst Stahl für Botanik, Carl Vollers für orientalische Philologie, Julius Pierstorff für Staatswissenschaften, Wilhelm Edler für Landwirtschaft, Adolf Winkelmann für Physik, Alexander Cartellieri für Geschichte, Rudolf Hirzel für klassische Philologie, Robert Haußner für Mathematik und Ludwig Knorr für Chemie, Walter Judeich für alte Geschichte im Amte.

Prof. Knorr.

Gottlob Linck für Mineralogie und Geologie, Wilhelm Reich, überreich ist der Born edlen Wissens seit 350 Jahren in Jena geflossen. So quillt er noch heute in belebender Frische.

Und noch etwas anderes hat den alten Musensitz am Saalestrand von jeher zu einer gefeierten Hochburg für die deutsche studierende Jugend gemacht: Es ist der romantische Zauber, der das Jenenser Studentenleben bis heutigen Tages umkleidet und zu einer Welt von lächelnder, lockender Eigenart gestaltet.

Ihm sei ein besonderes Blatt gewidmet.

Vivat membrum quodlibet!

Der Jenenſer Studio bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Alt-Jena iſt von jeher eine Hochburg der akademiſchen Freiheit geweſen. Zu einer Zeit, wo auf anderen deutſchen Univerſitäten noch der kloſterartige Zwang des mittelalterlichen Burſen- und Kollegienweſens in vollem Maße aufrechterhalten wurde, erſtand das collegium provinciale zu Jena als eines der erſten Inſtitute, deſſen akademiſche Bürgerſchaft eine Organiſation auf durchaus freiheitlicher und ſelbſtherrlicher Grundlage bildete. Wir haben bereits an anderer Stelle erfahren, wie in den von Johann Friedrich dem Mittlern und Johann Wilhelm am 16. Juni 1548 erlaſſenen Statuten der neuen Schule den Jenenſer Akademikern ein eigener Gerichtsſtand verliehen und das Kollegiengebäude zu einer Freiſtatt gemacht wurde, an deren Schwelle die bürgerliche, ſtädtiſche Gerichtsbarkeit aufhörte. Dieſe liberale Inſtitution hatte nebſt der von den fürſtlichen Stiftern garantierten Lehrfreiheit auch bei der Umwandlung des akademiſchen Gymnaſiums in eine Univerſität die kaiſerliche Beſtätigung erhalten.

Selbſtverſtändlich trug die ſolchergeſtalt angeſtammte libertas academica Jenensis ſehr viel dazu bei, daß die neugegründete Hochſchule aus allen Teilen Deutſchlands einen gewaltigen Zulauf erhielt. Leider artete ſie jedoch nur zu bald in einen recht unerquicklichen Libertinismus aus, der uns zumal aus dem erſten Jahrhundert des Jenenſer Studentenlebens durchaus keine erfreulichen Bilder gewinnen läßt.

Das anfänglich vortreffliche Einvernehmen, in welchem Bürgerſchaft und Studentenſchaft ſtanden, hielt nicht lange vor. In immer größerem Maße mehrten ſich die Klagen der Bürger über allerlei Unbill von ſeiten der Studioſen, die ſich ſtörend zu Hochzeiten und Familienfeſten beidrängten, auch auf Markt und Straßen einen immer größeren Terrorismus ausübten. Die „Stadtknechte“ mußten, als Diener der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, hierbei untätig zuſehen, oder wurden, wenn ſie gegen die

Ruheſtörer vorgingen, wegen Amtsübergriffes hart zurechtgewieſen, da es durchaus in der Abſicht der fürſtlichen Nutritoren lag, daß die ſtatutengemäß gewährleiſtete eigne Gerichtsbarkeit der Hochſchule ſtreng aufrechterhalten bleiben ſollte. Hierin lag ein Grund großer Erbitterung innerhalb der Bürgerſchaft, die ſich ſchließlich vom Umgang mit den Studenten ganz zurückzog und ihnen, als mehrfache aufruhrartige Straßentumulte vorgekommen waren, kurzerhand die Wohnungen verweigerte.

Johannistor.

Erſt durch ein energiſches Eingreifen Johann Friedrichs des Mittleren und die gleichzeitige Rückkehr Johann Friedrichs des Großmütigen aus der Gefangenſchaft wurde wieder ein einigermaßen erträgliches Verhältnis hergeſtellt.

Es hatte abermals keinen langen Beſtand. Schon nach wenigen Jahren hatte ſich der Uebermut der Herren Studioſen wieder bis zu einem Grade geſteigert, daß die Herzöge ſich entſchließen mußten, einen eignen

Amtmann einzuſetzen, der Rektor und Senat in der Wahrung der akademiſchen Disziplin wirkſam unterſtützen und den unaufhörlichen Exzeſſen mit allen Mitteln entgegenwirken ſollte. Die friedbrüchigen, ſtrafbaren Handlungen hörten trotzdem nicht auf, und, obgleich es den Studioſen ausdrücklich unterſagt war, im Sommer nach zehn, im Winter nach neun Uhr ſich bewaffnet auf der Straße ſehen zu laſſen, vergingen doch wenige Nächte, wo nicht randalierende Scharen, mit Degen und Schießgewehr ausgerüſtet, durch die Stadt zogen, Fenſter einwarfen und die Nichtakademiker auf gröblichſte Weiſe vexierten. So kam es fort und fort zu blutigen Exzeſſen, bei denen nicht ſelten Tote oder Verletzte auf dem Platz blieben und einmal ſogar der Rektor Schröter in eigener Perſon, da er eine zwiſchen Studenten und Bäckergeſellen entſtandene Rauferei ſchlichten wollte, nicht unbedenklich verwundet wurde.

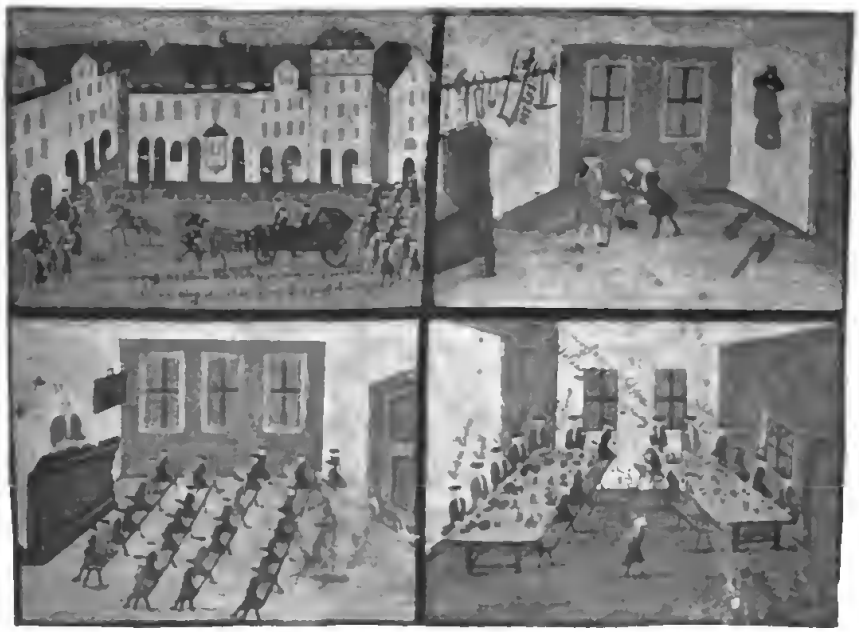
Es iſt keine erfreuliche Aufgabe, dieſen Straßentumulten, die ſich von Jahr zu Jahr in größerem oder geringerem Maße wiederholten, im einzelnen nachzugehen. Den Höhepunkt erreichte das Unweſen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, in deſſen Anfangsjahren die Studentenſchaft namentlich mit den Bewohnern der Johannisvorſtadt in einem förmlichen Kriegszuſtand lebte und ihnen regelrechte Schlachten lieferte. Bei einer dieſer Attacken riefen die Studenten den Stadtwächtern am Johannistor den Spottnamen „Affenwächter“ zu. Es kam hierüber zu Tätlichkeiten, in deren Verlauf ein, wie es ſcheint, ganz unbeteiligter Student erſchlagen wurde. Bei deſſen Begräbnis hielt der Generalſuperintendent Götze eine Leichenrede über den Text „Philiſter über dir!“ Hieraus ſoll der in der Studentenſprache übliche terminus technicus „Philiſter“ — als Bezeichnung für Nichtakademiker — ſeinen Urſprung genommen haben.

Auch die ländlichen Bewohner der umliegenden Dörfer ſtanden je und je mit den böſen Studioſen auf geſpannteſtem Fuße. Es war nicht ſelten, daß die letzteren an Markttagen über die Bauernwagen herfielen und das darin zur Stadt gebrachte Obſt und Gemüſe „promovierten“. „Wo ſich aber jemand über ſolchen Unfug beklagte, ſchalten, ſchlugen und traktierten ſie denſelben am allerärgſten.“

Daß es bei ſolcher Zügelloſigkeit des ſtudentiſchen Lebens auch nicht an argen ſittlichen Exzeſſen und Ausſchweifungen mangelte, kann nach alledem nicht wundernehmen. Zumal das Trinkweſen ging wohl auf keiner anderen Univerſität ſo arg im Schwange, als gerade in Jena. „Jetztund währet das Sauſen bis in die finſtere Nacht“, heißt es in Abels „Wohlerfahrenem Leibmedikus“, „da trinkt man erſtlich aus Durſt, danach aus Wolluſt, dann zur Trunkenheit und endlich, bis alle Vernunft gebrochen, man ganz toll worden, ja dem unvernünftigen Vieh gleich.“ In den akademiſchen Geſetzen kehren immer und immer die ſtrengſten Forderungen wieder, durch welche dem Ueberhandnehmen der Völlerei unter den Studenten geſteuert werden ſollte. Dabei bildeten ſich ſchon zu jener Zeit die bekannten Trinkmanieren heraus, die ſodann ſpäter als

„Jenenſer Bierkomment“ kodifiziert wurden und ſich von hier aus auch auf die andern Univerſitäten verbreiteten. Es wird berichtet, daß man förmliche disputationes zu Ehren des Bacchus abhielt. Die Zuhörer leerten dabei kleine Becher, der Opponent einen Humpen, womit er in dreifachem Schluck das jus objectionis darſtellte, während der Reſpondent durch dreimaliges Trinken dieſen naſſen Syllogismus annahm, der Präſes aber das übrige austrank.

Für Intereſſenten ſei beiläufig bemerkt, daß man zu jener Zeit



(Unveröffentlichtes Aquarell im Privatbeſitz.)

Jenenſer Studentenleben im 17. Jahrhundert.

1. Ankunft in Jena; 2. die Depoſition; 3. die Immatrikulation; 4. der Akzeßſchmaus.

außer dem einheimiſchen „Stadtbier“ und „Roſenbier“ ſich vornehmlich an Naumburger, Köſtritzer, Neuſtädter und Orlamünder Gebräu erlabte, während die Wohlhabenderen den Genuß des Rheinweins kultivierten, die Anſpruchsloſeren dagegen auch den — Branntwein nicht verſchmähten.

Mit dem lockern Leben ging ein leichtſinniges Schuldenmachen Hand in Hand. Die Haus- und Speiſewirte, ſamt Krämern und Handwerkern hatten ſich über manche empfindliche Einbuße zu beklagen und nicht ſelten kam es vor, daß die Schuldner ſich ihren Gläubigern ganz und gar „durch böswillige Flucht entzogen“. Einzelne, hiergegen erlaſſene Verordnungen, z. B. das Verbot, Studenten ohne Vorwiſſen des Rektors oder des Privatmagiſters Geld zu borgen, oder die Beſtimmung, daß Pferdeverleiher überhaupt nicht, die Wein- und Bierwirte aber den Studioſen nur bis zu einem Betrag von fünf Gulden zu kreditieren hätten, vermochten weder der heilloſen Pumpwirtſchaft der Muſenſöhne,

nach auch den damals ſchon keineswegs ſeltenen wucheriſchen Ausbeutungsverſuchen van ſeiten der „Manichäer“ Einhalt zu tun.

Daß unter ſatanen Verhältniſſen auch nicht van einem ſonderlich lobenswerten Studienfleiße die Rede ſein kounte, haben wir an anderer Stelle bereits geſehen. Die „goldene Jugend“ van dazumal erachtete es vielmehr als „Bärenhäuterey, fleißig ſein, und für ein adlig Werk, ſich närriſch, ſantaſtiſch, flägeliſch und räkeliſch ſtellen.“ Wenn ja auch von Anfang an ein jeder Studio ſeinen „Privatmagiſter“ an der Seite haben ſallte, der — in der Regel ein Profeſſor — ihm als Mentar mit Rat und Hilfe in litteris zu Hand zu gehen hatte, ſa ſtand dieſe Forderung zumeiſt auch nur auf dem Papiere. Die Profeſſoren, deren eigenes Beiſpiel nicht immer varbildlich war, erfreuten ſich überhaupt keiner ſonderlichen Achtung und Beliebtheit bei ihrer Studentenſchaft, welch letztere aft genug zu mehr aber weniger handgreiflichen Demanſtrationen griff. Sie brachte mißliebigen Dazenten Pereats und Katzenmuſiken, warf ihnen die Fenſter ein, aber ſuchte ſie durch bashafte Pasquille möglichſt verächtlich und lächerlich zu machen.

Nicht unintereſſant dürfte es ſein, an dieſer Stelle ein Wart über die ſagenannte Depositio einzuſchalten.

Es handelt ſich hierbei um einen zeremaniellen Akt, durch welchen der die Hochſchule beziehende „Beane“ aber „Bacchant“ (der heutige Mulus) zum Studenten gemacht wurde.

Eine Beſchreibung dieſer ſkurrilen Inſtitution gibt uns Herr Walfgang Carl Roſt, Depositor in Academia Jenensi:

„Es iſt das Deponiren eine gar bekannte Sache und van uralten Zeiten auf Akademieen bräuchlich geweſen, obgleich man nicht eigentlich ſagen kann, zu welcher Zeit ſolches ſeinen Anfang genommen. Die Abſicht derſelben iſt flugs aus dem lateiniſchen Wort: deponere ablegen, zu merken, nämlich der neue Studiaſus ſoll nunmehr ſein variges Weſen ablegen und ein andrer Menſch werden. Damit nun das Werk deſto beſſere Impreſſion in die Gemüter machen möge, ſa haben die Alten ſa abenteuerliche Instrumenta und Manieren mit Fleiß erfunden, wie denn die Untugenden und Laſter jener Zeit ſa beſchaffen ſind, daß ſie nicht häßlich genug vorgeſtellt werden können.

„Es ſind aber die Instrumenta aber Stücke der Deposition dieſe:

1) Der Huth mit Hörnern; 2) der Bacchantenzahn; 3) das Pater noster; 4) das graße Beil und Habel; 5) der Kamm, Scheere, Scheermeſſer und Seiſe, an etlichen Orten e. g. in Leipzig haben ſie dabei noch Ohrlöffel, Bahrer ꝛc.

Die Bedeutung derſelben iſt, allem Anſehen nach, folgende:

1) Der Huth mit Hörnern iſt ein Varbild eines frechen, wilden, unbändigen Gemüts, einem ſtößigen Ochſen gleich, der allenthalben mit Gewalt hindurch und nichts vertragen will. Dieſes Laſter hält nun der

Depositor dem neuen Studioso ziemendermaßen vor, zeigt deſſen Torheit und führt ihn dagegen zu Leutſeligkeit, Freudlichkeit, Geduld.

2) Der Bacchantenzahn iſt ein Vorbild eines Menſchen, der einem wilden Eber, beißenden Hunde, oder freſſenden Wolfe gleicht und wenn nun der Depositor denſelben Zahn von dem neuen Studioso ausnimmt, ſo ſollen auch alle wilde, beißende, freſſende qualitates mit ausgenommen ſein.

3) Das Pater Noster und deſſen Umthuung zielt zu erinnern, wie es ſeltſam laſſen würde, wenn ein Menſch mit ſolcher Tracht prangen und vor andern ſich brüſten wollte. Alle Hoffahrt und Kleiderpracht bekommt dadurch ihre Abfertigung.

4) Das große Beil und Hobel zielen auf die groben, ungeſchlachten, bäuriſchen mores und äußerliche Aufführung wider das decorum und höfliche Sitte; alſo ſoll ein Studiosus von den groben, ungeſchlachten moribus und Sitten erudirt d. i. ausgehauen und ausgehobelt werden, daß er nach der Deposition ein höflicher, artiger und manierlicher Studiosus werde.

5) Der Kamm, Scheere, Scheermeſſer bedeuten die Reinlichkeit des Leibes und der Kleidung. Die an andern Orten gebrauchten Ohr-Löffel und Bohrer haben ebenfalls ihre Deutung; jener auf Reinlichkeit des Ohres, dieſer auf Ausbeſſerung der Sitten, wie auch dadurch verſtanden wird, daß man durch Mühe und Fleiß in die Geheimniſſe der Natur gleichſam einbohren, dieſelben unterſuchen und erforſchen ſolle. Durch die Fragen wird Gelegenheit genommen, denen einbildiſchen Ignoranten die derbe Wahrheit unter die Augen zu reiben, dumme Köpfe zur Ausübung des Ingenii anzumahnen, hurtige Geiſter aber mit etwas gelinderer Art zur Schärfung des Verſtandes und Erlernung der Philoſophie, auf deren meiſte Disciplinen die Fragen eingerichtet ſind, anzureizen. —

Hieraus erſieht man alſo, was für eine unſchuldige, gute Abſicht die Deposition habe, darum thun diejenigen nicht wohl, die ſich eine allzu wunderliche Impreſſion davon machen. Inzwiſchen da dieſe einmal heutigen Tages vorwaltet, auch bei vorigen Zeiten manche ungebräuchliche Dinge untergelaufen ſein mögen, ſo hat man an manchen Orten den Ritum Depositionis entweder gänzlich aufgehoben oder denſelben dahin eingeſchränkt, daß man, wie auf hieſiger Akademie, die Inſtrumente nur zeigt, und deren Abſicht nebſt einer guten Erinnerung erklärt."

Die ganze Zeremonie wurde öffentlich und zwar von dem Dekan der philoſophiſchen Fakultät ausgeübt. An Stelle des anfänglich damit verbundenen Examens in Grammatik und lateiniſcher Sprache traten ſpäter allerlei poſſenhafte Vexierfragen. Z. B. was da auf lateiniſch heiße: ein Mäuſeloch? Antwort: „Mysterium"; die Jungfrauſchaft? Antwort: „Parenthesis"; eine Ohrfeige? Antwort: „Accidens, Recipe"; eine Liebſte? Antwort: „Cordiale" u. ſ. f. Die Bacchanten, die die erwartete Antwort nicht wußten, wurden in reichlichem Maße gezüchtigt.

Dieſe eigenartige Inſtitution blieb noch auf lange Zeit hinaus in Uebung, da die gering dotierte philoſophiſche Fakultät die damit verknüpften Einkünfte an Gebühren nicht miſſen zu können glaubte. Indeſſen durfte man ſich in ſpäteren Zeiten mit Geld davon loskaufen. —

Weitaus beſſer, als in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften war die Jenenſer Studentenſchaft in der Fechtkunſt beſchlagen.

Die Sitte des Degentragens hatte ſchon ſeit der Gründung des „akademiſchen Gymnaſiums“ in Jena Eingang gefunden. Bereits im

Wilhelm Kreußler.

Jahre 1550 wird eines Fechtmeiſters der Jenenſer Hochſchule gedacht. Mehr als einmal ſpielte zu Zeiten jener fortdauernden öffentlichen Exzeſſe der Degen eine unheilvolle Rolle, ſo daß in den Statuten von 1558 das Waffentragen wieder unterſagt wurde. Aber dieſe, ſowie alle ferneren Verbote blieben fruchtlos, da die akademiſche Jugend den Degen als ihr ausſchließliches Privilegium nicht fahren laſſen wollte.

Dabei bildete ſich, ungefähr zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, in Jena eine eigentümliche Stoßfechtkunſt aus.

Der Begründer dieſer neuen Schule war Wilhelm Kreußler, geboren 1597 zu Hadamar, der das Fechten bei den Markusbrüdern in Frankfurt a. M. erlernt hatte und vom Jahre 1620 ab privilegierter Fechtmeiſter in Jena war. Hier ſtarb er nach mehr als fünzigjähriger Wirkſamkeit im Jahre 1673.

Zwei ſeiner Söhne, Gottfried, und nach deſſen Tode Friedrich, ſind

ſeine Nachfolger geworden. Der Erſtgenannte, der ſich dreimal verheiratete, hinterließ fünfzehn Kinder, von welchen ſich Johann Wilhelm abermals der Fechtkunſt widmete und ſeinem Oheim Friedrich im Amte folgte. Dieſer und ſein Sohn Heinrich Wilhelm ſind die berühmteſten deutſchen Fechtmeiſter geweſen, und Johann Wilhelm war es, der als Schulmeiſter verkleidet auf dem Pagenfechtboden zu Dresden zuerſt den Pagen, dann dem Fechtmeiſter und ſchließlich König Auguſt dem Starken, der von dieſem rabiaten Schulmeiſter gehört hatte, ſo hart zu Leibe ging, daß der König ausrief: „Schwarzer Kerl, du biſt Kreußler aus Jena oder der Teufel!“ Worauf Kreußler antwortete: „Der erſte in Perſon, Ihro Majeſtät zu dienen.“

Auch in ſeinem Sohne Heinrich Wilhelm lebte das Fechtgenie der Familie fort, ſo daß er den Trieb nicht unterdrücken konnte, ſich unbekannt einmal mit dem eignen Vater zu meſſen.

Eines Abends ſtellte er ſich daher, als wenn er frühzeitig zu Bette gehen wollte, ſchlich ſich aber mit Hut und Degen auf die Straße und rief mit verſtellter Stimme unterm Fenſter: „Heraus, alter Kreußler, wenn du ein Herz haſt! Hier iſt einer, der's mit dir aufnimmt.“ Der Vater focht mit ihm. Aber ſchon nach ein paar Gängen rief er: „Alle Teufel, ſo ficht nur ein Kreußler! Heinz, unverſchämter Junge, willſt du zu Bette!“

Die berühmte „Kreußlerſche Schule“ ſtarb ſchließlich mit dem aus Jena gebürtigen Fechtmeiſter Bauer im Jahre 1842 aus. Von dieſer Zeit ab wurde nur mehr auf Hieb gefochten. —

Die Blüte der Fechtkunſt brachte in naturgemäßer Folge auch ein Ueberhandnehmen des Duellunweſens mit ſich. Oeffentliche Zweikämpfe, oft mit tödlichem Ausgang, waren an der Tagesordnung. Harte Strafen wurden dafür angedroht, fruchteten aber nichts. Die Renkontres wurden vielmehr abſichtlich und gewaltſam herbeigeführt. Mit „Karbatſchen“ (Hetzpeitſchen) überlieſen ſich die Studioſen in den Wohnungen wie auf offener Straße, um allſogleich den Degen zu ziehen und die Affaire zum Austrag zu bringen. Eine zeitgenöſſiſche Abbildung zeigt einen Jenenſer Studio, mit der Hetzpeitſche umgürtet und den Schläger in der Hand, wie er renommiſtiſch ausruft: „Den ſoll das Wetter holen, der ſich moquiert!“

Von dem Rufe, in welchem Alt-Jena als Raufneſt zu jener Zeit geſtanden, gibt der ebenſo bezeichnende als bekannte Vers Kunde:

Wer von Leipzig kommt ohne Weib,
Von Halle mit geſundem Leib,
Und von Jena ungeſchlagen,
Der hat von großem Glück zu ſagen! —

An dieſer Verrohung des ſtudentiſchen Lebens trug einen großen Teil Schuld der Pennalismus, der ſich innerhalb der damals bereits beſtehenden Verbindungen üppig zu entwickeln begann.

Das ſtudentiſche Verbindungsweſen ſtand mit ſeinen erſten Anfängen auf dem Boden des Nationalismus. Bei dem Bedürfnis eines geſellſchaftlichen Zuſammenſchluſſes in engerm Kreiſe lag es nahe, daß die aus einem Lande ſtammenden Studioſen ſich auf Grund eigner Statuten und unter Leitung von „Senioren“ zu einer „Nation“ (Landsmannſchaft) zuſamentaten, als ſolche ihre beſonderen Farben und Abzeichen trugen und zu gewiſſen Zeiten ihre ſolennen Feierlichkeiten (Hochſchmäuſe, Acceßſchmäuſe) abhielten. Alles mit dem offen ausgeſprochenen Zweck: Liebe und Freundſchaft unter ſich zu befördern, namentlich aber, um „hinführo den kranken und notleidenden Studenten behülflich zur Hand zu gehen, und, wenn Einer ihrer Mitglieder etwa verſterben ſollte, denſelben ehrlich begraben zu können“.

Innerhalb dieſer Verbindungen bildete ſich nun jene eigenartige, den ſtudentiſchen Altersgraden angepaßte Rangordnung heraus, welche den älteren Semeſtern ein autoritatives und exekutives Uebergewicht über die Jüngern einräumt und ſich bis heutigentags in dem Verhältnis der „Füchſe“ zu den „Burſchen“ erhalten hat. Dieſe Unterordnung mag daraus entſtanden ſein, daß, wie wir bereits geſehen haben, jeder neueintretende Student ſeinen eigenen Privatmagiſter haben ſollte und, in Ermanglung eines willigen Dozenten, ſich einen älteren Kommilitonen hierfür auserſah. Statt aber der einem ſolchen Amt entſprechenden Mentorpflicht nachzukommen, ſpielten die älteren Studenten, die „Schoriſten“, ſich in der herriſchſten und gewalttätigſten Weiſe gegen die ihnen anempfohlenen Neulinge, die „Pennale“, auf, die ſie lediglich als ihre Prügeljungen betrachteten und behandelten. Die Letzteren, in der Regel mit den niedrigſten Schimpf- und Spottnamen „Rappſchnäbel“, „Mutterkälber“, „Feixe“, „Spulwürmer“, bedacht, mußten, anſtatt auch nur im geringſten mit ihren Studien ſich beſchäftigen zu können, die gewöhnlichſten Dienſtleiſtungen für die Schoriſten verrichten, ihre Schuhe putzen, Bier und Eßwaren beiſchleppen und dafür die ärgſten Mißhandlungen, Maulſchellen und Stockſchläge in Kauf nehmen. Sie wurden ſogar gezwungen, zu ganz beſonderem Ergötzen ihrer Peiniger, den ſogenannten „Schwedentrank“, ein Gemiſch aus Wurſt, Brod, Brennneſſeln, Ziegelmehl, Tinte, Senf, Butter, Nußſchalen, Salz und Kot, zu ſich zu nehmen, ſo daß ſie Blut ſpieen. Einer der Armen, ein Studioſus Palmann, wurde von drei Schoriſten auf ſeiner Stube in ſolcher Weiſe gequält, daß er in ſeiner Angſt aus dem Fenſter ſprang und ſich hierbei den Tod holte.

Ein charakteriſtiſches Bild von dem Leben und Treiben eines Jenenſer Schoriſten findet ſich in einer zeitgenöſſiſchen Rede des Profeſſors Wolfgang Heider.

„Das öffentliche Kollegium beſucht der Schoriſt entweder niemals, oder gar zu langſam: er höret keine Lektionen. Bisweilen lauſcht er vor der Thür, keineswegs, daß er etwas notwendiges lernen wollte, ſondern damit er etliche Sprüchlein auffaſſen und danach unter ſeinen

Rottburſchen und Zechbrüdern erzählen, der Profeſſoren Stimmen, Reden und Geberden nachaffen und zum Gelächter befördern möge. Bisweilen ſpazieret er haußen auf dem Saal und redet mit ſeinen Geſellen von Narrenpoſſen . . . . Früh ſchläft das zarte und liebliche Brüderlein bis um neun, darnach aber, wo etwas Zeit bis zum Mittags-Mahl übrig, bringet er ſolche zu, die Haare zu kämmen, zu krümmen, zu putzen, zu reiben, oder doch die Sauf-Pfinne in dem Geſicht auszudrücken. Wenn er ſich zu Tiſch ſetzet, iſſet der Unmenſch wenig, denn der geſtrige und raſende Rauſch will es nirgend geſtatten, und, weil alle Sinne beſtürzet,

Unveröffentlichtes Aquarell aus Privatbeſitz.

Schoriſt und Pedell.

die Natur nicht leiden. Unterdeſſen ſchüttet er von ſich ein vollen Wuſt von tölpiſchen Stockereien, von garſtigen Unflätereien, zwar dergeſtalt, daß, ſobald er ſeine übelriechende Goſchen öffnet, alle Knaben und Mägdlein davonlaufen, damit ſie nicht von dem Atem des peſtilenzhaften Siechen angeſtecket werden . . . . Nach Mittag ſchläffet entweder das faule Murmeltier und Meer-Kalb, oder wandelt mit ſeinem Jungen umher in den nächſten Waydich, oder ſitzet in gemeinen Trinkzechen und rüſtet ſich alſo zu den annahenden Nacht-Scharmützeln, daß man auch dazumahl, wie tapfer und friſch er ſich halten werde, abmerken kann. Derhalben, wenn er nun ſein Cloak mit Wein und Bier ſehr wohl beſeuchtet, und auf den Gaſſen, auch in den Gemachen ſtill worden, als dann erhebet er mit großem Krachen der Pfoſten und Türen, bricht los, wo er nur geſtecket, gewapnet und von ſeinem Jungen begleitet. Da hat man ein wunderlich Schrecken- und Trauerſpiel von Rülzen, Grülzen,

Rauſchen, Schreyen, Wüten, Steinhauen und Werfen, und noch viel mehr Stücke . . . . Wenn zwiſchen ihm und ſeinen Sauſbrüdern ein Zank entſtanden; wenn er an die Pflaſterſteine anſtößt; wenn einer dem andern antwortet, ſo flucht er ſiebenhundert tauſend Sakramenter. Wo er einen Feind merket, ſo ſpringet er mit Füßen an die Thore, wirft mit Steinen in die Fenſter und ſchüttet allerhand Schmähungen und Läſterungen aus. . . . Auf ihren Stuben hat es alſo ausgeſehen: Wenige Bücher waren vorhanden, und was da war, das lag unter der Bank, oder es waren Zauber- und Amadiſiſche Fratzen. An der Wand ſah man etlich Dolche und Sticher, die nicht viel wert waren, um ſolche dem Rektori auf den Notfall einzuhändigen; etliche Büchſen, Panzer und eiſerne Handſchuhe; Wämſer, die einwendig mit Wergk, Baumwolle, Haar und Fiſchbein dicht ausgeſtopfet und vermachet waren, daß, wenn es zur Fauſt geraten, ſie den Stich deſto beſſer aushalten konnten. Man ſahe große Humpen und Gläſer, Karten, Brettſpiel und Würffel. Ferner etliche Schriften, worauf angemerket, daß dieſer oder jener daſelbſt niedergeſoffen worden, andere, da ſie nur Däuſe gehabt, dennoch den Stich verſpielt, welches ſie mit eigner Hand bekräftigt hatten. . . . Endlich ſcheidet der Schoriſt von der Univerſität, faſt allezeit ſchattengelb, mager, halbäugig, hinkend, zahnlos, mit Narben und Hafften durch und durch geflicket."

In wiederholten Erlaſſen und Edikten haben die Univerſitätsbehörden verſucht, dieſem Unweſen Einhalt zu tun, ohne den Zweck zu erreichen. Auch die „Pennale" ſelbſt haben ſich mehr wie einmal gegen dieſen wüſten Despotismus der Schoriſten aufgelehnt. Es war zu mehrfachen öffentlichen Tumulten darüber gekommen, ſo daß der Herzog ſich genötigt geſehen hatte, nicht bloß ein eignes Kommando Reiterei und Fußvolk mit zwei Geſchützen nach Jena zu ſenden und ſowohl die Bürgerwehr, wie das Landvolk aufzubieten, ſondern ſelbſt in eigner Perſon zu intervenieren und die ſtrengſten Beſtrafungen eintreten zu laſſen.

Endlich ſiegte Vernunft und gute Sitte. Ein letztes ſtrenges Patent vom 2. Juli 1661, wegen „Abſchaffung des verflucht und ärgerlichen Pennalismus, der ſo viel Seelen geiſt- und leiblicher Weiſe ermordet hat" machte dem Unweſen endgiltig den Garaus. —

Die alten Nationalitätsgemeinſchaften (Landsmannſchaften) beſtanden ungeachtet der Ausrottung des Pennalismus weiter. Zwar waren auch ſie, ſowie das Tragen eigner Farben und Abzeichen, als zur Rottierung und Leichtfertigkeit Anlaß gebend, ſchon mehrfach dem Aufhebungsgebot verfallen. Aber alle Verordnungen und Verbote vermochten die beſtehenden Vereinigungen nicht zu unterdrücken. Vielmehr traten dieſe bei dem zu Ende des ſiebenjährigen Krieges am 2. Mai 1763 gefeierten Friedensfeſt, bei welcher Gelegenheit man die Einrichtung getroffen hatte, „daß die ungemein große Geſellſchaft der Studierenden für diesmal nach der geographiſchen Verſchiedenheit ihres Vaterlandes in beſondern Abteilungen zuſammenträte", als geſchloſſene Gruppen vor aller Öffentlichkeit in die

Erſcheinung und erhielten hierdurch eine ſtillſchweigende behördliche Sanktion.

Wir begegnen hierbei den nachbenannten Landsmannſchaften und Farben: 1) den Mecklenburgern, hellblau und purpur; 2) den Moſellanern, weiß und grün; 3) den Kurſachſen, perlfarben und carmoiſin; 4) den Hannoveranern, grün und blau; 5) den Holſteinern, ſcharlach und weiß; 6) den Kur-Livländern, weiß; 7) den Weimaranern, Eiſenachern, Erfurtern, himmelblau und ponceau; 8) den Siebenbürgen, ſchwarz und weiß; 9) den Franken in zwei Abteilungen, blau und weiß bezw. grün und rot; 10) den Pommern, zitronengelb; 11) den Altenburgern, roſenrot und gelb; 12) den Schwaben, gelb und ſchwarz; 13) den Meiningern und Hennebergern, grün und ſchwarz; 14) den Jenenſern, rot-grün-weiß; 15) den Gothaern, ponceau und gelb. —

Außer dieſen nationaliſtiſchen Verbindungen hatten bereits ſeit Mitte des 18. Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo eine Sucht nach Geheimbündelei unter allen Volksklaſſen graſſierte, auch die geheimen Orden Eingang in die Jenenſer Studentenſchaft gefunden.

Als einer der erſten war, von Rheinländern und Moſellanern, der Amiciſtenbund gegründet worden, welchem ſich bald eine Reihe anderer, Lilienorden, Faßbinderorden, Kreuzorden, Harmonie, Concordia, l'Espérence, zum Teil aus dem Lager der Landsmannſchaften ſtammend, anſchloſſen. Ihre äußeren Formen und Kennzeichen entnahmen ſie dem damals in höchſter Blüte ſtehenden Freimaurertum und unterſchieden ſich durch buntfarbige Kokarden nebſt beſtimmten myſtiſchen Symbolen, Buchſtaben und Wappen. So hatte z. B. der genannte Amiciſtenorden die Deviſe: „Amitié“, und den Ordenswahlſpruch: „Vivat amicitia, fructus honoris“, welcher durch die geheimnisvollen Buchſtaben V. A. F. H. oder auch V. A. monogrammartig verſchlungen, ausgedrückt und den an orangefarbenen Bändern getragenen metallenen Ordenskreuzen eingraviert zu werden pflegte. Hierin finden wir den Urſprung der heutigen Verbindungszirkel und -deviſen.

Von den Landsmannſchaften unterſchieden ſich die geheimen Orden darin, daß ſie von den Mitgliedern nicht die Zugehörigkeit zu einer beſtimmten Nationalität, wohl aber unzertrennliche Freundſchaft und gegenſeitige Unterſtützung für alle Lebenszeit verlangten.

Auch gegen die geheimen Orden ſchritten die Univerſitätsbehörden mit ſcharfen, vielleicht zu ſcharfen Erlaſſen ein. Sie warfen ihnen vor, daß ſie zu üblen Nachreden für die Akademie Anlaß gäben, zum Zeitverderb und zu unnötigen Ausgaben, ſowie zum Mißbrauch des Namens Gottes bei Ablegung des Ordenseides Gelegenheit böten, ſowie zu vielen anderweiten Unordnungen und Aergerniſſen beigetragen hätten. Alle dieſe Unterdrückungsverſuche hatten, wie gewöhnlich, nur den entgegengeſetzten Erfolg. Die Orden umgaben ſich mit noch größerem Geheimnis und entwickelten ſich unter dem Reiz des Verbotenen und der Propaganda

des Märtyrertums um ſo lebenskräftiger. Je mehr man ſich Mühe gab, ſie auszurotten, in deſto höherem Maße wuchs ihr Anſehen und deſto größeren Zuwachs hatten ſie.

Noch in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts beſtanden in Jena folgende geheime Orden:

1) Die Schwarzen Brüder, „eine ſeyn ſollende Branche eines größeren Ordens, der viele Grade hat", ein Orden, deſſen Mitglieder durch „Geſetztheit und Sittlichkeit" ſich von jeher auszeichneten und ſchon lange an der Abſchaffung der Duelle auf den Univerſitäten gearbeitet, Fleiß, Ordnung und „artiges Betragen" ſich zur Aufgabe gemacht und die Einnahmen ihres Bundes zum Teil „zu ſehr edlen Zwecken" angewendet haben ſollen; 2) die Conſtantiſten, die gleichfalls in ziemlichem Anſehen ſtanden; 3) die Unitiſten, welche durch beſondere Sorgfalt der Kleidung ſich auszeichneten und ſonderlich darauf ausgingen, möglichſt viel reiche und vornehme Mitglieder an ſich zu feſſeln; 4) die Amiciſten, die wohl von allen am übelſten beleumundet waren, wenn man folgendem zeitgenöſſiſchen Zeugnis Glauben ſchenken kann: „So wie jemand in ihre Geſellſchaft tritt, ſollte man ihn gleich nach Neu-Holland einſchiffen laſſen; denn in eben dem Augenblick ſcheidet er von aller Moralität und Sittlichkeit, die er, wenn es gut geht, unter der Zucht eines Corporals wiedererhält. Sie iſt die Schule tüchtiger Rauſer und Schläger und hat die Politik, ſich immer gerade bei ſolchen Profeſſoren einzuſchmeicheln, deren Beifall ſich vermindert hat. Bei dieſen wird ein echter Amiziſt gewiß alle ſeine Collegien hören. Im Werben brauchen ſie, wenn andre Mittel nicht anſchlagen, wohl auch Gewalt."

Im allgemeinen läßt ſich ein ſittlichender Einfluß der geheimen Orden auf den ſtudentiſchen Geiſt nicht wohl verkennen.

„Sie leiſteten der Civiliſierung unſerer Akademieen wichtigere Dienſte, als alle Geſetze", ſo heißt es in einer zeitgenöſſiſchen Briefſammlung, „die Brüder derjenigen Verbindung, welche ſich am fleißigſten und am ordentlichſten betrugen, waren angeſehener als die übrigen Studenten; ſie bekamen beſſere Leute, die unter ſie aufgenommen zu werden ſuchten; viele fanden Beſchäftigung, und, dankbar dafür, intereſſierten ſie ſich auch nach vollbrachter akademiſcher Laufbahn noch für ihre Verbindung. Dieſe Vorteile beizubehalten, zwangen ſie auch diejenigen zur Ordnung, die von Natur nicht viel Anlage dazu hatten. Der Geiſt ihrer Geſetze, obgleich im Anfang nur auf den Schein abzweckend, veränderte ſich allmählich. Wer bisher nur aus Convenienz ordentlich geweſen war, ward es bald aus Gewohnheit, und nach und nach aus Grundſätzen. Ein trefflicher Wetteifer entſtand zwiſchen den edleren Orden, und die Moralität gewann dadurch."

Trotzalledem ſtand im 18. Jahrhundert, namentlich innerhalb der Landsmannſchaften, das Renommiſtentum immer noch in hoher Blüte, wenn auch ſchon die Spuren eines geſitteten Lebens ſich deutlich be-

merkbar machten. Die Herren Studiosen liebten das Commersieren auf offenem Markte, betrieben mit lustigem Eifer das Kutschieren, Reiten, Saalefahren, das Ständchenbringen und Abbrennen von Feuerwerk, maskierte Aufzüge und nächtliche Schlittenfahrten mit Fackelbeleuchtung, mit einem Worte eben alle jene Dinge, die Aufsehn erregen und beweisen konnten, wie gleichgiltig ihnen die Philisterwelt war.

Vor allen Dingen fand in den Landsmannschaften, sowie in den geheimen Orden, welche die Wahrung der Ehre mit der Waffe in der Hand als Kardinalgesetz aufstellten, das Duellwesen immer noch eine feste Stütze. Sowohl in Schank- und Gastlokalen, wie in Privathäusern wurde wacker gefochten. Zumal das Wedelsche Haus hinter der Stadtkirche hatte aus diesem Grunde den Namen „Mordgrube" empfangen. Auch die Dörfer der Umgegend oder das verschwiegene Rauhtal bei Zwätzen wurden immer öfter zur Wahlstatt blutiger, nicht selten tödlicher Zweikämpfe auf Stoßdegen oder Säbel. Gelegentlich brachte man die Affären sogar auf offenem Markte, in einem schnell gebildeten Kreise von Kommilitonen, zum Austrag. Noch weiß man von einem Ratsherrn zu erzählen, der von dem Degenklirren ans Fenster gelockt, in einem der Duellanten seinen eigenen Sohn erkannte und ihm zurief: „Fritz, halte dich brav! Du sollst auch einen neuen Rock haben!"

An öffentlichen Demonstrationen und Tumulten war gleichfalls noch im 18. Jahrhundert kein Mangel, wenn diese auch bereits in weniger brutalen, sondern mehr ins Uflige schlagenden Formen sich abspielten.

So sah sich u. a. die akademische Jugend veranlaßt, um das Recht des Schlafrocktragens auf der Straße und im Kolleg einen leidenschaftlichen Kampf zu führen. Gegen dieses angestammte Requisit der akademischen Freiheit hatte zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein fürstliches Reskript Einspruch erhoben. Daraufhin zog die gesamte Studentenschaft „unter greulichem Tumult" von der Landfeste her durch die Stadt und trug als Panier an langer Stange den „relegierten Schlafrock" im Triumph vor sich her.

Auch die Verteurung eines der notwendigsten akademischen Lebensbedürfnisse, nämlich des Bieres, gab zu wiederholten Malen den erregten Musensöhnen Veranlassung zu borstigen Remonstrationen. Unter den damals in Jena am meisten getrunckenen Biersorten befand sich der sogenannte „Klatsch", das einheimische Stadtbräu, welches jedoch den Herren Studiosis nicht sonderlich nach Geschmack gewesen zu sein scheint und deshalb von ihnen der „Bürgerschaft und dem niederen Volke" neidlos überlassen wurde. Ihm zogen sie den „Dorfteufel", d. i. das auf den umliegenden Bierdörfern gebraute Weißbier, bei weitem vor, unter dessen verschiedenen Kreszenzen wiederum das „Menschenfett", das durch seinen hohen Malzgehalt sich auszeichnende Ammerbacher und Cospedaer Gebräu sich besonderer Gunst erfreute. Da nun die dörflichen Brauherren sich eines Tages erkühnt hatten, den Preis für ein Maß Bier von drei auf

vier Pfennige zu erhöhen, kam es vom 31. Juli bis 4. Auguſt 1712 zu einem erbitterten Bierkrawall, in deſſen Verlauf den Bauern das wertvolle Naß gewaltſam konfiſziert und auf offenem Markte pro fisco verzapft wurde. —

Der ſogenannte Brottumult am 19. Juli 1756 entſtand dadurch, daß bei der damaligen Höhe der Getreidepreiſe dieſelben durch mehrere Bäcker nicht allein noch mutwillig geſteigert, ſondern überhaupt nicht hinlängliches Brot gebacken wurde.

Es vereinigten ſich daher am genannten Tage abends nach neun Uhr eine bedeutende Anzahl von Studenten am ſogenannten „Kreuz", von wo ſie durch die Krämergaſſe nach den verſchiedenen Backhäuſern zogen, daſelbſt die Fenſter einwarfen, das Brot wegnahmen und unter das Publikum verteilten.

Die Kantate, zu welcher dieſer Vorfall Veranlaſſung gab und welche mit Muſikbegleitung aufgeführt wurde und im Druck erſchien, möge des Kurioſums halber an dieſer Stelle folgen.

Rezitativ.

Philiſter: Was für ein Lärm betäubt mein Ohr?
Wie? brennt's? Oder kommt der Feind vors Tor?
Nein, nein, es ſind die tapfern Muſenſöhne,
Die vom gerechten Eifer eingenommen,
Um Brot zu ſchaffen, ſind zuſammenkommen.
Hört, welch ein furchtbares, doch reizendes Geſchrei!

Tutti.

Burſche: ça donc, ça donc etc.

Rezitativ.

Bäcker: Was ſoll das bedeuten?
Will man uns armen Leuten
So Thür und Fenſter ſtürmen?
Ihr Schnurren*), kommt, helft uns beſchirmen!

Soldaten: Wir dürfen nicht,
Bis der Commandante ſpricht:
Steht den Philiſtern bei!
Weil aber dies noch nicht geſchehen,
So können wir nicht mit Euch gehen.
Schafft größer Brot, ſo ſeid ihr frei.

---

*) Mit dieſem Namen bezeichnete man die Mannſchaft der früheren Garniſon, welche bei Tumulten zu Hilfe gezogen und mit Springſtöcken und Fangeiſen bewaffnet waren. Die Springſtöcke beſtanden in langen hölzernen an den Enden mit Eiſen beſchlagenen Stöcken, welche ſie den Fliehenden in die Füße warfen, um ſie zum Fallen zu bringen; die Fangeiſen in zwei eiſernen, auf einer Stange befeſtigten Armen, wovon der eine durch eine Schnur zu bewegen war, ſo daß man damit den Gegner um den Leib oder Arm faſſen konnte.

Arie.

Burſche: O glücklicher Tumult!
Da die ſonſt verhaßten Schnurren
Wider die Philiſter murren,
Die ſonſt, wenn der Burſche rief:
„Pereat! Philiſter tief!“
Gleich mit Sprungſtock und Granaten
Allezeit ihr beſtes taten..
Welch ein Wunder aber, heute
War es ihre größte Freude,
Wenn der Burſche öfters rief:
„Pereant! Die Bäcker tief!“

Tutti.

Sic vivamus, wir Studenten!
Vivat, wer nach Steinen greift,
In die Fenſter kanonieret;
Aber wer vor Schnurren läuft,
Und doch Burſchen-Namen führet,
Dieſen ſoll der Henker holen!
Pereat, wer furchtſam läuft
Vivat, wer nach Steinen greift!

Rezitativ.

Bäcker: Daß Gott erbarm!
Gram und Harm
Rührt mein beklemmtes Herz.
Die Hoffnung aller Hülfe iſt verloren,
Man predigt tauben Ohren!
Doch Himmel, du weißt unſern Schmerz
Und wirſt uns nicht vergeſſen,
Und unſern Feind mit gleichem Maße meſſen.

Burſche: Du triffſt das rechte Fleck!
Jetzt ſteckt der Karrn im Dreck!
Nun denkſt du erſt an Himmel,
Du dummer Lümmel?
Weißt du denn nicht den Spruch?
Er ſtehet in der Bibel:
Geiz iſt die Wurzel aller Uebel!
Haſt du denn nicht daran gedacht,
Da du die Brote haſt zu klein gemacht?

Arie.

Burſche: Drum Brüder, greift nur tapfer an,
Laßt keine Scheibe ſtehen;
Es werfe, wer da werfen kann,
Eh' wollen wir nicht gehen,
Bis man kein Glas mehr klingen hört,
Weil niemand unſre Luſt verſtört.

Rezitativ.

Pedell: Die Herren belieben ſich nach Hauſe zu begeben,
Und zwar ohn' alles Widerſtreben,
Sonſt wird man mit Gewalt
Gewalt vertreiben müſſen,
Und wer gefangen wird, der muß für alle büßen.
Drum will ich Ihnen treulich raten,
Ein jeder geh' nach Haus und hüte ſich vor Schaden.

Tutti.

Burſche: Gute Nacht, fidele Brüder.
Legt euch auf die Federn nieder,
Bis die Morgenröte lacht.
So lange werden Eure Taten
Sich durch den Ruin verraten,
Bis der Tiſchler neue Laden
Und der Glaſer Fenſter macht.
Liebe Brüder, gute Nacht! —

Nicht minder ergötzlich lieſt und erzählt ſich die Geſchichte des großen Auszugs der Jenaiſchen Studentenſchaft im Jahre 1792.

In akademiſchen Kreiſen war damals eine Bewegung im Gange, die ſich der Abſchaffung des Duellunweſens und den Erſatz desſelben durch einen neuzuerrichtenden Ehrenkodex der Studentenſchaft zum Ziel geſetzt hatte. Dieſes, namentlich aus Ordenskreiſen hervorgegangene Beſtreben ſcheiterte jedoch an der mißgünſtigen Haltung der Univerſitätsbehörde, die nicht auf den Ruhm verzichten wollte, das alte Unweſen von ſich aus durch drakoniſche Gewaltmaßregeln aus der Welt zu ſchaffen. So herrſchte ſowohl unter den Anhängern als unter den Gegnern des Zweikampfes eine tiefgehende Verſtimmung. Der derzeitige Prorektor Ulrich tat das Menſchenmögliche, um die Verbittrung noch zu ſchüren. Nicht genug, daß er mit rückſichtsloſer Strenge gegen die Verbindungen vorging, in denen das Duell noch ſeine Heim- und Pflegeſtätte hatte; er leiſtete ſich auch die denkbar gröblichſte Verletzung der „akademiſchen Freiheit", indem er das Kommerſieren, das Singen in den Häuſern und auf der Straße, das Tabakrauchen auf dem „Graben" und die Abhaltung des „Hoſpizes" innerhalb der Stadt unterſagte. Die natur-

gemäße Folge war, daß die in ihren heiligſten Gefühlen verletzte akademiſche Jugend ihrem Oberhaupte das übliche Mißtrauensvotum in Geſtalt einer „Fenſterkanonade" ausſtellte und einen Studenten, Politzow, der als Spitzel des Prorektors bekannt war, fürchterlich verprügelte.

Da jedoch der verärgerte Prorektor hiernach nur deſto widerhaariger wurde und ſogar zum „Schutze der öffentlichen Ordnung" ein weimariſches Militärkommando forderte, ſo faßte man in einer von achthundert Mann beſuchten Studentenverſammlung den einſtimmigen Beſchluß, die ungaſtliche Muſenſtadt zu verlaſſen.

Am Morgen des 19. Juni fand ſich die geſamte akademiſche Jugend im „Paradieſe" ein und ordnete ſich, mit wehenden Fahnen, nach Landsmannſchaften, zum Auszug. Voran die Livländer, deren Vertreter Dahl die Seele des ganzen Unternehmens war und deren glänzendweißes Banner die Inſchrift trug: Vivat libertas academica!

Mit klingendem Spiele ging es über den Markt durch das Johannistor zur Stadt hinaus, auf Weimar zu. Dort war man indeſſen ſtramm auf dem Poſten, hatte die großherzoglich ſächſiſche Haupt- und Reſidenzſtadt in Verteidigungszuſtand verſetzt, die Torwachen verſtärkt und mit ſcharfen Patronen verſehen, ja ſogar einige Kanonen aufgefahren. Der heranrückende Feind verzichtete jedoch großmütig ſowohl auf einen kecken Sturmangriff wie auf eine langweilige Belagerung, ſondern zog es vor, von außen um die Stadt herum auf der Erfurter Landſtraße weiter zu marſchieren. Während die Weimaraner erleichtert aufatmeten, langte der Haufe, über fünfhundert Mann ſtark, in dem weimariſchen Dorfe Nohra an und ſchlug daſelbſt, von Hunger und noch größerem Durſte geplagt, ſeine Quartiere auf. „Und das Volk hauſte daſelbſt", ſo heißt es in einem ulkigen zeitgenöſſiſchen Bericht, „drei Tage lang; denn es war hier gut ſein, und ſie hatten Geiger und Pfeifer aus dem gelobten Lande und tanzten in Reigen und aßen und tranken und waren fröhlich und guter Dinge."

Von Nohra aus wandten ſich die wiſſensdurſtigen Jünglinge an den Kurator der benachbarten Univerſität Erfurt, Freiherrn von Dalberg, um daſelbſt für ihr ferneres Studium Unterkunft zu finden. Dalberg ſagte zu. Die ſchwindſüchtige alma mater Erfortensis freute ſich bereits auf den willkommenen Zuwachs.

So weit ſollte es jedoch nicht kommen. Nicht bloß der hochweiſe Senat zu Jena, ſondern auch die weimariſche Landesregierung hegte Bedenken, den Bogen allzu ſtraff zu ſpannen. Man knüpfte aus eignem Antrieb Verhandlungen mit den Vertretern der einzelnen Landsmannſchaften an, verſprach gewiſſenhafte Unterſuchung aller Beſchwerden, Abzug des Militärs, ſofern die Herren Studenten ſich ruhig und gefittet benehmen würden, und allgemeine Amneſtie. Der unbeliebte Prorektor wurde allerdings nicht, wie die Studentenſchaft verlangt hatte, mit Schimpf und Schande abgeſetzt, aber doch von den weiteren Unterſuchungen entbunden.

Im Triumph ging der Rückmarsch vor sich. Auch die großherzogliche Haupt- und Residenzstadt öffnete diesmal furchtlos ihre Tore und ließ den fröhlichen Zug vermittelst einer Bande weimarischer Stadtmusikanten, die einen eigens zu diesem Zwecke komponierten Marsch bliesen, unter wehenden Fahnen durch die Straßen geleiten. Im Mühltal wurden die Ankömmlinge von den in Jena zurückgebliebenen Kommilitonen und den Vertretern der Bürgerschaft feierlichst willkommen geheißen, während sich bei der Oelmühle die gesamte Einwohnerschaft aufgestellt hatte, um die schmerzlich Entbehrten mit Böllerschüssen, Jubel- und Musikgetön durch das Johannistor wieder auf den Markt zu geleiten. Unter Vivatrufen auf die fürstlichen Beschützer der Universität, auf die wohlgesinnten Dozenten, die akademische Freiheit und den wackern Anführer Dahl löste sich die Sache in Wohlgefallen auf. Die sämtlichen Fahnen des Auszuges aber wurden zum ewigen Andenken im Kollegiengebäude untergebracht. —

Die alte Burschenschaft.

Einen glänzenden Aufschwung nahm das studentische Leben, als erst einmal die Sonne der großen klassischen Zeit über Jena geleuchtet und die Edelsten, Besten der deutschen Jugend daselbst versammelt hatte.

Noch kurz zuvor erschien, nach gleichzeitigen Zeugnissen, der Jenenser Student alles in allem „als ein Wesen, dessen Garderobe gewöhnlich in einem Ueberrock, einem Kollet und einem Paar ledernen Beinkleidern bestand, das einen großen durchlöcherten Hut und verhältnismäßige Stiefel trug, eine ausnehmende Geschicklichkeit besaß, eine halbe Tonne Bier in einer Sitzung hinunterzugießen, jeden der ihm zu nahe kam, hinter die Ohren schlug und bereit war, die Sache gleich auf der Stelle auszumachen. Seine Sprache war ein Gemisch von eignen Kunstwörtern, sein Ideal der Vollkommenheit ein vollendeter Schläger, und das niedrigste Geschöpf ein Mensch, der nicht Lust hatte, sich jeden Augenblick um nichts zu raufen und der sich in seiner Kleidung einer gewissen Sauberkeit und Eleganz befliß." Goethe selbst sah zu jener Zeit die Jenenser Studenten nur ungern in Weimar und suchte sie im dortigen Theater auf alle mögliche Weise kurz zu halten.

Mit Schillers Eintritt in das akademische Leben kam ein neuer Geist über die studierende Jugend. Gleich bei seinem ersten Auftreten ehrte sie in ihm den Genius, der dem deutschen Namen einen neuen Glanz verlieh, und dieses Gefühl der Ehrfurcht sprach sich in einer Weise aus, die für Schiller selbst eine hocherfreuliche Genugtuung bedeuten mußte. Schon seine Gegenwart trug dazu bei, Ton und Benehmen der

Jugend zu veredlen und zugleich einen wiſſenſchaftlichen Feuereifer zu entzünden, der ſelbſt Goethe, wie er an Knebel ſchreibt, in Erſtaunen ſetzte.

Solche Worte namentlich, wie ſie Schiller in ſeiner akademiſchen Antrittsrede an die Studierenden richtete, konnten eines nachhaltigen Eindrucks nicht verfehlen:

„Es iſt keiner unter Ihnen allen, dem die Geſchichte nicht etwas wichtiges zu ſagen hätte; alle noch ſo verſchiedenen Bahnen Ihrer künftigen Beſtimmung verknüpfen ſich irgendwo mit derſelben; aber Eine Beſtimmung teilen Sie alle auf gleiche Weiſe miteinander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — ſich als Menſchen auszubilden — und zu dem Menſchen redet eben die Geſchichte. . . . Zu allem, was der Brotgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außen her borgen: der philoſophiſche Geiſt findet in ſeinem Gegenſtand, in ſeinem Fleiße ſelbſt Reiz und Belohnung. Wie viel begeiſterter kann er ſein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird ſein Eifer, wie viel ausdauernder wird ſein Mut und ſeine Tätigkeit ſein, da bei ihm die Arbeit ſich durch die Arbeit verjüngt. Das Kleine ſelbſt gewinnt Größe unter ſeiner ſchöpferiſchen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brotgelehrte in dem Großen ſelbſt nur das Kleine ſieht. Nicht was er treibt, ſondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterſcheidet den philoſophiſchen Geiſt. Wo er auch ſtehe und wirke, er ſteht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und ſo weit ihn auch das Objekt ſeines Wirkens von ſeinen übrigen Brüdern entferne, er iſt ihnen verwandt und nahe durch einen harmoniſch wirkenden Verſtand; er begegnet ihnen, wo alle Köpfe einander finden. . . . Und welcher unter Ihnen, bei welchem ſich ein heller Geiſt mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieſer hohen Verpflichtung eingedenk ſein, ohne daß ſich ein ſtiller Wunſch in ihm regte, an das kommende Geſchlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgezeit wieder abgeben müſſen, auch aus unſern Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieſer unvergänglichen Kette, die durch alle Menſchengeſchlechter ſich windet, unſer fliehendes Daſein zu befeſtigen. Wie verſchieden auch die Beſtimmung ſei, die in der bürgerlichen Geſellſchaft Sie erwartet — etwas dazu ſteuern können Sie alle! Jedem Verdienſt iſt eine Bahn zur Unſterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unſterblichkeit meine ich, wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte.“

Nächſt Schiller und Reinhold, der durch ſeine Vorleſungen über Kantſche Philoſophie, ſowie durch ſeinen regen perſönlichen Umgang mit den Studierenden die Neigung zu philoſophiſchem Denken und Arbeiten unter der akademiſchen Jugend eminent zu fördern wußte, war namentlich

die Einwirkung Fichtes auf die jugendlichen Gemüter eine gewaltige zu nennen.

„Gesundheit der Seele" — so äußerte er u. a. in seiner Vorlesung über die Bestimmung des Gelehrten, „Gesundheit des Körpers — das ist die ausschließende Bedingung aller geistigen Entwicklung; aber es ist auch bloß die Bedingung: die vorhandene Anlage muß gebraucht werden durch Selbsttätigkeit. Vor allen Dingen muß der Mensch einmal in seinem Leben den auf immer und für alle Fälle gültigen Vertrag mit sich eingehn, die Gründe aller seiner Ueberzeugungen sich selbst zu bilden, schlechterdings nichts in sich zu dulden, was er auf bloße Autorität hin aufgenommen hat, und rastlos alles in sich aufzusuchen, was aus dieser Quelle an ihn gekommen sein möchte.... Durch Ihre Handlungsweise auf der Akademie bilden Sie sich für ihr Handeln in der Welt. Sie stehen unter einander in mannigfaltigen Beziehungen; Sie wirken gegenseitig auf einander; jeder akademische Mitbürger hat an dieser Wechselwirkung einen größeren oder geringeren Anteil, und das Resultat aller dieser Wechselwirkungen ist der Ton des ganzen Körpers. Suchen Sie diesen Ihren Anteil auf, und Sie haben an ihm — ohne eine einstige gänzliche Umänderung Ihrer Maximen, die unwahrscheinlicher wird, je weiter sie hinausgesetzt wird — Sie haben an ihm das Bild Ihres künftigen Wirkens; Sie werden einst der Welt das sein, was Sie jetzt der Akademie sind. Das Verderben und die Roheit, die Sie — ich meine diejenigen, die es trifft — die Sie jetzt in unsre Sitten bringen, werden Sie einst, nur verhältnismäßig, in die Welt übertragen; die Mutlosigkeit und Feigheit, mit der Sie sich jetzt Dingen hingeben, die Sie innerlich verabscheuen — und dies trifft mehrere — diese Mutlosigkeit und Feigheit, sage ich, werden Sie einst mit in die Welt nehmen, so wie Sie auch den Mut mit in die Welt nehmen würden, mit welchem Sie zu sagen wagten: das will ich nicht tun, denn es ist nach meiner Ueberzeugung unrecht. . . . Weil ich glaube, daß zuträglich ist, es Ihnen zu sagen, und weil ich glaube, daß Sie dieses Vertrauen verdienen, sage ich Ihnen laut und öffentlich, weil es nicht jeder von Ihnen gestehen möchte, daß es lediglich vom Mute und der Entschlossenheit der Besseren unter Ihnen abhängt, was unsre Akademie sein und was sie werden soll. Gesetze, mit unerbittlicher Strenge geübt, Gesetze helfen nichts ohne Sitten, und diese stehen größtenteils in Ihrer Gewalt; sie helfen nichts, ohne von der Meinung unterstützt zu sein, und diese Meinung steht in Ihrer Gewalt. . . . Daß unsere Akademie durch Fleiß und ruhige Sitten vor andern sich auszeichnet; daß das seit den ältesten Zeiten auf ihr ruhende Vorurteil in der Meinung der Welt schon anfängt zu schwinden — wem haben wir es zu verdanken? Ich glaube den Bessergesinnten unter Ihnen. Ob dies gute Vorurteil fortdauern soll, ob vernünftige Eltern die Ihrigen fernerhin zu uns senden sollen ohne Furcht, sie nicht mit Verachtung und Dumpfheit gebrand-

markt, oder gar nicht wiederzusehen, oder ob der Vorwurf der Roheit auf uns zurückkehren und über uns sich verewigen soll bis an das Ende der Tage — das hängt von Ihnen, von Ihrem Mut und Ihrer Entschlossenheit ab. . . . Ich weiß es, meine Herren aus der kurzen Zeit, die ich unter Ihnen lebe, und sage es dankbar heute zum Beschlusse dieser Vorlesungen, daß viel Gutes unter Ihnen ist; — ob Böses unter Ihnen sei, davon will ich jetzt nicht reden; denn mein Herz ist gerührt. Aber es sei unter Ihnen noch so viel Böses, die Summe desselben sei noch so überwiegend — sowie es in der Welt ist, so ist es auch auf der Akademie; die Guten sind stets die stärkeren, wenn sie es nur recht und ganz sind, und sie es sich selbst gestehen, daß sie es sind und seien wollen. Denn die Guten allein sind konsequent und gehen ihren festen Weg und alle, die wahrhaftig gut sind, sind in ihren Maximen völlig einig; und was verhindert es denn, daß sie auch ihre Kräfte vereinigen, um sich auf dem Wege des Guten zu vereinigen?"

Solche und ähnliche Töne konnten nicht ohne Wirkung bleiben. In überraschend kurzer Zeit hatte nicht bloß ein um vieles gesitteterer gesellschaftlicher Ton, sondern auch eine würdigere Auffassung des studentischen Lebens in allen seinen wissenschaftlichen und sittlichen Pflichten Platz gegriffen. Der Student „entrohte" sich auch im Aeußern. „Eleganz trat an die Stelle des Cynismus, ein anständiger Ton verdrängte mehr und mehr die urdeutsche Bierroheit, womit zugleich allerdings auch die bisher vielleicht allzu primitive Lebenshaltung eine bedeutend anspruchsvollere wurde. Man wollte sogar finden, daß die Kultur des Jenaischen Studententums in übergroße Verfeinerung auszuarten und daß durch sie das „ehrliche offene deutsche Herz" Schaden zu leiden drohe.

„Es ist ganz und gar nicht übertrieben", berichtet der bereits mehrfach angezogene zeitgenössische Briefwechsel, „wenn man im Durchschnitt annimmt, daß der Aufwand auf Kleidungen, gegen sonst, gerade auf die dreifache Summe gestiegen sei. Unsre Väter kauften, wenn sie sich mit ihren Freunden auf Akademieen einen guten Tag machen wollten, eine Tonne Bier und einige Pfund mittelmäßigen Tabaks, setzten sich um einen großen Tisch auf hölzerne Schemel, spielten das geistreiche Spiel: Lustig genannt, oder divertierten sich mit einem Hospiz, das die ganze Straße bis in die späte Nacht wider Willen wach erhielt, und gaben den andern Tag der Aufwärterin ein paar Groschen, um die häßlichen Ueberbleibsel des vorigen Tages wegzuschaffen, und damit Basta! . . . Sonntags wurde zu Dorfe gestiegen, oder, wenn sich ja einer viel zu Gute tun wollte, geritten, und damit wieder Basta. Die Garderobe bestand, das ganze Triennium über, aus einem Ueberrock und einem Sonntagskleide, nebst einem oder zwei Paar gelbleinenen Beinkleidern, und die Bibliothek aus den Compendien, einem lateinischen Lexikon und dem corpus juris oder der Bibel. Jetzt findet man in den Stuben der Studierenden Sophas und englische Kupferstiche; statt des Lustigs wird

l'Hombre gespielt, statt der Hospize eine Farobank substituiert und statt der Dorfreisen Opern, Vauxhalls, Bälle ꝛc. besucht. In der Bibliothek findet sich statt der Lexicons Meißners Alcibiades und statt des corpus juris Crebillons Schaumlöffel oder die Gedichte im Geschmack des Grécourt. Brier trinkt man blos bei einer Pfeise Kanaster, und Chokolade, Punsch u. s. w. sind gewöhnliche Getränke. Fahren und Reiten sind ohne Vergleich, und Kost und Logis um ein Beträchtliches teurer geworden."

So kam die Zeit der Freiheitskriege heran.

Mit ihnen wurde wiederum ein neues, mächtig treibendes Agens, das nationale Ferment, in die jugendlichen Gemüter geworfen.

Als Friedrich Wilhelm III. sein Volk zu den Waffen gerufen hatte und Lützow selbst nach Jena kam, um unter den dortigen Studierenden für sein Freikorps zu werben, loderte auch hier ein mächtiges Feuer vaterländischer Begeisterung auf. Zu Hunderten eilten die Jünglinge nach dem ehemaligen Regierungsgebäude, wo Lützow sein Quartier aufgeschlagen hatte, und ließen sich von ihm in die Listen der freiwilligen Jäger einschreiben.

Mit „Lützows wilder verwegner Jagd" haben sie freudig und begeistert an dem heiligen Kampf für Ehre und Freiheit des Vaterlandes teilgenommen.

Große, reiche Erinnerungen, ein erhöhtes Selbstgefühl, ein in Deutschland längst nicht mehr gekanntes vaterländisches Hochgefühl brachten sie aus dem Kriege wieder mit zurück.

Man war sich endlich klar geworden über die welthistorische Bestimmung des deutschen Volkes und hatte es zu eigner Schande eingesehen, daß der Grundschade in Deutschlands eigner innerer Zersplitterung lag. Ueber den Trümmern dieser traurigen Vergangenheit sollte nunmehr ein neuer glänzender Bau erstehen, ein innerlich geschlossenes einheitliches deutsches Volkstum. Sie besonders, die als Blüte der deutschen Jugend von den Hochschulen zu den Fahnen geeilt und gereifter, gefestigter, im Hochgefühl vollbrachter Heldentaten wieder zurückgekehrt waren, sie brachten als wertvollste Errungenschaft die heilige Ueberzeugung mit nach Hause, daß wie in den Tagen der Gefahr, so auch für alle Zukunft ein fester innerer Zusammenschluß auf sittlicher und politischer Grundlage aufs dringendste von nöten sei.

Um so fremder standen diese Elemente nunmehr der „Völkleinerei" der noch bestehenden landsmannschaftlichen Verbindungen gegenüber.

Die geheimen Orden waren mittlerweile, teils infolge innerer Schäden und Konflikte, teils unter dem fortwährenden Druck der immer rigoroseren obrigkeitlichen Verbote und Maßregelungen aus dem studentischen Leben verschwunden, oder vielmehr in den Landsmannschaften wieder aufgegangen. Jedoch zeigte das nunmehrige Verbindungsleben ein durchaus unerfreuliches Bild von unablässigen kleinlichen Eifersüchteleien und Reibereien zwischen den einzelnen Vereinigungen, in deren

Verlauf fort und fort alte Gebilde verſchwanden und durch neue, nicht minder ephemere erſetzt wurden, bis ſchließlich noch die Saxonen, Frankonen, Vandalen und Thüringer als letzte Reſte übrigblieben.

Es war nichts anderes, als die unſelige Zwieſpältigkeit des deutſchen Volkes, die in dieſen partikulariſtiſch gefärbten landsmannſchaftlichen Verbindungen auf deutſchen Hochſchulen noch ihr Weſen hatte. Die von neuerwachtem Nationalitäts- und Solidaritätsgefühl beſeelten Freiheitskämpfer traten bei ihrer Rückkehr dieſen alles vaterländiſchen Geiſtes baren ſtudentiſchen Sonderbündeleien ſchroff gegenüber. Raſch war auf Anregung eines Fichte, Schleiermacher, Steffens und vor allen Friedrich Ludwig Jahns, der Plan gefaßt, durch Aufhebung der einzelnen Landsmannſchaften und Vereinigung der geſamten Studentenſchaft zu einer allgemeinen Burſchengemeinde das ſtudentiſche Leben von Grund auf zu reformieren.

Es waren ihrer elf, zumeiſt frühere Angehörige der Lützowſchen Freiſchar, unter ihnen die Mecklenburger Riemann, Horn und Schröder, der Frankfurter Kaffenberger und der Gothaner Scheidler, die mit jugendlichem Feuer das burſchenſchaftliche Reorganiſationswerk aufnahmen. Selbſt ehemalige Landsmannſchafter, ſuchten ſie zunächſt in deren Kreiſen für die Umgeſtaltung dieſer partikulariſtiſch gefärbten Verbindungen zu einer großen allgemeinen Burſchengemeinde zu werben. Nicht ohne hartnäckigen Widerſtreit, der ſogar durch eine Reihe blutiger Zweikämpfe ausgetragen werden mußte. Schließlich aber war es, neben einzelnen widerſtreben Elementen, nur mehr die Saxonia, welche geſchloſſen gegen jede Aenderung des status quo ſich auflehnte und als einzige landsmannſchaftliche Verbindung weiter vegetierte.

Die andern fanden ſich, unter dem bedeutſamen Wahlſpruch: „Ehre — Freiheit — Vaterland“ auf der Baſis folgender, durchaus liberaler Grundſätze zuſammen:

1) Damit das neuerwachte Bewußtſein der Volkseinheit nicht untergehe und um den mancherlei Nachteilen der Trennung in Landsmannſchaften vorzubeugen, ſoll künftig nur die Burſchenſchaft als eine Verbindung auf der Univerſität beſtehen und alle Burſchen umfaſſen.

2) Durch Immatrikulation erhält jeder Student mit dem andern gleiche Rechte; daher müſſen alle gleichen Anteil an der Geſetzgebung haben, die Verwaltung durch ſolche, die von allen gewählt werden, beſorgt, alle Beſchlüſſe von allen genehmigt, alle Urteile, durch welche weſentliche Rechte entzogen werden, von allen erlaſſen werden.

3) Das Band der deutſchen Burſchen darf nicht von überreizbarem Eigendünkel, ſondern muß von Liebe und Wahrheit gehoben ſein. Es muß daher bei vorfallenden Beleidigungen ſowohl der Verſuch zur Vermittlung eintreten, als ein von allen ernanntes Ehrengericht im Namen aller die Ehre des Einzelnen für unverletzt erklären dürfen.

Als Bundesfarben wurden Rot-Schwarz mit Gold verziert angenommen. Es waren die Farben, die die Lützowſchen Jäger im Kriege getragen hatten, nach einer anderen Verſion die Farben der ehemaligen Landsmannſchaft

Das Burſchenſchaftsdenkmal.

Vandalia, deren Mitglieder an der Gründung der Burſchenſchaft hervorragenden Anteil genommen. Die gemeinſame Tracht ſollte der ſchlichte ſchwarze deutſche Rock, ſamt Degen und Federbarett bilden, „um dafür zu wirken, daß eine deutſche Volkstracht, wie ſie ernſt und einfach und

ſchön dem deutſchen Jüngling ziemt, eingeführt werde und zugleich dem Unweſen der Modetorheit ſich entgegenzuſetzen."

Das Duell wurde zwar beibehalten, aber mit der ausdrücklichen Beſchränkung, daß es auf keinen Fall der rohen Raufluſt, ſondern lediglich dem Austrag wirklicher Ehrenhändel zu dienen habe.

Der Verfaſſungsentwurf wurde am 12. Juni 1815 von einhundert Studenten im Gaſthof zur „Tanne" an der Kamsdorfer Brücke angenommen, und mit der Wahl von neun Vorſtehern und einundzwanzig Ausſchußmitgliedern die jenaiſche Burſchenſchaft als konſtituiert erklärt.

Mit ihr ging ein neuer geſunder Geiſt für das ſtudentiſche Leben auf. „Die Burſchenſchafter ſtrebten danach, durch die Einfachheit ihrer Sitten und ihren Wandel den in der Verfaſſungsurkunde ausgeſprochenen Grundſätzen Ehre zu machen, und wohl mochte es geſchehn, daß dieſe ſtrenge Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt dem Weſen vieler einen Anſtrich finſtern Ernſtes verlieh, welcher mit der Friſche ihrer Wangen und der Jugend ihrer Jahre im Widerſpruch zu ſtehen ſchien. Allein alle waren fröhlich und heiter und nur Feinde der Unſittlichkeit und Unfreiheit. Während andere beim Glaſe den Mutwillen ihrer Jahre in roher, haltungsloſer Ausgelaſſenheit, welche als Fidelität galt, freies Spiel geſtatteten, tummelten ſie die üppige Kraft auf dem Turnplatze, welchen die Burſchenſchaft in ihren ganz beſondern Schutz genommen hatte und auf dem fleißig beſuchten Fechtboden aus. In größern und kleinern Kreiſen ihrer Freunde und Genoſſen waren ſie heiter und unbefangen; allein ſie ſuchten das rechte Maß des Genuſſes und ſtürmten nicht gegen Vernunft, Sitte und Zucht. Dabei äußerte dieſer Umſchwung in den ſtudentiſchen Verhältniſſen den wohltätigſten Einfluß auf den Fleiß und die Sittlichkeit der ſtudierenden Jünglinge und trug zur Verminderung der Duelle, deren freilich in der erſten Zeit des Beſtehens der Burſchenſchaft zu Jena noch ſehr viele vorkamen, nicht wenig bei. Ein Leben, welches dieſen Gang genommen, mußte ſich bald über Gebrechen erheben, welche Geſelligkeit, Frohſinn und Ehre in Gefahr zu bringen geeignet waren. Sehr frühzeitig wurde deshalb das Hazardſpiel unter den Burſchenſchaftern verbannt und ebenſo auf die Bewahrung der Keuſchheit als einer volkstümlichen, echtdeutſchen Tugend Gewicht gelegt."

Einer offiziellen Anerkennung ſeitens der Univerſitäts- und Staatsbehörden hatte ſich zwar die Burſchenſchaft ſo wenig, als die bisher beſtehenden ſtudentiſchen Verbindungen zu erfreuen. Aber man legte ihr auch keine Schwierigkeiten in den Weg, und ſelbſt Carl Auguſt ließ zu einer Zeit, da die Burſchenſchaft von ihren reaktionären Gegnern allenthalben als ein Herd revolutionärer Umtriebe verſchrieen wurde, vor dem Bundestage erklären: „Es ſei erfreulich geweſen, „daß nach den Kriegsjahren 1813 und 1814 die aus dem Felde zurückkehrenden Jünglinge das Törichte und Schädliche der landmannſchaftlichen Spaltungen ſelbſt erkannt und den Entſchluß gefaßt hätten, die Einigkeit der Deutſchen

auch in ihrem Zuſammenleben zu erhalten, ſchon in ihrem Jugendleben einer Idee zu huldigen, welche für das deutſche Vaterland von ſo hoher Bedeutung ſei; die Studierenden ſeien in den Jahren 1816 und 1817 leichter zu regieren geweſen, als je; es habe unter ihnen ein muſterhafter Fleiß geherrſcht; von Spaltungen ſei gar nicht, von Zweikämpfen nur ſelten die Rede geweſen; Wahrheit, Mäßigkeit, Religioſität ſeien als Tugenden anerkannt worden, auf welche der Studierende unter Studierenden ſtolz ſein dürfe."

Nachdem auch die Saxonia als letzter landsmannſchaftlicher Reſt ſich aufgelöſt hatte, war die Burſchenſchaft in einer Stärke von dreihundert Mitgliedern zur Alleinherrſcherin im ſtudentiſchen Leben Jenas geworden. Auch in bürgerlichen Kreiſen, ſowie bei den akademiſchen Lehrern, unter welchen Oken und Fries in erſter Linie namhaft zu machen ſind, hatte ſie ſich wärmſter Sympathien zu erfreuen, als deren Beweis am 31. Mai 1816, am zweiten Jahrestag der Einnahme von Paris, von den Frauen und Jungfrauen Jenas das ſchwarz-rote, reich mit Gold geſtickte Bundesbanner feierlichſt ſeiner Beſtimmung übergeben wurde.

„Unter der rauhen Schale lag ein geſunder Kern", ſagt H. v. Treitſchke. „Die Behörden ſelbſt waren verwundert, als der beſtändige Krieg gegen die akademiſche Geſetze, worin die Landsmannſchaften ihren Ruhm geſucht hatten, jetzt plötzlich aufhörte und wie viel edler ward der ganze Ton des akademiſchen Lebens, ſeit die Geſänge Arndts und Schenkendorfs auf den Kommerſen erklangen und eine ganze Schaar junger Poeten, der Holſteiner Binzer voran, immer neue kräftige Burſchenlieder aufbrachte. Die chriſtliche Frömmigkeit, die ſich allerdings oft prahleriſch zur Schau ſtellte, war bei den meiſten echt und innig; mancher der jungen Träumer erſchien wie verklärt durch die fromme Freude über alle die Wunder, welche Gott an dieſem Volke getan."

Auch auf andern Univerſitäten hatte der Funke gezündet. In Berlin, Breslau, Erlangen, Gießen, Göttingen, Greifswald, Halle, Heidelberg, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, Roſtock und Tübingen war dem burſchenſchaftlichen Gedanken eine Stätte bereitet worden. Schon im Auguſt des Jahres 1817 konnte die Jenaiſche Burſchenſchaft den gleichgeſinnten Vereinigungen an den genannten Univerſitäten die Einladung zu einer gemeinſamen Verbrüderungsfeier zugehen laſſen. Sie ſollte am 18. Oktober desſelben Jahres, als am Gedenktag der Leipziger Völkerſchlacht und zugleich als Säkularfeier der Reformation, auf der Wartburg ſtattfinden.

Der Plan fand begeiſterte Zuſtimmung. Aus allen Teilen Deutſchlands wanderte ein Heer froher Burſchen nach der alten Lutherſtadt Eiſenach, in die ſie mit hellem Geſang Einzug hielten.

Am Morgen des 18. Oktober bewegte ſich unter Glockengeläute und feſtlicher Muſik, voran das Bundesbanner, ein Zug von fünfhundert Studenten im ſchwarzen Burſchenrock, die Mützen mit Eichenlaub um-

kränzt, vom Marktplatz hinauf zur Wartburg. Im festlich dekorierten Rittersaal bestieg Riemann die Rednertribüne. Im Namen der Jenaischen Burschenschaft begrüßte er alle, die „zur gemeinschaftlichen Feier des Wiedergeburtsfestes des freien Gedankens und des Errettungsfestes des Vaterlandes aus schmählichem Sklavenjoch herbeigekommen waren", und bezeichnete als Zweck der Feier: „Sich gemeinschaftlich das Bild der Vergangenheit vor die Seele zu rufen, um aus ihr Kraft zu schöpfen für die lebendige Tat in der Gegenwart, sich gemeinschaftlich zu beraten über ihr Tun und Treiben, die Ansichten auszutauschen, das Burschenleben in seiner Reinheit sich anschaulicher zu machen suchen, und endlich dem Volke zu zeigen, was es von seiner Jugend zu hoffen habe, welcher Geist sie beseele, wie Eintracht und Bruderſinn von ihr geehrt werden, wie sie ringe und strebe, den Geist der Zeit zu verstehen, der mit Flammenzügen in den Taten der jüngsten Vergangenheit sich ihr kund tue." Nach einem Lobpreis Luthers als deutschen Mannes gab er hierauf ein ergreifendes Bild von Deutschlands Erniedrigung, seiner herrlichen Erhebung und der neuen schmerzlichen Enttäuschung, welche der glorreichen Zeit der Freiheitskriege wiederum gefolgt sei.

„In den Zeiten der Not", so fuhr er fort, „haben wir Gottes Willen erkannt und sind ihm gefolgt. An dem, was wir erkannt haben, wollen wir aber nun auch halten, solange ein Tropfen Blutes in unsern Adern rinnt: der Geist, der uns hier zusammengeführt, der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit, soll uns leiten durch unser ganzes Leben, daß wir, alle Brüder, alle Söhne eines und desselben Vaterlandes, eine eherne Mauer bilden gegen jegliche äußere und innere Feinde dieses Vaterlandes, daß uns in offener Schlacht der brüllende Ton nicht schrecken soll, den heißesten Kampf zu bestehen, wenn der Eroberer droht; daß uns nicht blenden soll der Glanz des Herrscherthrones, zu reden das starke, freie Wort, wenn es Wahrheit und Recht gilt; — daß nimmer in uns erlösche das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit, das Streben nach jeglicher menschlichen und vaterländischen Tugend. Mit solchen Grundsätzen wollen wir einst zurücktreten ins bürgerliche Leben, fest und unverrückt vor den Augen als Ziel das Gemeinwohl, tief und unvertilgbar im Herzen die Liebe zum einigen deutschen Vaterlande Du Mann Gottes, du starker Fels der Kirche Christi, der du mit eisernem Mute gegen die Finsternis ankämpftest, der du auf dieser Burg den Teufel bezwangst, nimm unser Gelübde an, wenn dein Geist noch in Gemeinschaft mit uns steht! Euch, Geister unsrer erschlagenen Helden, Schill und Scharnhorst, Körner und Friesen, Braunschweig-Oels und ihr andern alle, die ihr euer Herzblut vergossen habt für des deutschen Landes Herrlichkeit und Freiheit, die ihr jetzt über uns schwebt in ewiger Klarheit und mit hellem Blick in die Zukunft schaut, euch rufen wir auf zu Zeugen unseres Gelübdes .... Verderben und Haß aber allen denen, die in niedriger schmutziger Selbstsucht das Gemeinwohl vergessen, die

ein knechtiſches Leben einem Grab in freier Erde vorziehen, die lieber im Staube kriechen, als frei und kühn ihr Stimme erheben gegen jegliche Unbill, die, um ihre Erbärmlichkeit und Halbheit zu verbergen, unſerer heiligſten Gefühle ſpotten, Begeiſterung und vaterländiſchen Sinn und Sitten für leere Hirngeſpinſte, für überſpannte Gedanken eines krankhaften Gemütes ausſchreien! Ihrer ſind noch viele; möchte bald die Zeit kommen, wo wir ſie nicht mehr nennen dürfen!"

Mit Gebet um Gottes Segen ſchloß die begeiſterte Rede, worauf Friedrich Jakob Fries, der bekannte Philoſoph, ſich mit eigenartig markierten Worten an die Verſammlung wendete und ihr den Wahlſpruch: „Ein Gott! Ein deutſches Schwert! Ein deutſcher Geiſt für Ehre und Gerechtigkeit!" laut in die Herzen rief.

Unter allgemeiner Ergriffenheit beendete der von Dürre aus Jena geſprochene Segen die Feier, die einen tiefen, nachhaltigen Eindruck hinterließ.

Abends ſieben Uhr verſammelten ſich die Burſchen aufs neue am Markte und zogen bei Fackelſchein nach dem der Wartburg gegenüberliegenden Wadenberge, auf welchem achtzehn mächtige Feuer angezündet waren. Hier hielt stud. phil. Rödiger, von Funken umſtiebt, eine vor Begeiſterung glühende Rede über die Ideale der deutſchen Burſchenſchaft, die religiöſe und politiſche Freiheit Deutſchlands. Nach Geſang mehrerer Burſchenlieder kehrten, da das vorgeſehene Programm erledigt war, die meiſten Teilnehmer wieder nach der Stadt zurück.

Auf dem Wadenberge aber ſpielte ſich nunmehr der bekannte Vorgang ab, der für die jung aufblühende Burſchenſchaft ſo verhängnisvoll werden ſollte.

Ein Studioſus Maßmann hatte den Plan gefaßt, die lohenden Feuer zu einem ſymboliſchen Autodafé für gewiſſe der Burſchenſchaft wegen ihrer undeutſchen Geſinnung beſonders verhaßte Schriftſteller zu machen. Dieſes Vorhaben war von ihm bis dahin ſorgſam geheim gehalten worden. Als nun die offizielle Feier beendet war, trat er ſamt einigen wenigen Eingeweihten mit einem Korb voll Bücher an das Feuer und apoſtrophierte die noch Anweſenden, welche verwundert einen Kreis um das Feuer bildeten, mit einer pathetiſchen Erinnerung an Luthers Verbrennung der päpſtlichen Bannbulle.

„So wollen auch wir", fuhr er fort, „durch die Flammen verzehren laſſen das Andenken derer, ſo das Vaterland geſchändet haben durch ihre Rede und Tat, und die Freiheit geknechtet und die Wahrheit nub Tugend verleugnet haben in Leben und Schriften .... So tretet denn heran zu dem zehrenden Fegfeuer und ſchauet, wie Gericht gehalten wird über die Schandſchriften des Vaterlandes. Möge das hölliſche Feuer ſie alle verzehren und vernichten, wie arge Tücke oder die Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit ſie eingab."

Nach dieſen Worten las er die Titel der zum Flammentode verurteilten Bücher vor, deren jedes mit einem kurzen Bannſpruch unter allſeitiger Zuſtimmung ins Feuer geworfen wurde. Es waren Werke von Kotzebue, Koſegarten, Kamptz, Immermann, Werner, Haller, Jancke, der Code Napoleon, die Münchener „Allemannia" u. a. m. Zuletzt wurde auch eine Schnürbruſt, ein Zopf und ein Korporalſtab den Flammen übergeben und mit einem allgemeinen dröhnenden pereat die merkwürdige Feier beſchloſſen. —

Die nächſte Folge des Wartburgfeſtes war die Konſtitution der

Einweihung des Burſchenſchaftsdenkmals.

Allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft. Sie erfolgte — gleichfalls in der „Tanne" zu Jena — nach mehrfachen Vorberatungen, an denen die Burſchenſchaften von Berlin, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg und Roſtock teilgenommen hatten, am Jahrestag des Wartburgfeſtes, dem 18. Oktober 1818, auf Grundlage des nachſtehenden Statuts:

§ 1. Die Allgemeine deutſche Burſchenſchaft iſt die freie Vereinigung der geſamten wiſſenſchaftlich auf der Hochſchule ſich bildenden deutſchen Jugend zu einem Ganzen, gegründet auf das Verhältnis der deutſchen Jugend zur werdenden Einheit des deutſchen Volkes.

§ 2. Die Allgemeine deutſche Burſchenſchaft als freies Gemeinweſen ſtellt als den Mittelpunkt ihres Wirkens folgende allgemein anerkannte Grundſätze auf:

a) Einheit, Freiheit und Gleichheit aller Burſche untereinander, Gleichheit aller Rechte und Pflichten.

b) Chriſtlich-deutſche Ausbildung einer jeden geiſtigen und leiblichen Kraft zum Dienſte des Vaterlands.

§ 3. Das Zuſammenleben aller deutſchen Burſche im Geiſt dieſer Sätze ſtellt die höchſte Idee der Allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft dar — die Einheit aller deutſchen Burſche im Geiſt wie im Leben.

§ 4. Die Allgemeine deutſche Burſchenſchaft tritt nun ins Leben dadurch, daß ſie ſich je länger je mehr darſtellt als ein Bild ihres in Einheit und Freiheit erblühenden Volkes, daß ſie ein volkstümliches Burſchenleben in der Ausbildung einer harten leiblichen und geiſtigen Kraft erhält, und im freien, gleichen und geordneten Gemeinweſen ihre

Lichtenhain.

Glieder vorbereitet zum Volksleben, ſo daß jedes derſelben zu einer ſolchen Stufe des Selbſtbewußtſeins erhoben werde, daß es in ſeiner reinen Eigentümlichkeit den Glanz der Herrlichkeit deutſchen Volkslebens darſtellt.

Das bedeutſame Ereignis wurde vormittags durch feierlichen Geſang und Reden auf dem Markte und einem Feſtgottesdienſt in der Kollegienkirche, nachmittags durch Turnſpiele und abends durch Freudenfeuer auf dem Landgrafenberge feſtlich begangen.

Es war ein harmlos-fröhliches Studententum, das in der jenaiſchen Burſchenſchaft ſein Weſen hatte und in einem eignen „Bierreich", deſſen Reſidenz das weitbekannte Bierdorf Lichtenhain bildete, ſeine ulkige allegoriſche Ausgeſtaltung fand. Dort reſidierte Herzog Tus der ſo und ſo vielte und hielt mit ſeinen Vaſallen und Getreuen jährlich mindeſtens einmal einen ſolennen „Bierſtaat" ab, zu welchem ſich die Teilnehmer

zu Wagen und zu Roß in allerlei Vermummung nach der Hofburg begaben.

Ein ſolcher Hoftag wird uns aus zeitgenöſſiſcher Feder, wie folgt, geſchildert:

„Als ich das erſtemal nach Lichtenhain kam, thronte in dem niedern Zimmer der unanſehnlichen Schenke auf einem alten Großvaterſtuhl der regierende Fürſt Tus VIII. und vor ihm an der halbzerbrochenen Tafel, in welcher über tauſend Namen eingeſchnitten waren, ſaßen die apanagierten Prinzen, die Reichsverweſer, der Erzkanzler, die Ritter und Mannen des Hofes, darunter der Hofpoet und Zeitungsſchreiber, die Hofbauern, bis herab zum Scharfrichter, Bluthund von Galgenbach. Der Herold des Reiches gab ein Zeichen mit der Stabstrompete, einem alten Clarinettenſtück, und rief unter großer Stille der Verſammlung ein Manifeſt aus, das ſeinem Hauptinhalte nach ungefähr alſo lautete:

„ „Wir Tus VIII., aus eignen Mitteln und Verdienſt Herzog von Lichtenhain, gefürſteter Graf von Ziegenhain, Erbherr auf Kunitz, der Lande Ober- und Unter-Wöllnitz Protektor, Chef des goldenen Vließes ꝛc. haben erfahren, daß in unſern Landen ſich ein großer Durſt gezeigt hat, was wir mit Wohlgefallen zu vernehmen allergnädigſt geruhten. Maßen wir aber ſtets, immerdar und allezeit mit landesväterlicher Fürſorge darauf bedacht ſind, die vorhandenen Kräfte unſerer vielgetreuen Untertanen nicht nur zu benutzen, ſondern auch fernerweit auszubilden, Notleidende zu unterſtützen und Durſtigen zu Hilfe zu kommen, haben wir mit unſern weiſen Räten und mit Zuſtimmung unſerer getreuen Landſtände beſchloſſen und verordnet, beſchließen und verordnen wie folgt: Es haben ſich ſämtliche unſere getreuen Untertanen mit allen unſern Hofrittern und Mannen in unſerer hohen Feſte und Reſidenz zu Lichtenhain am Tage der Publikation dieſes Manifeſtes zu verſammeln, um auf dieſem Reichstage nach Kräften zum Wohle des Landes beizutragen, auch einem rittermäßigen Turnier und Lanzenſtechen beizuwohnen.

„ „Gegeben auf unſerer Reſidenz zu Lichtenhain. Eigenhändig und mit Handſiegel.

Tus VIII.“ “

„Als nun die Tafel vollzählig beſetzt war, erhob ſich der Herzog und trank auf das Wohl ſeines durſtigen Landes ein volles „Stübchen“ des leichten Lichtenhainer Bieres aus, ohne abzuſetzen, worauf er ſprach: „Es beginne das Kampfſpiel!“ Und der Herold rief: „Die Schranken ſind eröffnet!“ Vor jedem Ritter ſtand eine „Lanze“, ein kleines ausgepichtes, mit Reifen umlegtes Trinkgefäß von Lindenholz in Form eines niedrigen abgeſtumpften Kegels. Jeder wählte ſich nun einen Gegner, beide kürten einen Kampfrichter und einen Kampfwärtel, die Lanzen wurden vollgeſchänkt (ſie faßten nur wenige Schluck) und als nun von den Erwählten die Waffen „gleich“ befunden wurden, ertönte der Kommandoruf des Wärtels: „Ergreift die Waffen!“ Es geſchah. „Legt aus!“

Die Kämpfer ſetzten die Trinkgefäße an den Mund. „Stoßt aus!“ — und in einem Nu war das Bier hinabgeſtürzt und augenblicklich die Lanze wieder auf den Tiſch geſtampft. Wer auch nur eine Sekunde ſpäter als der Gegner dies tat, war in den Sand geſtreckt; wer einen Tropfen verſchüttete, hatte geblutet, und mußte ſich gefallen laſſen, von neuem gefordert zu werden. Das Haus ertönte vom Geräuſch des Lanzenbrechens; mancher leerte auf dieſe Weiſe an einem Abend unzählige Lanzen, und dies waren die Heldentaten der Inſaſſen des Herzogtums Lichtenhain.“ —

Inzwiſchen aber war über dieſes fröhlich aufblühende Studentenleben eine drohende Wolke heraufgezogen. In gewiſſen reaktionären Kreiſen eines Kamptz, Schmalz u. a. hatte man ſchon längſt die burſchenſchaftliche Bewegung, wenn ſie auch an und für ſich nichts weniger als einen ausgeſprochenen politiſchen Charakter trug, mit wachſendem Mißtrauen betrachtet. Unabläſſig ſuchte man den Argwohn gegen ſolche „revolutionären“ Ideen zu ſchüren, und wo ſich das ungezügelte jugendliche Deuſchtum etwa einmal in formloſer und ſtürmiſcher Weiſe Luft machte, witterte man ſogleich irgendwelche geheimbündleriſchen, konſpiratoriſchen Umtriebe. So war ſchon gleich von vornherein das beabſichtigte Wartburgfeſt als Beweis einer ſtaatsgefährlichen Gärung innerhalb der Studentenſchaft gedeutet worden. Um ſo mehr als die Kunde von dem unüberlegten Nachſpiel ruchbar wurde, das doch gänzlich außerhalb des Rahmens der offiziellen Feier geſtanden hatte und durchaus nicht tragiſch genommen zu werden verdiente.

Alsbald erhob ſich ein betäubendes Geſchrei gegen dieſen Unfug „verwilderter Profeſſoren und verführter Studenten“, und Jena inſonderheit mußte ſich gefallen laſſen, ein Schlupfwinkel aller Verworfenheit und Nichtswürdigkeit zu ſein. Selbſt Männer wie Niebuhr und Stein ſah man von einer Voreingenommenheit zumal gegen die Jenaiſche Studentenſchaft erfüllt. Es kam ſo weit, daß das ominöſe Autodafé auf dem Wadenberge zum Gegenſtande erbitterter und langwieriger diplomatiſcher Verhandlungen gemacht wurde. Großherzog Carl Auguſt, der „Altburſch“, wie ihn Metternich wegen ſeiner Parteinahme für die Jenenſer Burſchen nannte, ſah im hohen Rat der Politik vier Weltmächte gegen ſich erhoben, deren Drängen er ſchließlich nachgeben mußte.

In dieſe Zeit fiel die Untat des unglücklichen Sand.

Der eitle Kotzebue hatte ſich durch die Verbrennung ſeiner „Geſchichte des deutſchen Reiches von deſſen Urſprung bis zu deſſen Untergang“ in ſeinem Selbſtgefühl auf das empfindlichſte gekränkt geſehen und hierfür durch gehäſſige politiſche Berichte und eine Reihe hämiſcher Angriffe auf die deutſche Studentenſchaft in ſeinem „Literariſchen Wochenblatt“ ſich zu rächen geſucht. Die Erbitterung gegen dieſen ihren eingeſchworenen Feind und Haſſer war infolgedeſſen innerhalb der Burſchenſchenſchaft aufs äußerſte geſtiegen.

Da faßte Carl Ludwig Sand, „ein frommer, patriotisch fühlender aber von Schwärmerei erfüllter, in einer Welt verworrner düsterer Ideen lebender und von Eitelkeit beherrschter Jüngling", den verbrecherischen Vorsatz, mit Mörderhand die deutsche Nation von den verderblichen Ratschlägen dieses „russischen Spions und Verräters am Vaterlande" zu befreien. In Mannheim wußte er sich bei dem arglosen Kotzebue Eingang zu verschaffen und durchbohrte ihn, während er einen ihm von Sand überbrachten Brief las, mit Dolchstichen.

Sand büßte seine Tat auf dem Blutgerüst. Aber die gesamte deutsche Burschenschaft hatte die Folgen zu tragen.

Der Mörder war Student der Theologie in Jena und Mitglied der dortigen Burschenschaft gewesen. Das war Grund genug, seine Tat als das Ergebnis einer unter der ganzen Burschenschaft verbreiteten, auf Fürstenmord und Revolution hinzielenden Verschwörung anzusehen, obschon Sand nachweisbar keine Mitschuldigen oder auch nur Mitwissenden seines Planes gehabt hatte. Die Ermordung Kotzebues wurde zum willkommenen Vorwand, um die nationale Erhebung der deutschen und sonderlich der jenaischen Burschenschaft gewaltsam zu unterdrücken.

Carl August und die übrigen fürstlichen Erhalter der Universität traten zwar kräftig für ihre Burschenschafter ein und stellten diesen ausdrücklich das Zeugnis aus, daß sie ein edleres Studentenleben eingeführt und daß es lediglich böser Wille sei, der solche konspiratorische Bestrebungen ihnen angedichtet habe. Aber schon wenige Tage nach Sands Tode traf in Jena der Befehl an sämtliche daselbst studierende preußische Landeskinder ein, unverzüglich die Stadt zu verlassen. Die Frequenz der Hochschule sank mit einem Schlage von achthundert auf sechshundert herab. Der Burschenschaft gingen ihre tüchtigsten Glieder verloren. Auch gegen die burschenschaftlich gesinnten akademischen Lehrer wurden strenge Maßregeln ergriffen. Unter ihnen befand sich Oken, der trotz seiner unschätzbaren Verdienste um die Universität seiner Professur verlustig ging.

Schließlich, im August 1819, traten unter Metternichs Vorsitz zehn größere Regierungen, unter ihnen auch Preußen, zu den Karlsbader Ministerkonferenzen zusammen, auf denen namentlich die angeblichen Gebrechen des deutschen Schul- und Universitätswesens und die in diesen Kreisen grassierenden staatsgefährlichen Umtriebe zur Verhandlung gestellt wurden.

In dem auf Grund dieser Beratungen gefaßten provisorischen Bundestagsbeschluß war u. a. gesagt:

„Die seit langer Zeit bestehenden Gesetze gegen geheime oder nicht autorisierte Verbindungen auf Universitäten sollen in ihrer ganzen Kraft und Strenge aufrechterhalten und insbesondere auf den seit einigen Jahren gestifteten, unter dem Namen „Die allgemeine Burschenschaft" bekannten Verein um so bestimmter ausgedehnt werden, als diesem Vereine die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer fortdauernden Gemein-

ſchaft und Korreſpondenz zwiſchen den verſchiedenen Univerſitäten zugrunde liegt. Den Regierungsbevollmächtigten ſoll in Anſehung dieſes Punktes eine vorzügliche Wachſamkeit zur Pflicht gemacht werden.

„Die Regierungen vereinigen ſich darüber, daß die Individuen, welche nach Bekanntmachung des gegenwärtigen Beſchluſſes erweislich in geheimen oder nicht autoriſierten Verbindungen geblieben oder in ſolche getreten ſind, bei keinem öffentlichen Amt zugelaſſen werden ſollen."

Dieſer Beſchluß wurde mittels Großherzoglichen Patentes vom 30. Oktober 1819 auch in Weimar publiziert. Darauf erging am 26. November von ſeiten der dortigen Regierung an den akademiſchen Senat zu Jena die Weiſung, die Burſchenſchaft unverzüglich aufzulöſen.

„Nachdem dem Vorſtand derſelben dieſer Befehl bekannt gemacht worden war", erzählt Robert Keil, der bekannte Hiſtoriograph der deutſchen Burſchenſchaft, beſchloß man noch eine, und zwar die letzte Verſammlung abzuhalten. Abends acht Uhr verſammelte man ſich ſehr zahlreich im Roſenſaal, wo der zeitherige Sprecher den Mitgliedern das Ergebnis der bei dem Prorektor ſtattgehabten Verhandlung bekannt machte und den Empfindungen des Schmerzes und der Wehmut, von denen alle Anweſenden durchdrungen waren, Ausdruck gab. Die Stimmung der Verſammlung war ernſt, ja feierlich. Mit tiefer Trauer mußte es die Verſammelten bewegen, daß die großen Ideen, welche die Burſchenſchaft zu verwirklichen ſtrebte, ſo verkannt und ihre reinen Beſtrebungen ſo verdächtigt worden waren; aber man gelobte ſich auch voll Begeiſterung mit Hand und Mund, treu zu halten an dem Geiſte der Burſchenſchaft, wenn auch die organiſche Verfaſſung derſelben nun mangeln würde. Mit erhebenden Empfindungen und größerer Begeiſterung als je ſang man die Schlußſtrophe des Bundesliedes:

Rückt dichter in der heil'gen Runde,
Und klingt den letzten Jubelklang,
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Es brauſe freudig der Geſang:
Das Wort, das unſeren Bund geſchürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt,
Und Zwingherrntrug uns nimmer kürzet,
Das ſei gehalten und geglaubt!

„Zugleich richtete man, wohl erkennend, daß Carl Auguſt, welcher der Burſchenſchaft immer günſtig geſtimmt geweſen, nur ungern die Zwangsmaßregeln der Großmächte zur Ausführung gebracht hatte, noch eine Adreſſe an den Großherzog, teils als Ausdruck der Dankesgefühle, teils als eine Rechtfertigung der Burſchenſchaft vor der deutſchen Geſchichte.

Noch einmal erſcholl in feierlicher Verſammlung die letzte Strophe des Bundesliedes; dann ging man ſtill und ruhig auseinander. Die

Mehrzahl der innig befreundeten Mitglieder der nun aufgelöſten Burſchenſchaft blieb aber noch beiſammen und beſprach ſich über die Zukunft des Burſchenlebens. Was in der Adreſſe an den Großherzog ausgeſprochen war: die Hoffnung auf eine der erſtrebten edleren Geſtaltung des Burſchenlebens günſtigere Zukunft und die Mittel, wie man das jetzt erlittene Unrecht verſchmerzen und die empfangenen Wunden heilen könnte, beſchäftigte die erregten jugendlichen Gemüter noch lange Zeit, bis endlich der begeiſterte, von allen geliebte Binzer der allgemeinen Stimmung durch ſein herrliches, ſpäter oft geſungenes Lied Ausdruck verlieh:

Wir hatten gebauet
Ein ſtattliches Haus
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.

Wir lebten ſo traulich,
So einig, ſo frei,
Den Schlechten ward es gräulich,
Wir lebten gar zu treu.

Sie lugten, ſie ſuchten
Nach Trug und Verrat,
Verleumdeten, verfluchten
Die junge grüne Saat.

Was Gott in uns legte,
Die Welt hat's veracht't,
Die Einigkeit erregte
Bei Guten ſelbſt Verdacht.

Man ſchalt es Verbrechen,
Man täuſchte ſich ſehr,
Die Form kann man zerbrechen,
Die Liebe nimmermehr.

Die Form iſt zerbrochen
Von außen herein,
Doch, was man drin gerochen,
War eitel Dunſt und Schein.

Das Band iſt zerſchnitten,
War ſchwarz, rot und gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt!

Das Haus mag zerfallen —
Was hat's denn für Not?
Der Geiſt lebt in uns allen
Und unſre Burg iſt Gott!

Allerlei Sturm und Drang.

Die nächſte Folge der Auflöſung der Burſchenſchaft war ein Wiederaufleben der landsmannſchaftlichen Verbindungen. Als ſolche traten nunmehr die Korps in Erſcheinung, welche zwar die engherzige nationaliſtiſche Grundlage aufgaben und ſich nicht mehr auf beſtimmte territoriale Werbediſtrikte feſtlegten, aber doch wie die früheren Landsmannſchaften als oberſtes Prinzip lediglich den frohen Lebensgenuß pflegten. Zu ihnen gehörten im Jahre 1826 die „Thuringia“ auf dem Fürſtenkeller, die „Saxonia“ im Halben Mond, die „Frankonia“ im Ballhauſe, die „Teutonia“ im Engel und die „Rhenania“ im Weimariſchen Hof, welche jedoch bereits im folgenden Jahre wieder aufgelöſt und durch die „Vandalia“ erſetzt wurde.

Hoftag in Lichtenhain.

In dieſen Kreiſen vollzog ſich u. a. die Ausgeſtaltung der angeſtammten eigenartigen Trinkſitten, zu deren Kodifizierung eine eigene Kommiſſion eingeſetzt wurde, welche ſchließlich als Reſultat ihrer Verhandlungen den weltbekannten „Allgemeinen Jenaiſchen Bierkomment und Bierprozeß“ herausgab. Auch die Korps ſchufen ſich, wie ehedem die alte Burſchenſchaft, in Lichtenhain und Wöllnitz ihre Bierherzogtümer mit eignen Hofchargen vom Erzbiſchof bis zum Kammerdiener herab, in denen ſie unter großem Pomp und Mummenſchanz, ſowie unendlichem Bierkonſum, ihre Galafeſte und Hoftage abhielten. Außerdem bildeten die gemeinſam gehaltenen Wochenkommerſe, auf denen es allerdings nicht immer ohne Reibereien zwiſchen den einzelnen Verbindungen abging, einen Höhepunkt des Korpslebens, in deſſen Bereich auch das Duellweſen wieder zu großer Bedeutung gelangte.

Trotz alledem ſtand nach wie vor das jenaiſche Studentenleben unter der Vorherrſchaft des burſchenſchaftlichen Geiſtes. Dieſer warb und lebte ungetrübt weiter, wenn auch die äußere Form zerbrochen war. Ja, es geſchah, daß ſich die angeblich aufgelöſte Burſchenſchaft als neugegründete „Germania“ mit der alten Burſchenfahne wieder an die Oeffentlichkeit wagen durfte. Von Zeit zu Zeit wurden aufs neue ſtrenge Repreſſivmaßregeln ergriffen und den Angehörigen der Burſchenſchaft jegliche ſpätere Anſtellung im Staats-, Kirchen- oder Schuldienſte verſagt. Dennoch beſtand der Zuſammenſchluß, wenn auch ohne feſte

Digitized by Google

Form und organiſche Gliederung, fort. Der „Burgkeller“, das neue Burſchenhaus, deſſen Name zugleich den Inbegriff der jenaiſchen Burſchenſchaft bildete, trug wohl äußerlich nur den Charakter einer freien Kneipverbindung, pflegte jedoch im geheimen die alten Traditionen treulich weiter und bildete zugleich ein ſchwerwiegendes Gegengewicht gegen das neuaufblühende Korpsweſen.

Es war erklärlich, daß zwiſchen dieſen in ihren innerſten Prinzipien grundverſchiedenen ſtudentiſchen Parteien ein gedeihliches und erfreuliches Zuſammenleben ſich nicht ermöglichen ließ. Nur zu bald kam es zu häßlichen Provokationen und im weiteren Verlauf zur gegenſeitigen Verrufserklärung.

Das geſpannte Verhältnis verhinderte jedoch nicht, daß in einzelnen die „berechtigten Intereſſen“ der geſamten Studentenſchaft berührenden Fällen auf Grundlage des comment suspendu eine gemeinſame Aktion zuſtande kam.

So geſchah es am 2. Dezember des Jahres 1852 bei dem Auszug der jenenſer Studentenſchaft nach Kahla.

Man hatte abermals von ſeiten des Senats ein geheiligtes Reſervatrecht der akademiſchen Jugend angetaſtet und kurzerhand das öffentliche Singen auf den Straßen verboten. Es iſt das, beiläufig geſagt, ein Privilegium, welches ſich auch heutigen Tages der Jenenſer Studio nicht nehmen läßt.

Ueber dieſe Gewaltmaßregel erhob ſich ein Sturm der Entrüſtung. Man ſprach es allgemein aus, daß damit abermals ein Stück der akademiſchen Freiheit zu Grabe getragen werde. Die geſamte Studentenſchaft, ob Burſchenſchaftler, Korpsſtudenten oder „Finken“, bewies ſogleich dem Manifeſt ihre unzweideutigſte Mißachtung, indem ſie, anſtatt die Kollegs zu beſuchen, laut ſingend in hellen Haufen die Straßen der Stadt durchzog und ſämtlichen mißliebigen oder verdächtigen Perſönlichkeiten die Fenſter einwarf. Als noch während der Nacht die Kunde ruchbar wurde, daß auf Veranlaſſung des Senats zur Wiederherſtellung der Disziplin ein Militärkommando aus dem nahen Weimar in Anmarſch ſei, beſchloß man alsdann morgens früh um acht Uhr den allgemeinen Auszug nach dem drei Stunden entfernten altenburgiſchen Städtchen Kahla. Zur Mittagsſtunde bereits wogte der lange Zug, mit Vorantritt der ſchwarz-rot-goldenen Burſchenfahne und unter Geſang des Liedes: „ubi bene, ibi patria“ zum Neutor hinaus.

In Kahla und den umliegenden Dörfern wurde Quartier bezogen. Die Einwohnerſchaft nahm die unerwarteten Gäſte auf das entgegenkommendſte auf und geſtaltete ihren Aufenthalt zu einer Reihe von fröhlichen Feſttagen.

Der Senat zu Jena, der ſolche Unbotmäßigkeit ſehr übel vermerkte, ſtellte ſich unnachgiebig. Er verlangte ſchleunige Rückkehr zur alma mater

innerhalb dreier Tage und drohte andernfalls mit ſofortiger Relegation oder Conſiliierung.

Auch in dieſem Falle war es wiederum der burſchenfreundlich geſinnte Großherzog Carl Auguſt, der ſich ins Mittel ſchlug und ſeinen Schützlingen die Rückkehr nach Jena unter günſtigeren Bedingungen ermöglichte. Wegen des Auszugs nach Kahla wurde Amneſtie zugeſagt, das Militär ſollte aus der Stadt zurückgezogen, das Geſuch der Studentenſchaft um fernere Geſangsfreiheit aber in wohlwollende Erwägung gezogen werden, wobei es verblieb, indeſſen ungeſtört weiter geſungen wurde.

Die ſchwarz-rot-goldne Burſchenfahne ließen die dankbaren Muſenſöhne der Einwohnerſchaft von Kahla aus Erkenntlichkeit für die freundliche Aufnahme zurück. Dort verblieb ſie bis zum Mai 1848, wo ſie auf Anſuchen der Burſchenſchaft wieder zurückerſtattet wurde. —

Im Jahre 1826 organiſierte ſich die Burſchenſchaft in einer in Zwätzen abgehaltenen Verſammlung aufs neue. Da gleichzeitig auch auf faſt ſämtlichen andern deutſchen Univerſitäten die gewaltſam unterdrückte Bewegung ſich wieder feſte Formen ſchuf, ſo konnte kurz darauf das Band der Allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft wieder neu geknüpft werden.

Bald genug machte ſich jedoch ein innerer Zwieſpalt innerhalb der burſchenſchaftlichen Bewegung immer ſchärfer geltend. Schon auf dem Burſchentag in Erlangen im Jahre 1827 war die intranſigente und unternehmende Partei der „Germanen“ den friedlicher und weitherziger geſinnten „Arminen“ ſchroff gegenüber getreten. Auf dem Frankfurter Burſchentag im Jahr 1831 hatte ſie durchgeſetzt, daß zu dem bisherigen Tendenzartikel: „Die deutſche Burſchenſchaft betreibt die Vorbereitung zur Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und in Volksreinheit geſicherten Staatslebens mittelſt ſittlicher, wiſſenſchaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochſchule“, der nicht unbedenkliche Zuſatz beſchloſſen wurde: „Im Falle eines Aufſtandes ſolle unter Umſtänden jeder Burſchenſchafter verpflichtet ſein, ſelbſt mit Gewalt den Verbindungszweck zu erſtreben, und ſei deshalb zur Teilnahme an Volksaufſtänden gehalten, die zur Erreichnng desſelben führen könnten.“

Noch einmal hatte in Jena ein Feſt, welches zu Ehren durchziehender polniſcher Flüchtlinge veranſtaltet wurde, die feindlichen Parteien mit einander verſöhnt, ſo daß ſie wieder wie vordem auf dem Burgkeller gemeinſam kommerſierten und bei der Beſtattung Goethes in der Fürſtengruft zu Weimar als geſchloſſene Korporation auftraten. Aber die Verbrüderung war unhaltbar. Das Hambacher Feſt im Mai 1832, auf dem man „die vereinigten Freiſtaaten Deutſchlands“ und „das conföderierte republikaniſche Europa“ mit Hochrufen gefeiert, hatte den reaktionären Regierungen zu neuen Gewaltmaßregeln gegen die deutſche Burſchenſchaft Anlaß gegeben, denen gegenüber die ſanftmütigen

Arminen, die man wegen ihrer Gemütlichkeit bitter verſpottete, nicht die nötige Widerſtandsfähigkeit zu beſitzen ſchienen. Darüber brach der alte Streit wieder aus, in deſſen Verlauf die prinzipientreuen Germanen vom Burgkeller nach dem Fürſtenkeller auswanderten.

Das war die Zeit, in welcher Fritz Reuter als Student in Jena weilte.

Er ſchildert ſich als „einen magern, lang aufgeſchoſſenen Burſchen mit langem Halſe und langem Haar, bedeckt mit einer ſchwarz-rot-gold verbrämten Mütze; in der Hand trug er einen Ziegenhainer und hatte in ſeinem Weſen etwas Antediluvianiſches, jetzt Untergegangenes."

Fuchsturm mit Ziegenhain.

Der junge Reuter hatte ſich den forſchen „Germanen" angeſchloſſen, wennſchon er ſelbſt durchaus kein politiſcher Heißſporn, ſondern im Grunde nichts anderes, als ein lebensfroher Burſche war. Welch herzerquickendes Denkmal hat er nicht ſeiner Jenenſer Studentenzeit im Munde des „ollen Herrn Paſtur" in Hanne Nüte geſetzt!

„Ach Jena! Jena! lieber Sohn,
Sag' mal, hört'ſt du von Jena ſchon?
Haſt du von Jena mal geleſen?
Ich bin ein Jahr darin geweſen,
Als ich noch Studioſus war;
Was war das für ein ſchönes Jahr!
Ach, geh mir doch mit Mutters Schwaan
Und mit des Alten Engelland,
Nein, Ziegenhan und Lichtenhan

Und dann der Fuchsturm wohlbekannt,
Und auf dem Keller die Frau Vetter —
Es war ein Leben, wie für Götter!
Und auf dem Markte ſtanden wir,
Zur Hand ein jeder ſein Rappier,
Und Terz und Quart und Quartrevers — —
Die flogen links und rechts hinüber!
Ja, ja, da ging es ſcharf, mein Lieber."

Es exiſtiert außerdem aus Reuters Studentenzeit eine Ballade, die er dem weltberühmten Samiel zu Ehren in das Fremdenbuch der Rudelsburg ſchrieb. „Der Burggeiſt von der Rudelsburg" war ſie betitelt: ein wilder Ritter hat dort vor Zeiten gehauſt, allen Menſchen feind; aus Neid auf ſeinen Schänken und deſſen ſtattlichen Bart, mit dem ſeine eigne Oberlippe ſich nicht meſſen konnte, ſtößt er ihm das Schwert durch den Leib. Da richtet noch einmal der ſterbende Schänke ſich auf:

„Du haſt mich zwar getötet in ſchnödem Uebermut,
Doch nimmer wird's dir gehen auf Erden wieder gut;
Du wirſt dich nicht mehr freuen am wilden Schlachtgeſchrei,
Es ſteht ein krankes Jahr nur zu leben dir noch frei.

Und wenn du dann geſtorben, ſo eilt dein Geiſt nicht fort,
Der ſtolze Ritter bleibet als Schänk an dieſem Ort,
Vom Bier, das du getrunken, trinkſt du dann nimmermehr,
Es trinken die Studenten dann deine Fäſſer leer.

Und dieſen mußt du dienen und hören auf ihr Wort,
So lange Schänke bleiben, als dauert dieſer Ort.
Zur Warnung aller Herren, die ſtolz wie du und hart,
Sollſt „Samiel" du heißen und tragen einen Bart."

Ich hab' euch jetzt erzählet die Mär ſo wunderbar;
Ihr könnt ſie ſicher glauben, ſie iſt gewißlich wahr.
Wer ſie von euch nicht glaubet, der ruf nur: „Samiel!"
Dann kommt er mit dem Humpen und mit dem Bart zur Stell.

Ob dieſer kurzen Jenenſer Burſchenherrlichkeit willen mußte Reuter, und mit ihm ſo viele andre, die beſten Jahre ſeiner Jugend opfern.

Indeſſen hatte der Antagonismus zwiſchen Arminen und Germanen immer ſchärfere Formen angenommen. Es kam zu blutigen Konflikten. Abermals rückte ein Weimariſches Militärkommando in Jena ein, um die aufs ärgſte bedrohte öffentliche Ordnung wieder herzuſtellen. Eine ganze Reihe von Verhaftungen und Relegationen fand ſtatt. Das Führen von Stockdegen und allen andern Waffen, die Beherbergung fremder Studenten, das Zurſchautragen von Bändern, Mützen und

Kokarden in andern, als den Landesfarben, sowie die Zugehörigkeit zu ſtudentiſchen Vereinen mit irgendwelchen politiſchen Tendenzen wurde auf das energiſchſte verboten.

Infolgedeſſen löſten die Germanen wie die Arminen ſich auf. Auch Fritz Reuter verließ Jena im Februar 1833 und kehrte nach Stavenhagen zurück.

Zu gleicher Zeit hatte das ſogenannte „Frankfurter Attentat", die

Das Reuter-Denkmal.

Erſtürmung der Haupt- und Konſtablerwache ſeitens einer unbeſonnenen Rotte von Studenten, Demagogen und Bauern, eine neue Hochflut reaktionärer Gewaltmaßregeln gegen die Burſchenſchaft entfeſſelt. Zumal letztere noch kurz vorher auf dem — allerdings nur von ſechs Abgeordneten beſchickten — Burſchentag in Stuttgart den eben ſo unüberlegten wie ungereiſten Beſchluß gefaßt hatte: „Die Allgemeine deutſche Burſchenſchaft ſolle ihren Zweck, Einheit und Freiheit Deutſchlands, auf dem Wege der Revolution erſtreben und deshalb dem Vaterlandsverein in Frankfurt ſich anſchließen."

Daraufhin begann eine maßloſe Hetze und Verfolgung. Sämtliche Angehörige der deutſchen Burſchenſchaft, die ſich in ihrer Geſamtheit keineswegs mit jenen rabuliſtiſchen Tendenzen identifizierte, wurden, ſoweit ihnen nachgeſpürt werden konnte, verhaftet und vor der eigens zu dieſem Zwecke eingeſetzten Zentralunterſuchungsbehörde abgeurteilt. Auch Reuter ereilte das Verhängnis. —

Die unverwüſtliche Lebenskraft, die in der burſchenſchaftlichen Bewegung jener Zeit ihr Weſen hatte, überſtand auch dieſen Sturm. Allerdings darf nicht verkannt werden, daß man gerade auf ſeiten der Weimariſchen Landesregierung bei all dieſen reaktionären Unterdrückungsverſuchen lediglich der Not und nicht dem eigenen Triebe gehorchte. Man ließ ſich auch diesmal daran genügen, daß die Arminia ihren Namen ſowie ihren Charakter als Burſchenſchaft ablegte, aber deſſenungeachtet als freier Verein auf dem Burgkeller weiter tagte und im geheimen die alten Traditionen weiter pflegte. Es durfte ſogar ungeſtraft und ungehindert geſchehen, daß bei offiziellen Gelegenheiten, z. B. beim Prorektoratswechſel, der „Burgkeller“ wieder in der alten Burſchentracht, wenn auch mit verbundenen Farben, in voller Oeffentlichkeit erſchien, bis er ſich im Jahre 1836 ſchließlich aufs neue als ſtatutenmäßig organiſierte Verbindung auftat und bald darauf wieder einen Mitgliederbeſtand von einhundertfünfzig Mann erreichte.

Der Burgkeller.

Aber auch der alte innere Zwieſpalt zwiſchen den konſervativen und liberalen Elementen lebte wieder auf. Er führte zu einer erneuten Trennung der Burſchenſchaft, die ſich nunmehr in „Burgkelleraner“ und „Fürſtenkelleraner“ ſpaltete. Die „progreſſiſtiſchen“ Tendenzen, die ſich zu jener Zeit in immer ſtärkerem Maße geltend machten und auf eine gründliche Reform des Univerſitätsweſens und Studentenlebens abzielten, führten zur Gründung einer neuen burſchenſchaftlichen Vereinigung im

„Bären", die ſich vom Burgkeller abgetrennt hatte, aber bald darauf mit dieſem wieder zu der „Verbindung auf dem Burgkeller" vereinigte. Hiermit hatte die letztere den burſchenſchaftlichen Namen und Charakter ausdrücklich abgelegt und den „Progreß" zu ihrem Prinzip erhoben. An ihrer Stelle tat ſich als neue Burſchenſchaft im Februar 1845 die „Teutonia" (im Ballhaus, ſpäter im Engel) auf, die jedoch in der Folgezeit unverkennbar mit den Korps ſympathiſierte und zu ihnen mehrfach in nähere Beziehungen trat. Als zweite Altburſchenſchaft hatte ſich der „Fürſtenkeller" im Jahre 1846 unter dem Namen „Germania" neu konſtituiert. Daneben ſtand der „Burgkeller" als weitaus ſtärkſte ſtudentiſche Verbindung in alter Blüte. Seine progreſſiſtiſche Tendenz zielte nach wie vor, unter tunlichſter Beſeitigung des Duellweſens, nach einer Annäherung des ſtudentiſchen an das bürgerliche Leben. Dieſen allen gegenüber verharrten die vier bereits genannten Korps, zu denen ſich zeitweilig noch eine „Allemannia" geſellte, in ihrer abgeſchloſſenen ariſtokratiſchen Stellung.

Das „tolle Jahr" 1848 brachte auch unter die Jenenſer Studentenſchaft eine hochflutende Bewegung. Nicht genug, daß Korpsſtudenten, Burſchenſchafter, Progreſſiſten und „Finken" am 2. März in ſchönſter Einmütigkeit unter Vorantritt einer blau-weiß-roten Fahne und dem Schmucke gleichfarbiger Bänder und Kokarden den Ausbruch der franzöſiſchen Februarrevolution mit lautem Jubel feierten. Es kam ſogar zu regelmäßigen allgemeinen Studentenverſammlungen und zur Bildung einer akademiſchen Wehrmannſchaft. Inſonderheit beteiligte ſich der Burgkeller in intenſivſter Weiſe an den politiſchen Aſpirationen, welche auf eine Vereinigung des Kammer- und Landſchaftsvermögens, Gewährung der Preßfreiheit, Errichtung von Schwurgerichten uſw. hinarbeiteten. Als am 11. März gegen ſechstauſend Bauern mit Knitteln bewaffnet in Weimar einrückten und eine drohende Haltung annahmen, wußten die gleichfalls anweſenden Burgkelleraner die Bewegung an ſich zu reißen und unter Vermeidung aller groben Exzeſſe die Abdankung des Miniſteriums Schweitzer zugunſten eines namentlich in der Studentenſchaft eminent populären Miniſteriums Wydenbrugk mit glänzendem Erfolg durchzuſetzen.

In dieſe ſelbe Zeit fiel die Gründung des „Studentenvereins" unter den Nichtinkorporierten.

Bereits im Jahre 1841 war eine lockere Organiſation der „Finken" oder „Wilden" unter dem Vorſitz eines ſemeſterweiſe gewählten Sprechers ins Leben getreten, die jedoch lediglich die Pflege der Geſelligkeit und den Schutz des Einzelnen gegenüber dem damals etwas anmaßenden Gebaren der Verbindungsſtudenten ſich zur Aufgabe gemacht hatte. Gleichwohl war die Finkenſchaft bisher gegenüber den Intereſſen des ſtudentiſchen Lebens völlig indifferent geblieben.

Mit dem Jahr 1848 kam auch in dieſe Kreiſe ein reges Leben.

Um an den die Gemüter aufs höchste bewegenden politischen und studentischen Fragen tatkräftigen Anteil nehmen zu können, schloß sich zu Ostern ein ansehnlicher Teil der Finkenschaft zusammen, um auf durchaus liberaler und weitherziger Grundlage ein gemeinsames Raten und Taten zu ermöglichen. Jedweder Nichtverbindungsstudent konnte durch einfache Einzeichnung in die Namensliste Mitglied des solchergestalt konstituierten Studentenvereins werden und somit nicht bloß an der Neugestaltung der Verhältnisse selbsttätig mitwirken, sondern auch einen ebenso erwünschten als fruchtbringenden gesellschaftlichen Anschluß finden.

Das neuerwachte Leben drängte nach Betätigung. Von Jena ging die Anregung zu einem zweiten, auf breitester Grundlage stehenden Wartburgfeste aus, welches vom 8. bis 14. Juni stattfand und aus ganz Deutschland, sogar aus Wien, eine Schar von 1500 Studenten zusammenführte. Von Jena aus nahmen sämtliche studentische Gruppen in gleicher Weise teil. In vier, zum Teil recht stürmischen Versammlungen, bei denen die Rechte (konservative Korps- und Burschenschaften) und die Linke (progressistische Vereinigungen) hart aneinander gerieten, wurde folgende Adresse beschlossen:

„An die hohe deutsche Nationalversammlung.

Die Allgemeine deutsche Studentenversammlung auf der Wartburg hält eine Umgestaltung der Universitäten für dringend nötig und legt ihre diesfallsigen Wünsche Einer hohen deutschen Nationalversammlung zur baldigen Erledigung vor.

Die Universitäten sollen Nationaleigentum werden;

Das Vermögen der einzelnen Universitäten soll vom Gesamtstaate eingezogen werden. Dieser bestreitet ihre Bedürfnisse. Die Oberleitung übernimmt das Unterrichtsministerium. Im einzelnen wird das Prinzip der Selbstverwaltung anerkannt;

Unbedingte Lehr- und Hörfreiheit. Die Universitäten sollen die ganze Wissenschaft vertreten und nach diesem Prinzip die Lehrsächer vervollständigt werden. Jede Fakultätssonderung hört auf;

Die einzelnen Staaten sollen den Bundesbeschluß über Aufhebung der Ausnahmegesetze seit 1819 sofort in Wirksamkeit treten lassen;

Absolute Aufhebung aller Exemtionen in der Gerichtsbarkeit;

Beteiligung der Studierenden bei der Wahl der akademischen Behörde und bei Besetzung der Lehrstühle;

Zur Erlangung eines Staatsamtes soll Universitätsbesuch nicht mehr erforderlich sein.

Dieses sind die Wünsche, die wir der hohen Nationalversammlung zunächst und vorläufig vorzulegen beschlossen haben; die übrigen Punkte haben wir einer studentischen Versammlung von Vertrauensmännern an-

empfohlen, welche die weiteren Bedürfnisse der deutschen Studentenschaft festzustellen hat.

Im Namen der deutschen Studentenversammlung auf der Wartburg
Eisenach, 14. Juni 1848.

Der Präsident Rud. Lang aus München."

Die weiteren Verhandlungen blieben, wie bereits gesagt, dem gleichzeitig konstituierten „Gesamtausschuß der deutschen Studenten" überlassen, der noch bis zum 16. Juni über eine Neuorganisation der deutschen Studentenschaft und andere interne akademische Fragen weiterverhandelte.

„Auch dieses Wartburgfest", sagt Keil, „war, wie das erste, ein Fest der Freiheitsbegeisterung und Einigung; aber während die Jünglinge von 1817 sich als den Kern der Nation, als den das Vaterland repräsentierenden Kern deutscher Jugend ansahen und als solche einen Bund schlossen, der sich ausbreiten und verjüngen sollte von Gau zu Gau, von Geschlecht zu Geschlecht und durch alle Adern des deutschen Landes die immer frischen Pulse eines wahrhaft glücklichen, gerechten und ehrenhaften Lebens voll Kraft und jugendlicher Schönheit strömen sollte, standen die Jünglinge von 1848 mitten in der Revolutions- und Reformbewegung dieses Jahres, prüften, indem sie politische Freiheit eines jeden und soziale Gleichheit aller forderten, von diesem und dem nationalen Standpunkt aus das Studentenleben und Universitätswesen und verlangten einerseits Erhebung der Universitäten zu Nationalinstituten und andere durchgreifende Reformen, andererseits eine großartige Einigung der deutschen Studenten in demokratischer Verfassung und Vertretung, aber nicht in dem Sinne spezifischen Studententums, sondern mit der Tendenz, daß die den Studenten vom Volk trennenden Schranken beseitigt werden und der Student im deutschen Bürgertum aufgehen müsse." —

An weiteren Ereignissen ist aus demselben Jahre noch die von einem Teil der Studenten- und Bürgerschaft veranstaltete fragmentarische Jubelfeier der vor dreihundert Jahren erfolgten Gründung des „akademischen Gymnasiums", sowie die Veranstaltung eines Seniorenkonvents der deutschen Korps und die Gründung der „Allgemeinen Jenenser Studentenschaft" zu erwähnen, welche letztere allerdings nach kurzem Dasein noch im August desselben Jahres wieder in die Brüche ging. Auch der „Studentenverein", der sich aus dem größten Teil seiner Mitglieder an Stelle des immer mehr ins burschenschaftliche Lager überschwenkenden „Burgkellers" zu einem „Progreß-Klub" umgestaltet und schließlich unter dem Namen „Arminia" als farbentragende Verbindung aufgetan hatte, löste sich bereits im Jahre 1850 aus Mangel an jüngeren Mitgliedern wieder auf.

Als bleibende Frucht des Sturmes und Dranges hinterließ das tolle Jahr auch der Jenaiſchen Studentenſchaft eine Reihe freiheitlicher Errungenſchaften. Noch im Herbſte wurde u. a. der Kollegienzwang, ſowie die gleichfalls während der Reaktionszeit eingeführte Fleißkontrolle wieder abgeſchafft und das Verbindungsverbot ein- für allemal aufgehoben.

Und in Jene lebt ſich's bene!

Somit war endlich freie Bahn geſchaffen für eine ungehinderte Entwicklung und Ausgeſtaltung des Verbindungsweſens.

Der „Burgkeller" gab ſeine exzeptionelle Stellung auf und trat, ſpäter unter dem Namen „Arminia", den bereits beſtehenden Burſchenſchaften (Germania und Teutonia) als dritte im Bunde bei. Der Jenenſer S. C. blieb nach wie vor in den vier Korps „Thuringia", „Franconia", „Gueſtphalia" und „Saxonia" vertreten.

Neben dieſen erblühte nunmehr eine reiche, wechſelnde Zahl von nichtfarbentragenden Verbindungen und Vereinigungen, zumeiſt auf rein geſellſchaftlicher Baſis, ein urſprünglich dem Univerſitätsorganismus eingegliederter „Akademiſcher Geſang-Verein", der ſich im Jahre 1883 zu einer ſelbſtändigen „Sängerſchaft zu St. Pauli" umgeſtaltete, ſowie ſeit dem Winterſemeſter 1882/83 der Akademiſche Turnverein „Gothania", der mit ſeinem obligatoriſchen Turnbetrieb und dem ſtatutariſchen Grundſatz, das Duell lediglich als Mittel zum Austrag wirklicher Ehrenhändel zu handhaben, den von der alten Burſchenſchaft vertretenen Prinzipien heute noch am nächſten ſteht und der Mitgliederzahl nach unter ſämtlichen nichtfarbentragenden Verbindungen die erſte Stelle behauptet. Unter ſeiner Führung wurde im Jahre 1883 auf der „Schweizerhöhe" bei Jena der „Akademiſche Turn-Bund" gegründet, der nunmehr auf 28 Hochſchulen in mehr als dreißig Bundesvereinen vertreten iſt.

Auch die in ſtattlicher Zahl entſtandenen wiſſenſchaftlichen Vereine wußten ihr Leben nach der ſtudentiſchen Seite hin immer anregender auszugeſtalten.

Alle dieſe nichtfarbentragenden Verbindungen ſchloſſen ſich ſamt den nichtinkorporierten Studenten zu der „Finkenſchaft" zuſammen, welche unter Leitung des ſemeſterweiſe gewählten „Finkenkönigs" neben Burſchenſchaften und Korps lange Jahre hindurch die dritte, ſtärkſte Gruppe der Jenenſer Studentenſchaft bildete, bis das Aufblühen neuer, außerhalb dieſer Kreiſe ſtehender Vereinigungen und Verbände ſchließlich zu der heutigen Organiſation der „ſtudentiſchen Vertreterſchaft" führte, wonach ſowohl die ſtudentiſchen Korporationen als auch die nichtinkorporierten Studenten in den vier Fakultäten eine ſtändige, von

drei Vorſtandsmitgliedern repräſentierte Vertreterſchaft beſitzen und jede Korporation für je dreißig Mitglieder, ſowie jede Fakultät je eine Grundſtimme innehat.

Als farbentragende Verbindungen beſtehen heute neben den bereits genannten Burſchenſchaften und Korps die — zumeiſt aus früheren „ſchwarzen" Verbindungen hervorgegangen — Landsmannſchaften „Hercynia", „Rhenania", „Suevia", die zum V. C. gehörigen Turnerſchaften „Normannia" und „Salia", die „Agronomia" und die Reformburſchenſchaft „Cheruskia". Den nichtfarbentragenden Korporationen iſt ſeit einigen Jahren außer zahlreichen neugegründeten wiſſenſchaftlichen Vereinigungen auch ein „Verein deutſcher Studenten" beigetreten.

Haack-Jena phot.

Marktkneipe vor dem Bismarckbrunnen.

Selbſtverſtändlich treibt das luſtige Jenenſer Studentenleben innerhalb dieſer Kreiſe ſeine lockendſten Blüten. Auch die wiſſenſchaftlichen Vereine ſtehen in der Pflege fröhlicher Geſelligkeit nicht zurück und wiſſen ſich gleichfalls ihren Anteil an der goldenen libertas academica Jenensis zu wahren. Und wenn einer ganz und gar als einſchichtiger „Solofinke" leben wollte — auch er wird dieſes Geiſtes einen Hauch verſpüren. Denn Jena iſt und bleibt nun einmal das gelobte Land des deutſchen Studententums, und der Jenenſer Muſenſohn gilt heute noch dem Volke mit Recht als Typus des „Bruder Studio von ächtem Schrot und Korn".

Die weitaus meiſten der namentlich aufgeführten Korporationen reſidieren in eigenen, ſtilvoll, zum Teil luxuriös ausgeſtatteten Ver-

bindungshäuſern, die ſchon von weitem durch die vom Dache wehenden Banner kenntlich ſind. Dieſer wallende Fahnenſchmuck iſt für das Stadtbild Jenas überaus charakteriſtiſch. Bei jeder feſtlichen Veranſtaltung — und an ſolchen iſt bei dem reichgeſtalteten Verbindungsleben kein Mangel — ſieht man außerdem die einzelnen Studentenbuden in der ganzen Stadt umher durch die betreffenden Couleurfahnen kenntlich gemacht.

Den Höhepunkt des Verbindungslebens bilden die zumeiſt gegen Ende des Sommerſemeſters in ſolenner Weiſe begangenen Stiftungstage, die jedoch keineswegs ausſchließlich intra muros gefeiert werden, ſondern mit allerlei pompöſen oder ulkigen Umzügen zu Fuß, Roß oder Wagen, Markt- und Muſikkneipen, Renommierbummel und dergl. in die vollſte Oeffentlichkeit treten. Wie ſich denn überhaupt in keiner andern Univerſitätsſtadt das geſamte ſtudentiſche Leben in einer ſo reizvollen, ungenierten Weiſe coram publico abſpielt.

Wenn dem Studio es behaget,
Setzt er vor die Tür den Tiſch,
Und dann kommt der Wirt geſprungen,
Und dann wird gezecht, geſungen
Auf der Straße frei und friſch!

An dieſer angeſtammten „berechtigten Eigentümlichkeit“ hält der Jenenſer Studio bis heutigen Tages feſt. Allenthalben ſieht man vor den einzelnen Studentenlokalen bei nur einigermaßen erträglicher Witterung die Bürgerſteige mit Kneiptafeln beſetzt. Der Marktplatz zumal gleicht einem einzigen großen Frühſchoppentokal, das von dem Germanenhaus und den verſchiedenen Weinkneipen, zumal der altehrwürdigen „Zeiſe“, in ausgiebigſter Weiſe bedient wird. Dieſe buntbemützten, ſingenden, ſchmolliſtrinkenden, knobelnden oder bieruhrſpielenden Jünglingsgeſtalten gehören ein für allemal zum Straßenbild.

Wenn der alte Marktplatz nur erzählen könnte! Iſt er doch von jeher der Mittelpunkt des gemütlichſten und ausgelaſſenſten Treibens geweſen.

Wie würdig thront in ſeiner Mitte als genius loci der „Hanfried“, das von Drakes Meiſterhand geſchaffene Erzſtandbild Johann Friedrichs des Großmütigen! Wohl keinem Univerſitätsgründer wird heute noch ſo viel Ehre angetan, als ihm. Unter dem Burgfrieden ſeines Rolandſchwertes finden die bei allen größeren Solennitäten herkömmlichen Marktfeſte ſtatt. Zu ſeinen Füßen nimmt jeder ſtudentiſche Fackelzug mit brauſendem „Gaudeamus“ ſein Ende. Kein „Renommierbummel“, bewegt ſich durch die krummen Straßen, keine „Spritzfahrt“ verläßt das Weichbild der Stadt, ohne dem würdigen alten Herrn etwa durch dreimaligen Umzug oder Salamanderreiben auf dem Straßenpflaſter die ſchuldige Reverenz erwieſen zu haben. Ihm wird der neugebackene „Doktor“ in feierlicher Anſprache präſentiert; der „Bierſtaat“, der ſich

mit ulkigem Gepränge gen Ziegenhain oder Lichtenhain wälzt, bringt zuvor ihm als dem obersten spiritus rector seine sinnige Huldigung dar. Ihm wird in der Walpurgisnacht mit dem die Stadt durchbrausenden Mailied „Der Mai ist gekommen" der Anbruch des Wonnemondes zuerst gemeldet. In der Sylvesternacht lodert zu seinen Füßen das Feuer, worin die alten Couleurmützen in feierlichem Autodafé verbrannt werden; und wenn unter wehmütigem Comitat der „bemooste Bursche" zum alten Johannistor hinauszieht, so weiht er vorher seinem alten treuen „Hanfried" noch den letzten Schluck in Jenas Mauern.

Haack-Jena phot.

Bierstaat, rechts im Hintergrund der Karzer.

Der hohe Herr muß sich freilich von seinen übermütigen Hofschranzen manche Unbill gefallen lassen. Mußte doch vor einer Reihe von Jahren ausdrücklich verboten werden, den Hanfried mit — Bier zu begießen! Im nächsten „Bierstaat" der Arminen erschien er demzufolge als kranker Mann, der sich in seiner vertrockneten Haut nicht mehr wohl fühlte. Sogar das breite, aufrecht erhobene Schlachtschwert hatte man ihm eines Nachts aus der Faust gelöst und verkehrt, mit der Spitze nach unten, wieder eingeschraubt. Die Delinquenten waren bald ermittelt und zu strenger Karzerhaft verdonnert worden. Kurz entschlossen wandten sie sich in ihrer Bedrängnis an die Gnade des Großherzogs, des alten, leutseligen Carl Alexander, der seinen Jenenser Studiosen stets von Herzen gewogen war, und stellten ihm vor, daß sie lediglich aus ästhetischem und logischem Bedürfnis gehandelt hätten. Es sei ein peinliches Gefühl, den erhobenen Arm jahraus, jahrein mit dem schweren Eisenschwert belastet zu sehn. Er müsse sich doch endlich einmal in ruhender Stellung

zeigen. Dieſe völlig einleuchtende und wohlmeinende Abſicht fand denn auch die gebührende Würdigung und die Strafe wurde huldreichſt erlaſſen.

Der alte Hanfried ſchaut deshalb nicht mißmutiger drein. Wie hat er ſeine Freude zumal an dem bunten, bewegten Treiben, wie es ſich an den Wochenmarkttagen unter den Klängen der Stadtkapelle und dem charakteriſtiſchen Duft der Roſtbartwürſte zu ſeinen Füßen abſpielt, wo Bruder Studio zwiſchen den Gemüſe-, Eier- und Käſekörben ſeinen angeſtammten Marktbummel verrichtet, um mit den hausfraulich einkaufenden niedlichen Philinchen einen mehr oder weniger zarten Flirt zu ſpinnen! —

Zu einer ganz beſonderen Inſtitution des Jenenſer Studentenlebens iſt der Beſuch der „Räuber"-Aufführungen im Hoftheater zu Weimar geworden. An ſolchem Tage ſind die Angehörigen der Burſchenſchaft vollzählig in der benachbarten Reſidenz verſammelt, um dieſer zunächſt von ſich aus das Schauſpiel einer ſolennen Renommierfahrt zu bieten. Abends ſind Parkett und Parterre mit Rot-, Weiß- und Blaumützen bis auf den letzten Platz beſetzt. Ehe der Vorhang aufgeht, ertönt aus vollen Kehlen das Lied: „Stoßt an! Weimar ſoll leben!" worauf der Sprecher mit einem lauten: „Silentium! Das Spiel kann beginnen!" das Zeichen zum Anfang gibt. Ehe ſodann in der fünften Szene des vierten Aktes das Räuberlied: „Ein freies Leben führen wir" anhebt, wird nach einem abermaligen „Silentium! Jetzt ſingen wir!" das alte Gaudeamus angeſtimmt. Dann heißt es wiederum: „Silentium! Das Spiel kann weitergehn." — Den Abend beſchließt in der Regel ein fideler Kommers bei Chemnitius.

Jena iſt eine geradezu ideale Fuchſenuniverſität. Nirgend anders geht einem jugendfriſchen Herzen der Zauber des echt deutſchen Burſchenlebens ſo lieblich auf. Nirgend anders wird die goldene libertas academica in ſo vollen Zügen und doch verhältnismäßig harmloſer Weiſe genoſſen. Von dem raffinierten high life und dem verlebten, greiſenhaften Gigerltum des großſtädtiſchen Studentenlebens iſt in Jena glücklicherweiſe noch wenig zu ſpüren. An verbummelten und verkrachten Exiſtenzen fehlt es ja ſchließlich nirgends im akademiſchen Leben. Auch Jena beſaß ehedem in der bekannten „Bierlatte" einen typiſchen Vertreter dieſer Gattung, unter deſſen Narrenkleid die erſchütternde Tragik eines verfehlten Lebens ſich nur mühſam verbarg. Als reichbegabter Sohn braver Eltern war er nach Jena gekommen. In überſchäumendem Jugenddrang hatte er ſich dem Burſchenleben in die Arme geworfen. Er fand ſich nicht mehr zurück und zurecht.

„Vater und Mutter ſtarb zu Haus,
„Vergeſſen iſt ihr einz'ger Sohn,
„Jetzt weiß ich nicht, wo ein und aus —
„O Akademia!"

„Nur eine iſt, die weint um mich,
„Sie wohnt im fernen Heimatland,
„Und ihren Ring verſetzte ich —
„O Akademia!"

„Verlornes Glück, fahr' hin, ade!
„Ich wollt, ich läg' im kühlen Grab
„Und ſchlief allein mit meinem Weh —
„O Akademia!"

Als Allerweltsfaktotum wurde er ſchließlich von den Kommiltonen, die ſich an ſeinen Stegreifliedchen und ſonſtigen Schnurrpfeifereien, zumal an ſeinem locus classicus: „Deutſchland wird nimmer fertig — Himmelſapperement!" zu erheitern wußten, von Semeſter zu Semeſter kümmerlich durchgefüttert, bis er ſchließlich im Rauſch ein elendes Ende fand. —

Im allgemeinen darf man der Jenenſer Studentenſchaft einen ernſten akademiſchen „Biereifer" keineswegs abſprechen. Und in Jena läßt es ſich ſtudieren! Iſt es doch gerade ein Vorzug der „kleinen" Univerſitäten, daß einesteils die praktiſchen fachwiſſenſchaftlichen Uebungen dem Einzelnen in viel höherem Maße zu gute kommen, als in den überfüllten Seminaren, Kliniken und Laboratorien der „großen" Univerſitäten, und anderſeits der perſönliche Konnex zwiſchen Lehrer und Hörern ein viel intimerer wird. Das Verhältnis zwiſchen der Jenenſer Profeſſoren- und Studentenſchaft iſt ein prächtiges, in beſtem Sinne kommilitonenhaftes. Wie die Studioſen in den Häuſern und Familien der Profeſſoren gern geſehene Gäſte ſind, ſo nehmen auch die letzteren an allen ſtudentiſchen Veranſtaltungen und Feierlichkeiten einen lebendigen Anteil.

Man wird wohl überhaupt keine zweite Univerſitätsſtadt finden, in welcher das ganze öffentliche Leben ſo allgemein auf den burſchikoſen Ton geſtimmt iſt, als in Jena. Die geſamte Bürgerſchaft männlichen und weiblichen Geſchlechts lebt in ſtudentiſchen Ideen und redet in deren Sprache. Der Jenenſer Philiſter iſt ſelbſt ein halber Student. Er kennt ſeinen Komment ſo gut, wie der kraſſeſte Fuchs und iſt in allen Couleur- und Menſurangelegenheiten vollſtändig au fait.

Wer echt Jenenſer Geiſt und Leben in ſtimmungsvollſter Nähe kennen lernen will, darf nur dem „Weo" i. e. dem „Weimariſchen Hof", der größten und frequentierteſten Studentenkneipe Jenas, einen Beſuch abſtatten. Das unterm Markt gelegene Haus, die frühere „Fengpfeife", auf deſſen Dach das grün-weiß-rote Banner des A.T.V. Gothania weht, iſt über und über mit Fahnen in den Farben ſämtlicher Jenenſer Verbindungen geſchmückt. Hier iſt neutraler Boden. Sämtliche Coleuren haben daſelbſt ihren Verkehr. Von dem Firmenſchild „Aula Vimariensis" bis zu dem diskreten „Omnes eodem cogimur" an der Rückſeite iſt das ganze Revier von burſchikoſer Stimmung erfüllt. Die verſchiedenen

Kneiplokalitäten ſind als „Auditorien“ bezeichnet, der ſtattliche, joviale „Kämmer-Karl“ präſentiert ſich als stud. med. im IV. Semeſter, ſteht mit jedwedem Kommilitonen gleich von vornherein auf „Du und Du“ und weiß mit ſeiner im eleganteſten Latein verfaßten Exmatrikel und einem dito Doktordiplom dem Neuling gewaltig zu imponieren. Mit einem wunderbaren Namens- und Perſonengedächtnis begabt, kennt er, als lebende Univerſitätschronik, jeden ehemaligen Jenenſer Studenten, der bei ihm verkehrt hat, heute noch bei Namen. Auch als wackerer Benefiziant hat er ſich verdient gemacht. Als im Sommerſemeſter 1904 nach etwa 150 Jahren zum erſtenmal wieder der tauſendſte Student des Semeſters immatrikuliert wurde, ſtiftete ihm Kämmer-Karl einen Freitiſch nebſt ſonntäglich einer halben Flaſche Wein. Ebenſo ſpäter dem fünfzehnhundertſten Studenten. In dem gegenwärtigen Jubelſemeſter hat er drei Freitiſche, einen davon bis an ſein Lebensende, errichtet.

Kämmer-Karl
Wirt zum Weimariſchen Hof.

In gleich freundlicher Erinnerung wird älteren Semeſtern noch der „Wilhelm“ ſtehen, der mit ſeinem „Nihiliſtenpinſcher“ in den beiden kleinen verräucherten Spelunken auf dem halben Wege zum Fuchsturm ſeinen urwüchſigen Betrieb unterhielt. Wer hätte ſich als junger Fuchs vom „Wilhelm“ nicht „die Gegend erklären laſſen“? Da trat er, mit einer langen Bohnenſtange bewaffnet, vor ſeine „Guanofabrik“, wies zunächſt nach hinten, wo außer dem erwähnten Etabliſſement nichts zu ſehen war: „Seht r'ſch, Ihr Füchſe, dort liegt Darmſtadt“, und hub nun an, in ſtetig fortſchreitender Entwicklung — „Rrr! ein ander Bild!“ — das vor dem Blick liegende landſchaftliche Gemälde in ſeinen Einzelheiten zu deuten. „Sehtr'ſch!“ ſo wies er auf das gegenüberliegende Mühltal, in welchem ſoeben ein Güterzug der Weimar-Geraer Bahn unter mächtigem Qualm aufwärts dampfte, „dort, wo Eener die ſtarke Zigarre roocht, is Napoleon dem Landgrafen den Buckel naufgeſtiegen“, und ſo fort mit Grazie ad infinitum. Oder wer hätte mit ihm nicht ſeinen „Bierjungen“ getrunken, den man unfehlbar verlieren mußte, weil Wilhelms Kännchen einen doppelten Boden hatte, der ſich nur etwa 2 Zentimeter unterhalb des Deckels befand!

Und wer hätte nicht dann und wann, wenn es die Natur ver-

langte, beim Germarfritze sein „Würschen" genommen, der den kleinen Schnapsladen, in welchem jede Korporation ihre Couleurbulle für Bedürfnisfälle bereit stehen hatte, mit seinem Massiv gerade ausfüllte und mit seinem mühseligen „Pfeifen", sowie dem stereotypen „casus criticus fatalicus extraordinarius" nicht minder zu den alten weitbekannten Jenenser Originalen gehörte!

Und wer hätte sich nicht bei „Röschen", dem schnurrigen alten Geniste, sein Veilchen- oder Nelkensträußchen fürs Knopfloch gekauft und sich von ihr zum Entgelt etwas vorsingen und -tanzen lassen?

Haack-Jena phot

Fastnachtsumzug.

Die alte ulkige Biergemütlichkeit ist noch längst nicht ausgestorben, und heute noch ist Jena das Dorado der „Studentenstreiche". Die Straßenlaternen, die nicht ausgedreht, die Klingeln, die nicht gezogen werden, haben auch in heutigen Tagen ihren Beruf verfehlt, und so manche eigenartige Ausstaffierung mit Schlafmütze, Zylinderhut oder langer Pfeife müssen sich die Denkmäler der würdigen Gelehrten am Fürstengraben oder der alte Hansried gefallen lassen. Der Jenenser Studio steht ja perpetuierlich mit einem Fuße im Strafgesetzbuch drin, denn an ein ruhiges Nachhausegehen ohne „groben Unfug" oder „nächtliche Ruhestörung" (cf. § so und so viel des Strafgesetzbuches) hat er sich bis heutigen Tages nicht gewöhnen können.

Der alte Studentenulk hat allerdings so manches von seinem romantischen Reiz verloren, seit an Stelle der fidelen Karzerhaft das nüchterne polizeiliche Strafmandat und an Stelle der Pedellen oder „Pudel" der „Polyp" und „Nachtrat" getreten sind.

Noch heute weiß man von jener alten Pedellenherrlichkeit zu erzählen. Einer der gefürchtetsten war seinerzeit gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein gewisser Fiedler, der sein Amt über siebenunddreißig Jahre verwaltete und mehr als 18 000 Studenten gekannt haben soll. „Dieser Pedell", so schreiben die schon mehrfach erwähnten „Briefe über Jena", „ist der Inbegriff aller Pedellseigenschaften, ein Argus, dessen Augenrollen schon so viel bedeutendes hat, daß man einen lebendigen lettre de cachet vor sich herumwandeln zu sehen glaubt, wenn man ihn nur auf der Straße gehen sieht. Die Anekdoten, die man sich von seiner Schlauigkeit erzählt, sind sehr drollig; aber der Ehrenmann hat in der oft allzupünktlichen Ausübung seines Berufes gar oft Lebensgefahr ausgestanden. Manche Pistole wurde auf ihn abgedrückt, mancher Stein fiel neben ihm nieder, manchen Prügelregen ertrug er mit heldenmütiger Standhaftigkeit, manchem physikalischen Experiment widerstand sein starker Magen. Sogar seine Perücke, die er einmal bei einem Straßentumult verloren, wurde auf sämtlichen deutschen Universitäten mit der Post herumgeschickt und gelangte schließlich von Kiel aus elegant frisiert wieder an ihren Besitzer zurück. Jeder, der sonst nichts zu tun hatte, übte seine Erfindungskraft an diesem Manne. Er ist der Mittelpunkt eines illustren Korps, dem alle Pferde- und Gassenjungen in Jena einverleibt sind, welche er für jede ausspionierte Nachricht bezahlt, da der Hauptgewinnst — ein Teil der Strafgelder — doch immer in seinen Beutel fällt."

Auch der Name des Pedells Kahle ist noch in mehrfachen Liedern, z. B.

Kahle kommt, Kahle kommt, Kahle kommt von Jene,
Macht Euch auf, macht Euch auf, macht Euch auf die Beene —

oder

Kommt Herr Kahle uns zu früh.
Immer jüh!
Kneipen wir als Altiei!

der Nachwelt erhalten geblieben. Von seiner Schlauheit werden gleichfalls Wunderdinge erzählt. So sollte einst bei Wöllnitz eine Paukerei stattfinden. Als die Waffen zur Stelle geschafft waren, warf einer die Frage auf: „Wo verstecken wir die, wenn Kahle kommt?" „O," hieß es, „die werfen wir in das Wasserfaß, das dort auf dem Feld steht. Füchse, geht hin und gießt das Wasser einstweilen aus!" Die Füchse gehorchten. Aber man hätte ihre verblüfften Gesichter sehen sollen, als aus dem Fasse sich die untersetzte Gestalt Kahles erhob, der sie mit einem freundlichen „Guten Morgen!" begrüßte! Schon am andern Morgen hing in dem Schaufenster des Porzellanmalers Eichel in der Leutragasse eine Zahl bald reißend abgehender Pfeifenköpfe, auf denen in schwarzer Silhouettenform ein Faß abgebildet war, aus dem ein schwarzer Pudel sah, dessen lange Zunge von den Worten: „Guten

Morgen!“ gebildet wurde. Kahle ſchmunzelte geſchmeichelt, wenn er einen Studenten mit einer ſolchen Pfeife ſah.

In dieſem Falle hatte er jedoch ſeine Schlauheit vergeblich aufgeboten. Die Waffen waren zwar von ihm konfisziert und nach dem Hauſe des Prorektors geſchafft worden, wo ſie einſtweilen im Vorzimmer liegen blieben. Noch an demſelben Tage begab ſich der Sprecher der Verbindung dorthin, um untertänigſt um Rückgabe dieſer koſtſpieligen Requiſiten zu bitten. Selbige wurde natürlich verweigert. Der wohlwollende Prorektor — es war Baumgarten-Cruſius — entließ jedoch

Karzerumzug vor dem Hanfried.

den Supplikanten mit der verbindlichen Entſchuldigung: „Nehmen Sie, bitte, mein Geleite mit; ich habe zu arbeiten.“ Selbſtverſtändlich nahm der Herr Kommilitone nicht nur das Geleite, ſondern auch die im Vorzimmer lagernden Waffen mit, und die Sache war erledigt. —

Auch die Herren „Polypen“ oder „Nachträte“ müſſen ſich mancherlei Unbill von ſeiten der mutwilligen Kommilitonen gefallen laſſen. Oft genug ſind ſie in ihrer im Rathausdurchgang befindlichen Wachſtube regelrecht belagert und blockiert worden. Hat man doch vor wenigen Jahren erſt einem dieſer Ordnungswächter im Handgemenge von hinten die Helmſpitze abgedreht, ohne daß er es merkte. Dieſe Helmſpitze figuriert in ſachgemäßer Aufmachung heute noch in einer bekannten Studentenkneipe als Trinkgefäß, aus welchem man „Polypenſchnäpſe“ verzapft.

Die Karzerſtrafe kommt eigentlich nur noch bei Verfehlungen gegen

die akademiſche Disziplin zu ihrem Rechte. Glücklicherweiſe. Denn ſie wird von den Betroffenen ſamt deren Freunden überaus bitter und ſchmerzlich empfunden. Der Schwerverbrecher, den — natürlich unſchuldigerweiſe — der ſtrafende Arm des „Biergerichts“ erreichte, wird

Aus dem Jenenſer Karzer.

am Tage ſeines Strafantritts, mit dem Armenſünderkleide angetan, am Arm die heulende Gattin, von Henkersknechten umgeben, in langem, langem Zuge unter faſſungsloſem Wehklagen dem Kerker überliefert.

Drinnen, in dem traulichen, grünumrankten Häuschen hinter der alten Stadtturmruine ſieht es eigentlich gar nicht ſo ſchauerlich aus. Es ſind drei freundliche Zimmerchen, deren weißgetünchte Wände über und über mit bildlichen, allegoriſchen oder poetiſchen Erzeugniſſen aus mehr oder weniger kunſtverſtändigen Verbrecherhänden bedeckt ſind. In leuchtendſten Farben prangen allda an Decke, Wänden und Ofen die Wappen der einzelnen Verbindungen, allen voran das Karzerwappen mit dem Wahlſpruch: BIER — UNSCHULD — RACHE —, das in ſeinen vier Feldern die der Deviſe entſprechenden Karzerfarben braun-weiß-ſchwarz, eine Bierflaſche mit Skatkarten, einen Affen und die Wage der Gerechtigkeit zeigt, deren Wagſchale „Unſchuld“ von der Wagſchale „Bosheit“ hoch emporgeſchnellt wird. Die Inſaſſen tragen als Mitglieder des Korps „Carceria“ Band und Cerevis in ebendieſen Farben, ſollen ſich mit ernſten Studien beſchäftigen, täglich zwei Fläſchchen Bier trinken und eine Stunde im Garten ſpazieren gehen, was ſie ja wohl gewiſſenhaft tun.

Mag auch manch eine weltſchmerzliche Stimmung über den Inſaſſen kommen, der unglücklicherweiſe allein, ohne Leidensgefährten, ſeine Zeit „abbrummen“ muß, ſo daß er ſeine Klage in Lapidarſchrift den verſchwiegenen Wänden anvertraut:

Bei Bier und Schnaps und Schnaps und Bier
Saß ich allein auf dem Karzer hier;
So lang' ich ſaß, hab' ich geſonnen,
Warum man mich hat eingeſponnen —

ſo findet ſich doch dann und wann auch ein erfreulicheres Stimmungsbild, z. B. das Bekenntnis jenes bierehrlichen Burſchen, der die Berechtigung ſeiner Gefangenſchaft und deren vortreffliche erzieheriſche Wirkung in folgenden Worten dankbar anerkennt:

Hier ſaß ich, und zwar mit vollem Recht;
Gefallen hat mir's gar nicht ſchlecht.
Ich dachte erſt, hier wär's barbar'ſch —
Im Gegenteil! Fein war'ſch!
Selbſt im Karzer lebt ſich's bene! — — —

Alles in allem aber darf es wohl auch heute noch bei dem ſympathiſchen Urteil Adolf Stahrs über das Jenenſer Studententum verbleiben:

„Ich wüßte kaum eine deutſche Univerſität zu nennen, wo mir das Leben und Treiben der akademiſchen Jugend anmutender und gemäßer als hier in Jena erſchienen wäre!“

Das liebe närriſche Neſt.

Ein reizvolleres Milieu hätte dieſes urfidele, friſche, freie Burſchenleben nirgends finden können, als in dem gemütlichen, altthüringiſchen Neſte und ſeiner herrlichen landſchaftlichen Umgebung.

„Ecco la mia bella Fiorenza — Sieh da, mein ſchönes Florenz!“ rief Karl V., als er nach der Schlacht bei Mühlberg mit dem gefangenen Kurfürſten das Saaltal herauſzog und der kleinen altersgrauen Stadt am grünen Geſtade, inmitten der von Weingärten bedeckten Höhen anſichtig wurde.

„Da hebt ſich zunächſt“, ſo ſchildert Adolf Stahr die Ausſicht vom Galgenberge, „aus dem engen Wöllnitzer Grunde in ſchroffer Steile der Johannisberg hervor. Das mächtige Trümmerwerk auf ſeinem Rücken ſind die Reſte der alten ſtolzen Lobedaburg, auf der die Dynaſten ſaßen, denen vor Jahrhunderten ein großer Teil der ganzen Umgegend ſamt der Stadt Jena erb und eigen gehörte. Näher nach Jena zu erhebt ſich die faſt ſenkrechte Mauer der Kernberge, geſtützt von einigen kegelförmigen Strebepfeilern. Von zahlreichen Schluchten durchfurcht, bilden ſie mit ihren grotesken Sandſteinhöhlen, den ſogenannten „Teufelslöchern“, und ihren nackten, faſt aller Vegetation baren Höhen und Kuppen einen Vorſprung des Talrandes, um welchen herumbiegend die Saale in gerader Richtung auf Jena zuſtrömt. Dieſe Kernberge ſind es hauptſächlich, welche den Bergen von Jena den Ruf der Kahlheit gemacht haben, den die meiſten der übrigen, zum Teil mit Wald und Buſchwerk bewachſenen und bis zur Höhe hinauf kultivierten Höhen keineswegs verdienen. Das kümmerlich nackte Ausſehen jener Berge rührt aber keineswegs von ihrer abſoluten Unfruchtbarkeit, ſondern von dem Umſtande her, daß vier oder fünf in der Nähe liegende Ortſchaften aus unvordenklicher Zeit eine Triftgerechtigkeit auf dieſe Höhen beſitzen, welche bisher jeden Anbau gehindert hat.

„Ihnen zunächſt, gegenüber der Stadt, erhebt ſich der bei weitem intereſſanteſte aller dieſer Berge, der Hausberg. Als ich ihn zuerſt von der Stadt aus und neulich von der Terraſſe des ehemaligen Griesbachſchen Gartens erblickte, erinnerte er mich mit ſeinem zweiköpfigen Gipfel und ſeinen ſanft abfallenden Seitenlinien durchaus an den Veſuv, und ſchwerlich möchte ſich in Deutſchland noch ein ähnliches Miniaturbild jenes alten Städteverwüſters nachweiſen laſſen. Von anderen Seiten und Standorten betrachtet, ſchwindet aber dieſe Illuſion. Es wird nämlich alsbald der langgeſtreckte, ſcharfe, wie eine koloſſale Säge ausgezackte Rücken ſichtbar, durch deſſen ſchmales Grat er letztlich nach Oſten hin mit der rings das Tal umgebenden Hochebene zuſammenhängt. Jene Einſchnitte des Grates ſind nur zum Teil natürlichen Urſprungs, zum größeren Teile ſind ſie Menſchenwerk. Denn hier ſtanden noch vor ein paar Jahrhunderten nicht weniger als drei Raubburgen, mit denen

überhaupt dieſe Talhöhen reich geſegnet waren, jede von der andern nicht viel über einen guten Pfeilſchuß entfernt. Der ſteil aufſteigende ſogenannte Fuchstum iſt ein Reſt der mittelſten dieſer Burgen. Anderes Getrümmer und Mauerwerk von Gewölben und Unterbauten iſt längſt wieder zur Natur geworden und bildet, mit faſt üppiger Vegetation überkleidet, einen Beſtandteil der verſchiedenen Berggipfel. — Wenn der Hausberg mich an den Beherrſcher des Golfes von Neapel mahnt, ſo führt der ihm zunächſt nördlich liegende Jenzig mit ſeinen gelblich

Der Jenzig.

kahlen Abhängen, von Steingeröll bedeckt, mit ſeinen fantaſtiſch gezackten, hellfarbigen kryſtalliniſchen Formen, im Glanz der Abendſonne ſtrahlend, mir die Bergformen von Palermo vor die Erinnerung. Er bildet ein Hufeiſen mit dem eine halbe Stunde weiter nördlich liegenden grünbewaldeten, von den Burgtrümmern der Kunitz maleriſch gekrönten Kunitzberge, von dem ſich ſanfter gewellte Höhen, zum Teil mit Schwarzwald bedeckt, hinabziehen.

„Drüben, auf dem linken Saaleufer, dem Jenzig gegenüber, liegt der Landgrafenberg, auf deſſen Höhen Napoleon in der Nacht des Jenaer Schlachttages bivouakierte. Zu ſeinen Füßen ſchlängelt ſich die Straße von Weimar durch Kieferngehölz hinab in das enge, vom Leutrabache durchfloſſene Mühltal."

Inmitten dieſes weiten Talkeſſels breitet das bunte Häuſergewirre Alt-Jenas ſeine regelloſen Ausläufer immer weiter aus. Bis hinein in

das Mühltal, an deſſen Eingang vor nicht allzulanger Zeit noch einſam die „Olea" lag, und bis hinauf zu halber Höhe des Landgrafenberges, Sonnenberges und Tatzend iſt in den letzten zwei Jahrzehnten ein völlig neuer, in ſeiner alle Schablone vermeidenden Anlage durchaus originell und maleriſch wirkender Stadtteil entſtanden. Wer Jena noch vor einem Vierteljahrhundert gekannt hat und heute etwa zum erſtenmal wieder von Weimar her ſeine Einkehr hält, fühlt ſich in eine fremde Welt verſetzt.

Nichtsdeſtoweniger hat der innere Kern der Altſtadt, zwiſchen Johannistor, Teichgraben, Löbder- und Fürſtengraben, ſich ſein charakteriſtiſches Gepräge im großen und ganzen zu bewahren gewußt. Abgeſehen von einzelnen unvermeidlichen Moderniſierungen ſind die krummen Straßen und die traulichen, altersgrauen Feuerſtätten noch dieſelben.

Alt-Jena iſt heute noch die Stadt der ſieben Wunder:

Ara, caput, draco, pons, mons, vulpecula turris,
Weigeliana domus, septem miracula Jenae,

von denen K. V. Stoy, der Pädagoge, zu ſingen weiß:

Fürwahr, da iſt nicht zu ſtreiten,
's iſt hier ein eigenes Land;
Da ſind von den älteſten Zeiten
Her ſieben Wunder bekannt.

Dort drüben — 's iſt drin nicht geheuer —
Steht ſchweigend das Weigelſche Haus,
Hier ſchaut das Seeungeheuer,
Der Schnapphans, grauſig heraus.

Und über der Saale Wogen
Streckt hin ſich die Wunderbrück',
Sie führt auf kunſtvollen Bogen
Nach Ziegenhain hin und zurück.

Rings ſchau' ich bedeutſame Sachen:
Den Altar von Wunderhand,
Den ſiebenköpfigen Drachen,
Den Fuchsturm, den Lug-ins-Land.

Ihn trägt die Wacht an der Saale,
Der Hausberg, weinumlaubt,
Er blickt auf die Füchslein im Tale
Als altes bemooſtes Haupt.

Doch dem, was die Väter beſchrieben,
Fügt ſich ein achtes hinzu:
Wie groß auch die Wunder, die ſieben.
Das achte, mein Jena, biſt du!

Einzig das Weigelſche Haus iſt von der Bildfläche verſchwunden. Man hat, wie bereits erwähnt, an ſeiner Stelle die Weigelſtraße, mit dem neuen Stadthaus — dem modernen Erſatz für die alte, durch ihre „Fleiſchklößchen“ berühmte Kneipe gleichen Namens — durchgebrochen.

Ein weiteres der ſieben Weltwunder wird in ſeiner bisherigen Geſtalt wohl auch nicht allzulange mehr erhalten bleiben: die alte Camsdorfer Brücke (pons), die dem regen Verkehr zwiſchen der Stadt und ihren Vororten Camsdorf und Wenigenjena heute abſolut nicht mehr genügen will. So lange jedoch ein jeder der beiden Kontrahenten dem andern den Löwenanteil an den Koſten zuzuſchieben ſucht, darf ſich das altehrwürdige Bauwerk noch ſeines Lebens freuen.

Auch der Altar (ara) der Michaeliskirche, unter welchem man „mit einem beladenen Wagen durchfahren kann“, was jedoch niemand tut, ſteht heute noch an ſeiner alten Stelle. Nicht minder der „Schnapphans“ (caput), jenes wunderbare Uhrwerk an dem uralten jenaiſchen Rathaus, in deſſen weltberühmtem Trinkſtüblein, der „Zeiſe“, man das Eigengewächs des jenenſer Weinbaus, den „Creo“, in ſeiner ganzen unverfälſchten herben Natürlichkeit verzapft erhält. Welche Bedeutung übrigens die Jenenſer Winzerei ehedem beſaß, bezeugt die Weintraube im Stadtwappen. Noch zu Luthers Zeiten waren faſt ſämtliche Berglehnen mit Weingärten bedeckt. Heute finden ſich ſolche zumeiſt noch an den Hängen des Landgrafenberges, der ſeinen Namen eben dem Umſtande verdankt, daß dort die Thüringer Landgrafen ihre Weinpflanzungen beſaßen.

Beſagter „Schnapphans“ aber iſt nichts anderes, als ein aus Blech gefertigter Menſchenkopf (vulgo Blechſchädel), unter welchem zwei Engel ſtehen, von denen der eine ein Glöckchen und ein Buch, der andere eine Stange mit einem Apfel in der Hand hält. Die Uhr ſchlägt ihre Stunden auf zwei Glocken. Geſchieht dies auf der einen, ſo klingelt und hebt das Buch der eine Engel ſo viel mal, als die Uhr Stunden zeigt; ſchlägt die andere Glocke, ſo hält die betr. Figur dem Kopfe den Apfel hin, der nun ebenſovielmal vergeblich danach ſchnappt. Von dieſem Maulaufſperren (Gähnen) hat man den Namen Jena ableiten wollen. „Denn wenn“ — nach Adrian Beier — „das Uhrwerk am Rathaus ſchlägt, ſo ſperret ein aus Erz gegoſſener Mann daran das Maul auf. Daher hat D. Martinus Lutherus ſeeliges Gedächtnüs die Art zu reden genommen, und von Maul-Affen und Gaffern geſaget: Hans von Jene. Seine Worte lauten alſo in der Haus-Poſtilla in der 3. Predigt am 20 Sonntag nach Trinitatis: Wenn ein großmächtiger König auf Erden Hochzeit machete, hatte die Mahlzeit herrlich bereitet und lüde viel dazu, da würde ein Zulauffen werden von allen Orten, und Hanß von Jene würde auf allen Gaſſen ſein.“

Auch der Fuchsturm (turris) krönt heute noch als ſtolzes Wahrzeichen die zackige Höhe des Hausberges. Leider hat er vor einigen

Jahren infolge eines Blitzschlages, der das innere Holzwerk und den gleichfalls hölzernen Aufbau in Brand setzte, einen Schönheitsfehler erlitten, der sich aber hoffentlich wieder reparieren lassen wird. Nahe beim Fuchsturm, in den wüsten Klüften des Hausbergkammes, haben schelmische Studiosen den Drachen (drako) besiegt und gefangen, jenes kleine abenteuerliche Scheusal mit sieben Köpfen und dito Schwänzen, welches heute noch im städtischen Museum zu sehen ist.

Eine Streitfrage ist es jedoch von jeher gewesen, welcher von den Jenenser Bergen denn eigentlich als „mons" eines Ehrenplatzes unter den sieben Wundern gewürdigt worden sei. Die Mehrzahl der urteilsfähigen Stimmen spricht dem Jenzig, dem „Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel", diesen Vorzug zu. Zum wenigsten ist am Jenzig seinerzeit ein wirkliches Wunder geschehen. Ein bekannter Jenaer Historiker wollte allda nach Altertümern graben und hatte bereits mehrere Tage zuvor seine strebsamen Studiosen hierzu eingeladen. Und siehe, als die Buddelei unter allgemeiner Spannung ins Werk gesetzt wurde, stieß man in ganz geringer Tiefe auf einen antiken Pfeifenkopf aus der Römerzeit, der die deutlich lesbare Inschrift trug: „Cajus Julius Caesar seinem lieben Professor K. . . .!"

Auch alle die andern ehrwürdigen Wahrzeichen, die mit dem Begriff Jena untrennbar verbunden bleiben, sind zum großen Teil noch vorhanden.

Nach steht die alte „Olea", wenn auch in total veränderter Umgebung, nicht mehr draußen vor dem Tore, sondern inmitten eines vornehmen Stadtviertels. Hier empfing man ehedem die Füchslein, die von Weimar oder Apolda her über den Landgrafenberg herab zur Musenstadt zogen, mit dem altbekannten Fuchsenlied:

„Was kommt dort von der Höh'?"

um ihnen sogleich beim Willkommen den rechten Vorgeschmack der ihrer harrenden Dinge zu geben. Dort tat man auch beim Comitat den letzten Abschiedstrunk.

Noch steht das ehrwürdige spitzbogige Johannistor, nebst dem wenige Schritte nördlich davon befindlichen „Pulverturm", der letzte vollständig erhaltene Rest der ehemaligen Stadtbefestigungen, mit dem malerischen Durchblick längs der Johannisstraße auf Burgkeller und Stadtkirchturm. Der gleich dahinter liegende, infolge des Brandes von 1806 entstandene Eichplatz trägt heute als Schmuck außer der im Jahre 1516 gepflanzten Friedenseiche, das von Donndorf aus weißem Marmor geschaffene Burschenschaftsdenkmal.

Auch die Rose, das alte, bereits im Jahre 1561 der Universität übergebene und privilegierte Schänkhaus der akademischen Brauerei öffnet daselbst noch heute ihre gastlichen Pforten.

Die originelle, in anmutiger Renaissance gehaltene Fassade des in den stimmungsvollen Winkel unterm Kirchturm hineingebauten Burg-

kellers iſt gleichfalls in ihrer heimeligen, altertümlichen Eigenart erhalten geblieben. Man hat in früheren Zeiten malitiöſerweiſe den

Pulverturm.

Namen dieſer uralten Studentenkneipe als Borgkeller zu deuten geſucht. Jedenfalls iſt es der alte Bürgerkeller Er hat in der Geſchichte der Hochſchule und des Studentenlebens, wie wir mehrfach geſehen, ſeine

hochbedeutſame Rolle geſpielt. Heute noch befindet er ſich im Beſitz der Burſchenſchaft „Arminia“, der ehemaligen Burgkelleraner.

Hoch über ihm ragt der mächtige Turm der Stadtkirche, die, noch ehe ſie im Bau fertiggeſtellt war, die Reformation in Jena einziehen ſah. Das Zifferblatt der Turmuhr hat eine ſchnurrige Eigenheit aufzuweiſen, indem der große Zeiger die Stunden, der kleine die Minuten angibt. An wieviel „unliebſam“ verſäumten Kollegien mag dieſes quid pro quo ſchon Schuld getragen haben!

Der Markt in Jena.

Der kurze Weg von hier übers „Kreuz“ nach dem Markte iſt wohl die frequentierteſte Studentenſtraße der Welt. Was mit Mützen oder Hüten, mit und ohne Kollegienmappe von oder zur Univerſität, Kneipe oder Mittagstafel ſtrebt, drängt ſich hier in geſchäftiger Eile oder würdevollem Bummelſchritt aneinander vorüber.

Die ehemalige Heynei am Markte, welche vielen alten Semeſtern noch als frequentiertes Speiſelokal in Erinnerung ſteht, iſt in geſchmackvoller Aufmachung in den Beſitz der Burſchenſchaft Germania übergegangen. Im übrigen zeigt der mit jungen Linden beſtandene Marktplatz, das ureigne Reich „Hanfrieds“, noch ſein altes Geſicht. Nur daß er in dem bereits erwähnten Bismarckbrunnen eine neue, heiligſten Erinnerungen geweihte Zier erhalten hat. Von dem düſteren Gäßchen, welches als einer der originellſten Stadtwinkel hinter dem Rathaus hinweg Leutra- und Kollegiengaſſe verbindet, entwirft Adrian Beier aus

früheren Zeiten folgende anmutige Schilderung: „Das Roßmaringäßlein, deſſen Eingang iſt aus der Leutraſtraße in die Brüdergaſſe, hinter dem Rathauſe, und hat ſeinen Namen nicht von wohlriechendem Roßmarin, die etwan bei den Fenſtern zur Zierde und zum Geruch ſtehen, ſondern von ungefegten Latrinen und Kloaken, die nicht wie Roßmarin wohlriechen, ſondern wie Koth und Unflat ſtinken: dar wieder dient bisweilen ein ſtarker Regen, täglich aber das abgelaſſene und durchfließende Waſſer des Leutrabaches."

Das bisherige Auditoriengebäude 1861—1908.

Dieſe urwüchſige Reinigungsmethode —

Denn ein Waſſer wird gelaſſen
Alle Wochen durch die Straßen
In der ganzen Stadt herum —

hat ſich noch bis in die letzten Jahrzehnte hinein erhalten. Sie iſt wohl nunmehr einer zeitgemäßeren Straßenpflege gewichen. Jedenfalls dürfen heutigen Tages auch die wunderlichſten Ecken Alt-Jenas mit größerem Recht als früher den alten Ruhm behaupten:

„Und die Straßen ſind ſo ſauber!"

Auch die Kollegiengaſſe, ehedem die frequentierteſte der Stadt, präſentiert ſich noch in ihrer düſteren Enge. Die längs derſelben ſich erſtreckenden alten akademiſchen Gebäude haben ſamt der Kollegienkirche ihren klöſterlichen Charakter gewahrt. Sie ſind noch mehrfach für akademiſche Zwecke in Benützung. Der altbekannte Karzer „mit dem Giebeldach" iſt ſeit 1890 dem Abbruch verfallen. Nur ein einziger Raum mit

den beiden großen historischen Wandgemälden: „Raub der Sabinerinnen“ und „Marius auf den Trümmern von Karthago“ zeugt heute noch von verschwundener Pracht. Hier war das Reich des gefürchteten Pedellen Dorschel, dessen Name das alte Jenaische Karzerlied verherrlicht:

Kommt mit auf den Dorschelstein,
Woll'n da recht fidele sein,
Riara, Riara, Romtida Juchhei!

Bringt das Bier in Fläschchen mit,
Dorschel leid't die Fäßchen nit,
Riara, Riara, Romtida Juchhei!

Rings um die Altstadt zieht sich der an Stelle der früheren Befestigungswerke angelegte „Graben“, ein Kranz von vornehmen, im Promenadenstil angelegten Straßen, dessen stattlichste Partie der „Fürstengraben“ bildet. Hier weht die ureigenste aura academica Jenensis.

Am Fürstengraben steht — unterhalb der Rosensäle — das bisherige Auditoriengebäude, aus dessen schlichten, zum Teil recht beengten Hörsälen das noch lebende Geschlecht seine Weisheit nach Haus getragen hat. Es wird nunmehr seine Pforten schließen und keinem Kommilitonen hinfort „das Rauchen und Mitbringen von Hunden“ verbieten. Bevor das Gebäude im Jahre 1861 in den Dienst der Wissenschaft gestellt wurde, war es ein Studentenkonvikt gewesen, von dem versichert wird, daß es zu gleicher Zeit mehr Studenten in sich beherbergt habe, als die Universität Altdorf im ganzen zählte.

Gegenüber breitet sich, neben dem stattlichen Gebäude der Universitätsbibliothek, der botanische Garten mit dem Schleidendenkmal aus, der nach Westen hin in dem durch Griesbach angelegten Prinzessinnengarten, wo sich im Jahre 1817 der nachmalige erste Kaiser mit der Weimarischen Prinzessin Augusta verlobte, einen malerischen Abschluß findet. Längs der Anlagen des Fürstengrabens sind, gleich einer Siegesallee der Jenenser Wissenschaft, die schlichten und doch so ausdrucksvollen Denkmäler der hervorragendsten Gelehrten postiert, während am unteren Ende, an Stelle des nunmehr dem Abbruch verfallenen schmucklosen großherzoglichen Schlosses, das neue imposante Universitätsgebäude sich erhebt.

Ihm gegenüber steht der alte Gasthof zum „Bären“, der durch Luthers Einkehr auf der Reise von der Wartburg nach Wittenberg seinen weltbekannten historischen Ruf erlangte.

Hier traf Luther mit zwei Schweizern, Johannes Reutiner und Johannes Keßler aus St. Gallen zusammen, welche gleichfalls nach Wittenberg reisten, um dort zu studieren. Der Letztgenannte hat dieses Zusammentreffen mit Luther wie folgt beschrieben.

„Als wir nach Wittenberg reiſten, kamen wir gen Jena, im Lande Türingen, weiß Gott in einem wüſten Gewitter; und nach viel Umfragen in der Stadt um Herberg übernacht, ward uns dieſelbe allenthalben abgeſchlagen, denn es war Faſtnacht, wo man ſich um wandernde nicht viel bekümmerte. Wollten wir alſo nach einem Dorfe gehen, und begneten unter dem Tore einem Manne, der ſprach freundlich zu und fragte, wo wir ſo ſpät hinwollten? Und da wir ihm das ſagten, riet er uns, hier zu bleiben. Antworteten wir: „Lieber! Wir ſind bei allen

Die neue Univerſität.

Wirtshäuſern geweſen, und können nicht unterkommen.“ Sprach er: ob wir auch angefragt hätten im Wirtshaus zum ſchwarzen Bären? Sagten wir: nein! wo finden wir dies? Da zeigte er es uns. Da gingen wir hin, und nahm uns der Wirt wohl auf, und führte uns in eine Stube. Da fanden wir einen Mann, ſitzend allein, vor ihm liegend ein Büchlein, der grüßte uns freundlich und hieß uns zu ihm ſitzen an den Tiſch. Auch bot er uns an zu trinken, was wir ihm nicht abſchlagen wollten, und ſetzten uns zu ihm an den Tiſch, beſtellten auch ein Maß Wein, damit wir Ehren wegen ihm wieder Trinken bieten könnten, vermeinten aber nicht anders, als er ſei ein Reuter, ſo da ſaß, im roten Schäplein, bloßem Wams und Hoſen, ein Schwert an der Seite, mit der rechten Hand deſſelben Knopf, mit der anderen das Heft umfaſſend. Der fing bald an zu fragen, woher wir kämen, und als er's vernahm, ſagte er: „Wenn ihr Schweizer alſo nach Wittenberg wollt, findet ihr dort gute Landsleute, nämlich Hieronymum Schurpfen und

ſeinen Bruder D. Auguſtin.“ Sprachen wir: „Wir haben Briefe an ſie“; und fragten: „Mein Herr, wiſſet ihr nicht, ob Martinus Luther jetzt zu Wittenberg, oder wo er iſt?“ Antwortete er: „Ich hab gewiſſen Bericht, daß Luther jetzt nicht zu Wittenberg iſt; er ſoll aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon iſt aber da und lehret die Griechiſche Sprache. Es ſind auch andere dort, welche die hebräiſche lehren, welche beide zu ſtudieren ich euch raten wollte, da ſie notwendig ſind, die heilige Schrift zu verſtehen.“

Sprachen wir: „Gott ſei gelobt! So Gott unſer Leben friſten wird, wollen wir uns wohl beſtreben den Mann zu ſehen, um deſſenwillen wir die Fahrt unternommen haben, da wir Prieſter werdenwollen, wie unſere Aeltern verordnet haben, und wozu wir erzogenworden ſind.“ Da fragte er: „Wo habt ihr vormals ſtudiert?“ Antwort: „zu Baſel“. Sagte er: „Wie ſtets zu Baſel? Iſt Erasmus Rotterdamus noch dort? Was tut er?“ Sprachen wir: „Mein Herr, Er hält ſich ganz ſtill und heimlich, und wiſſen wir nicht, was er treibt.“

Das landwirtſchaftliche Inſtitut (Griesbachſches Haus).

Wir nahmen das alles ganz fremd an, von dem Reuter, und da ihm einige lateiniſche Worte entwiſchten, wollte uns ſchier bedünken, er ſei eine ganz andere Perſon. Da fragte er: „Was hält man von Luthern im Schweizerland?“ Antwortete ich: „Es ſind über ihn, wie allenthalben, mancherlei Meinungen. Etliche danken Gott, daß er Wahrheit ans Licht gezogen hat, andere aber verdammen ihn als unerträglichen Ketzer, beſonders die Geiſtlichen.“ Sprach er: „Ich glaub's wohl! Das ſind die Pfaffen.“

Unter ſolchem Geſpräche wurde es uns ganz heimlig, und mein Geſell beſah das Büchlein. War's ein hebräiſcher Pſalter. Sprach er: „Ich wollte einen Finger an meiner Hand geben, wenn ich die Sprache verſtänd.“ Antwortet er: „Ihr werdet's wohl lernen, wenn ihr Fleiß anwendet. Ich übe mich auch noch täglich darinne.“

Da es nun ſchier ganz dunkel geworden war, trat der Wirt vor den Tiſch, ſagend: „Liebe Geſellen! Ich vernehme euere Begierde, den

Martin Luther kennen zu lernen und wär's euch gelungen, wenn ihr vor zwei Tagen gekommen wärt. Da saß er hier an diesem Tische."

Das verdroß uns sehr, und schmähten wir auf den bösen Weg, freuten uns aber doch, wenigstens zu sein in dem Hause, wo er gewesen, und an seinem Tische zu sitzen. Da lachte der Wirt und ging zur Türe hinaus.

Nach einer kleinen Weile rief mich der Wirt zur Stube hinaus, worüber ich erschrak, nicht wissend, was er wollte, und sprach: „Weil ich sehe und höre, wieviel euch daran liegt, Luthern zu sehen, so hört: der ist's, der bei euch sitzt am Tische." Ich meinte, er wollte mich foppen, und sagt's, aber er sprach: „Es ist die Wahrheit, doch tue du nicht, als wenn du's wüßtest." Das sagte ich heimlich meinem Gesellen, sprach der: „Er hat gesagt, es ist der Hutten, hast du verstanden „Luther". Dieweil ich nun die Reuterkleidung bedachte, glaubte ich selbst falsch gehört zu haben, derenhalben, was ich redete, sprach ich als wie zu dem Hutten.

Indem nun kamen zwei Kaufleute, die da auch übernachten wollten, und nachdem sie sich entlediget und entspornet, legte einer neben sich ein ungebundenes Büchlein. Fragte Luther: „was für ein Buch es sei?" Sprach jener: „Es ist Doktor Luthers Auslegung etlicher Episteln und Evangelien,, erst neu ausgegangen. Habt ihr sie noch nicht gesehen?" Sagte er: „Sie sollen mir auch bald werden." Da sprach der Wirt: „Nun fügt euch zu Tische! Wir wollen essen." Wir aber baten den Wirt, uns etwas besonders zu geben. Sprach er: „Setzet euch zu dem Herrn an den Tisch. Ich will euch wohl halten." Das hörte Martinus und sagte: „Kommt herzu! die Zehrung will ich mit dem Wirte wohl abtragen."

Unter dem Essen tat Martinus viele freundliche gottselige Reden, daß die Kaufleute und wir mehr seiner Worte als der Speisen wahrnahmen, unter welchen er mit Seufzen erklagte, daß die Fürsten am Reichstag wären, wieder zu Nürnberg, aber die Zeit nur mit Tournieren und Hofieren dahin brächten, und sagte: Er sei der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bringen werde bei den Nachkommen als jetzo. Da sprachen die Kaufleute auch darein, und wünschte der eine sich, Luthern zu beichten.

Aber der Wirt kam zu uns, und sagte zu uns heimlich: „Habt keine Sorge wegen der Zehrung, Martinus gibt euch dieses Nachtmahl." Das freute uns sehr, nicht des Geldes oder Genusses wegen, sondern daß er uns freigehalten hat, dieser Mann.

Nach dem Nachtmahl stunden die Kaufleute auf, und gingen in den Stall, ihre Rosse zu versehen, und blieb Martinus allein bei uns in der Stube. Da dankten wir ihm der uns geschenkten Zehrung wegen, und gaben ihm zu verstehen, daß wir ihn für Ulrich von Hutten hielten. Er aber sprach: „Ich bin es nicht." Da kommt der Wirt, zu

dieſem ſpricht er: „Ich bin zu einem Edelmanne worden, denn dieſe Schweizer halten mich für Ulrich von Hutten.“ Sprach der Wirt: „Ihr ſeid es nicht; ſeid aber Martinus Luther.“ Da lachte er ſcherzend: „Die halten mich für Hutten, ihr für Luther, ich ſoll wohl bald gar Martinus Markolfus heißen.“ Und nach ſolchem Geſpräch nahm er ein hohes Bierglas nach Landesbrauch und ſprach: „Nun Schweizer! Trinken wir noch einen freundlichen Trunk zum Segen!“ Und wie ich das Glas empfangen wollte, bot er mir ein anderes mit Wein, ſprechend: „Das Bier iſt bei euch nicht heimiſch, ihr ſeid deſſen nicht gewohnt. Trinket den Wein!“

Das phyletiſche Muſeum.

Mit dem ſtund er auf, warf den Wappenrock auf ſeine Achſel, nahm Urlaub, bot uns ſeine Hand und ſprach: „Wenn ihr nach Wittenberg kommt, ſo grüßt mir D. Hieronymus Schurpfen.“ Sprachen wir: „Wir wollen das gern und willig tun; aber wie ſollen wir Euch nennen?“ Sprach er: „Saget ihm nicht mehr, als das: der da kommen ſoll, läßt euch grüßen. Da weiß er ſchon, was ihr ſagen wollt.“ Alſo ging er von uns, zu ſeiner Ruh.

Als wir nun nach Wittenberg kamen, ſind wir bei dem Doktor Hieronymus Schurpfen eingekehrt, unſern Brief zu überantworten. Wie man uns nun in die Stube rufet, ſiehe da, finden wir Martinum, gleichermaßen wie in Jena bei Melanchthon, Jonas, Amsdorf und Schurpf, die ihm erzählten, was indeſſen ſich zu Wittenberg begegeben habe. Er grüßte uns, lächelte, zeigte mit dem Finger, und ſprach: „Das iſt der Philippus Melanchthon, von dem ich euch geſagt habe.“ Da kehrte Philippus ſich gegen uns, und fragte uns viel und mancherlei. Alſo

brachten wir den Tag mit ihnen zu, mit großer Freude und ſtarkem Verlangen.“

Noch ein zweitesmal, am 22. Auguſt 1524, hat Luther im Bären zu Jena geweilt und daſelbſt eine Unterredung mit Karlſtadt gehalten. Auch der einzige, an weltgeſchichtlicher Größe einem Luther ebenbürtige

Lachenpartie, gen. Klein Venedig.

deutſche Mann, Fürſt Bismarck, hat bei ſeinem Beſuch in Jena 1892 an derſelben Stätte ſeinen Aufenthalt genommen. —

Ueber den Löbdergraben, vorbei an dem ſtattlichen Bürgerhauſe, in welchem Schiller, Giesbach und Luden wohnten, und der erſtere ſeine Antrittsvorleſung hielt, vorbei an der originellen „Lache“, Jenas Klein-Venedig, und dem Schnapsläbchen des Germarfritze, führt der Weg ins „Paradies“.

Das ſchlichte Kneipchen, in welchem ehedem der alte Schmalz in echt jenenſer Biergemütlichkeit waltete und dem anſpruchsvollen Gaſte,

der ſich etwa über einen nicht genügend gefüllten Schoppen mockierte, in der zuvorkommenſten Weiſe damit zufriedenſtellte, daß er das edle Naß in ein kleineres Glas umfüllte, hat einem komfortablen, modernen Gartenreſtaurant weichen müſſen. Da ſitzt es ſich herrlich. Und nicht minder herrlich wandelt es ſich bummelnd oder flirtend in den tiefſchattigen Alleen. Buntbemalte Boote mit ſingenden, zuweilen auch trinkenden Inſaſſen ſchaukeln ſich auf dem ſilberhellen Fluß, dann und wann zieht ſchwerfällig ein Floß vorüber, um einige hundert Meter unterhalb auf dem Sande ſitzen zu bleiben. Auch ein leibhaftiges Kanoe,

Schaubude beim Paradiesfeſt.

das ein abenteuernder Alter Herr einer Jenenſer Verbindung von der Weltreiſe mitgebracht hatte, war ſeinerzeit daſelbſt in Betrieb. Die Handhabung war ebenſo einfach als ergötzlich. Man ſtieg auf der einen Seite hinein und fiel auf der andern wieder heraus.

Ein ganz beſonders heiteres und originelles Leben entwickelt ſich an dieſem luſtigen Fleckchen Erde bei Gelegenheit der neuerdings ſo beliebten „Paradiesfeſte", die man um irgendwelcher gemeinnützigen Zwecke halber veranſtaltet. Alsdann verwandelt ſich der parkähnliche Platz in eine große ulkige Vogelwieſe. Die einzelnen ſtudentiſchen Korporationen ſchlagen Schaubuden auf, in denen einem zahlungsfähigen Publiko gegen Entrichtung des gebührenden Obolus — Kinder und Militärperſonen vom Feldwebel abwärts zahlen die Hälfte — die erſtaunlichſten Schauvorſtellungen, Akrobatenkunſtſtücke, Cabaretnummern, ſowie allerlei Monſtroſitäten, vom „kleinſten Rieſen" bis zum „größten Zwerg" und von dem „zweibeinigen Rhinozeros" bis zum „klugen Zebra, das ſeine Streifen am Gummibaum ausradiert", dargeboten werden.

Jena iſt und bleibt nun einmal die Univerſitätsſtadt κατ' ἐξοχήν. Nirgend anderswo wird man das geſamte ſtädtiſche und geſellſchaftliche Leben ſo auf den akademiſchen Grundton geſtimmt finden. Und Jena weiß auch, was es ſeiner — ideellen und materiellen — alma mater ſchuldig iſt. In ehrender Weiſe hat es es ſeiner großen Taten gedacht und die Namen eines Haſe, Oken, Fries, Döbereiner, Schulze, Stoy, Schleiden, Langethal, Guyet, Reuter, Schäffer, zumeiſt am Fürſtengraben in monumentaler Weiſe verewigt. Einer anderweiten Ehrenſchuld wurde bei Gelegenheit des dreihundertjährigen Univerſitätsjubiläums genügt.

Volkshaus mit Leſehalle. (Carl Zeiß-Stiftung).

Man hat die ehemaligen Wohnſtätten der großen Toten, zumal der Zeitgenoſſen jener klaſſiſchen Periode, mit Namens- und Jahrestafeln bezeichnet. So wandelt man heute noch durch Jenas Straßen mit ſehenden Augen in den Spuren einer großen Vergangenheit.

Dementſprechend zeigt ſich auch das geiſtige Leben der Stadt reich befruchtet. Es beſtehen eine ſtattliche Reihe wiſſenſchaftlicher Geſellſchaften, die einer aus allen Berufsſtänden ſich rekrutierenden Mitgliederſchaft regelmäßige populärwiſſenſchaftliche Vorträge bieten, in deren erſter Linie die „Roſenvorleſungen" ſtehen. Auf voller künſtleriſcher Höhe befinden ſich auch die akademiſchen Winterkonzerte, in denen unter ſtändiger Mitwirkung muſikaliſcher Größen erſten Ranges, ſowie des neugegründeten akademiſchen Chores Inſtrumental- und Vokalmuſik in trefflichſter Weiſe gepflegt wird.

Vor allen Dingen aber dürfte Jena, dank der unvergleichlichen Munifizenz der Carl-Zeiß-Stiftung, in dem von dieſer neuerbauten

„Volkshaufe" die reichſte und opulenteſt ausgeſtattete Leſehalle auf dem Kontinent beſitzen. Zu dem von früh bis ſpät geöffneten, in edler Renaiſſance errichteten, mit kunſtvollen Glasmalereien gezierten impoſanten Bau hat jedermann freien Zutritt. Weit über hundert Tageszeitungen der verſchiedenſten politiſchen Richtungen und gegen 360 belletriſtiſche, literariſche, geographiſche, ſportliche, gewerbliche und akademiſche Zeitſchriften, ſowie ein reichhaltiges Nachſchlagematerial ſtehen unentgeltlich zur Verfügung, während in dem mit der Leſehalle in Verbindung ſtehenden „Literariſchen Muſeum" gegen 400 fachwiſſenſchaftliche Blätter von ſeiten der Univerſitätsbibliothek vorgehalten werden. Auch das Büchermaterial der Leſehalle, das namentlich in den einzelnen wiſſenſchaftlichen Abteilungen die größtmögliche Vielſeitigkeit aufweiſt, umfaßt mehr als 16 000 Bände.

Für die Möglichkeit einer neuerdings erſt in vollem Maße gewürdigten rationellen Körperflege iſt gleichfalls nach beſten Kräften Sorge getragen. Inmitten der herrlichen, mit Weiden und Erlen beſtandenen Saalewieſen oberhalb der Stadt hat Jena einen Spiel- und Sportplatz von ſolcher Ausdehnung und Schönheit erhalten, wie man in Deutſchland ſeinesgleichen ſucht. Nicht weniger als 32 Tennisplätze ſind vorhanden. Für Klubhaus, Umkleideräume, Buffet u.ſ.ſ. iſt beſtens geſorgt. Es ſind in erſter Linie die akademiſchen Turner, die dort in friſchem, fröhlichem Spiel ihre Kräfte meſſen.

Auch Ruderſport und Winterſport haben längſt eine bleibende Stätte gefunden. Wenn je von einem ſtädtiſchen und akademiſchen Gemeinweſen, ſo gilt von dem alten lieben Jena das Wort:

Mens sana in corpore sano!

Burſchenfahrten.

Und dennoch! Was wäre Jena, wenn es nicht ſein duft- und blütenreiches Gelände, ſeine heitern ſonnigen Höhen, ſeine Burgen auf den Bergen, ſeine Saale im Tale und last not least ſeine — „Bierdörfer" hätte?

O dieſe luſtigen Sommerkneipen rings an den Hängen und auf den Höhen, auf Hausberg und Jenzig, Landgrafen, Tatzend und Forſt, mit ihrem unvergleichlichen Ausblick über Stadt und Gärten weit ins Saaltal hinein! Da iſt allnachmittaglich bis in die ſpäte Nacht hinein ein frohes Leben. Student, Philiſter und Philinchen ſitzen traulich beiſammen. Es dampft der Herd, auf welchem die ureigenſte Jenaiſche Spezialität, das „Roſtbrätchen", mit kräftigem Dufte ſchmort. Eine „Spritzkanne" nach der andern wird aufgefahren, und iſt es ſchließlich

dunkle Nacht geworden, ſo gehts beim Schein der Kienfackeln mit Sang und Schall zu Tal.

Eine ſonderliche Stellung nimmt in dieſem feuchtfröhlichem Kranze der „Fuchsturm" ein. Ihm, dem hochragenden Beherrſcher des Geländes, iſt nicht bloß eine Fuchsturmgeſellſchaft, ſondern auch eine eigene Hymne gewidmet, deren Text zumeiſt aus einem mehrfach variierten, ſtimmungsvollen „Radirulla" beſteht. Seinem Namen „Fuchsturm" macht er auch im akademiſchen Sinne Ehre, inſofern er nämlich die jungen Füchslein unter ſeine ganz beſondere Protektion nimmt und ihnen

Fuchsturm.

innerhalb ſeines Burgfriedens den „umgelehrten Komment", d. i. die unumſtrittene, zu einem Naturrecht gewordene Exekutivgewalt über die älteren Semeſter zugeſteht, die denn auch bis an die letzten Grenzen der Möglichkeit ausgenutzt wird.

Das Münchener Verslein vom „Alten Peter" hat man auch dem Fuchsturm auf den Leib geſchnitten:

So lang der alte Fuchsturm noch auf dem Hausberg ſteht,
So lange noch die Saale durchs ſchöne Saaltal geht,
So lang noch trinkt ein Zecher die Weißbierkanne aus,
So lang ſtirbt die Gemütlichkeit in Jena nimmer aus!

Und auf den Bergen die Burgen — eben dieſer als „Fuchsturm" weltbekannte uralte Bergfried auf dem Hausberg, ihm zur Rechten und zur Linken die Lobedaburg und Kunitzburg mit ihren zerfallenen Dächern, die heute als Zeugen einer wilden Vergangenheit auf glückliche Gefilde herabſchauen! Wie ſie zu erzählen wiſſen von einem jahrhundertelangen

hartnäckigen Kampfe, den deutſche Mannen für den eigenen deutſchen Herd gegen räuberiſche Slawen, Sorben und Wenden kämpfen mußten!

Zwar die Ritter ſind verſchwunden,
Nimmer tönet Speer und Schild,
Doch dem Wandersmann erſcheinen
Auf den altbemooſten Steinen
Nachtgeſtalten zart und mild.

Lobedaburg.

Zumal, wenn er bei Vollmondſchein im verwitterten Mauerwerk der Lobedaburg den Maitrank ſchlürft — — —

Und dieſe urgemütlichen Bierdörfer rings in weiter Runde, Wogau, Ziegenhain, Wöllnitz, Burgau, Winzerla, Ammerbach, Lichtenhain, Cospeda, Zwätzen, Löbſtädt, Kunitz und wie ſie heißen mögen! Sie bilden als gleichberechtigte Dependancen der gemeinſchaftlichen Muſenſtadt mit dieſer ein großes organiſches Ganze. Hier iſt der Boden, auf welchem frohes Burſchenleben ſeine ausgelaſſenſten, fantaſtiſchſten Blüten treibt. Jedwede Verbindung hat auf dieſem oder jenem Bierdorf ihre eigene „Exkneipe", wo ſich allwöchentlich die urwüchſigſte Fidelität zu entwickeln pflegt, in deren Mitleidenſchaft das ganze Dorf hineingezogen wird. Jedes Verbindungsfeſt endet am dritten oder vierten Tage mit einem „Exbummel" oder einer mehr oder weniger pompöſen „Exfahrt" nach dem Bierdorf, wo Hoftag, Conklave, Fuchstaufe oder ſonſt ein übermütiger

Bindet die Klingen!

Mummenſchanz gehalten wird. Das Bierdorf iſt ein Staat im Staate, innerhalb deſſen die daſelbſt reſidierende Korporation Alleinherrſcherin iſt und ſich das ganze biertrinkende Gemeinweſen vom Bürgermeiſter bis zum Nachtwächter dienſtbar gemacht hat.

Ebenda, in demſelben Tanzſaal, wo ſonntäglich der „Kuhſchwof" wirbelt und wogt, werden auch die hart verpönten blutigen Schlachten auf Säbel und Schläger ausgefochten. Die Fechtkunſt hat in Jena von jeher in hoher Blüte geſtanden. Noch hat das lebende Geſchlecht zum großen Teil beim „alten Roux", dem Abkömmling einer franzöſiſchen Grafenfamilie, ſeine Schule genoſſen. Er war ein würdiger Nachfolger der Kreußlerſchen Dynaſtie, eine durch und durch originelle Perſönlichkeit, wie ſie das heutige Jena kaum noch hervorbringen wird. In dem alten Fechtboden in der Krautgaſſe, der heute von dem Rieſenbau der Zeißwerke verſchlungen iſt, waltete der Alte in Gemeinſchaft mit dem Vorfechter ſeines Amtes.

„An einem kleinen ſchmuckloſen Seitenpult unterſchrieb der Fuchs einen Schein, worauf vorgedruckt war, was er belegte. Dieſer Schein verfolgte ihn ſpäter, bis die darauf vermerkte Verpflichtung eingelöſt war; das beſorgte ſchließlich die Univerſitätsquäſtur, falls der Schuldner es nicht vorher beim Fechtmeiſter ſelbſt tat. Beim Unterricht trug der Alte weite Hoſen, die ziemlich kurz waren, Morgenſchuhe, ein ganz dünnes Jackett im Sommer; die unvermeidliche Schnupftabaksdoſe war in ſteter Nähe. Seine Paukbrille hatte ganz dicke Gläſer, die Mütze einen weit vorſtehenden Schirm, um unvorſichtige Hiebe der Schüler aufzufangen. Dann begann ein kurzer erläuternder Vortrag, die berühmte Roux'ſche Fechtmethode, gegründet auf die Lehre vom Hebel, wurde dem Fuchs erläutert und praktiſch vorgeführt. Wer Luſt und Liebe zur Sache hatte, drängte ſich ſtets zu dem Unterricht des Alten ſelbſt, zumal er durch ſeinen derben Humor die Lektion anziehender machte. Da hieß es dann: „Kopf hoch, Bauch weg, Spitzchen runter!“ und ſchwapp, erhielt das Füchslein auf jeden der drei genannten Gegenſtände einen Denkzettel mit dem Speer. Wer den Alten ärgerte, ſei es durch fortgeſetztes lautes Sprechen, durch Bohren mit der Schlägerſpitze in den Fußboden, oder wer gar das Unglück hatte, ihm einen Hieb auf den Kopf zu verſetzen, der kam in Verruf, d. h. er durfte eine Reihe von Tagen nicht beim Alten pauken. Wer gar zu verkatert zur Fechtſtunde kam und ſchlapp war, wurde gleichfalls mit einem derben: „Der Kerl hat g'ſoffen. Weg!“ dem Vorfechter überantwortet. Schlug aber einer der Füchſe gegen den mit Eiſenblech beſchlagenen hölzernen Stützpfeiler des oberen Fechtſaales, dann ſchlich ſich der Alte ganz leiſe aus dem darüber gelegenen Stübchen an den oberen Treppenrand, ſetzte das Blasrohr an den Mund, und ſchwapp! hatte der ſeine Durchzieher an dem Balken übende Fechter eine harte Tonkugel auf dem Hals brennen, denn der Schütze verſtand ausgezeichnet ſein Ziel zu treffen, genau zwiſchen Rand der Fechtkappe und Hemdkragen.

Aber auch ſeine Lieblinge hatte der Alte. Denen zeigte er die ſchönſten Hiebe, wie man z. B. ſeinem Gegner mit dem Säbel den Bauch ſeitwärts aufſchnitt, als halbiere man ein Fünfgroſchenbrot, wie man ihn ſonſt etwa durch Finten narren konnte und dergleichen mehr.“ —

Der Jenenſer Studio iſt ein froher Wandervogel durch und durch. Wird doch alljährlich in der erſten Maiennacht das „Wandern, die freie Burſchenluſt,“ offiziell und programmatiſch zum Prinzip erhoben. Sobald die Glocke zwölf ſchlägt, ſetzt ſich von der Stammkneipe aus der „Maibummel“ in Bewegung, der zunächſt dem „Hanfried“ ſeine Reverenz erweiſt und ſodann unter den fröhlichen Klängen des Mailiedes die nächtlichen Straßen durchzieht:

„Der Mai iſt gekommen, die Bäume ſchlagen aus,
Da bleibe, wer Luſt hat, mit Sorgen zu Haus!
Wie die Wolken dort wandern am himmliſchen Zelt,
So ſteht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt'

Dann geht es tagaus und tagein krachfidel, ſingend und pfeifend hinaus ins friſche Maiengrün, ſaalabwärts oder aufwärts weit in das Land hinein. Und ſo man etwa über das Reiſeziel von vornherein im Unklaren iſt, wird einfach das jüngſte Füchslein mit verbundenen Augen mitten auf den Markt geſtellt, fünf-, ſechsmal im Kreis herumgedreht, um ſodann mit ausgeſtrecktem Arm die Richtung des Ausmarſches zu beſtimmen.

Wenn anders man nicht vorzieht, die Expedition mittels „Himmelsziege" zu unternehmen.

Die Himmelsziege.

Beſagte Himmelsziege iſt ein vorſintflutliches Inventarienſtück. Schon in dem altjenaiſchen Burſchenliede „Bin ein flotter Studio" iſt ihrer ehrend gedacht.

Dann mit Rottecks edlem Tier
Fort von hier
Zum „Speziellen" *) ſpritzen wir!
Die ſonſt niemals Geld beſitzen,
Die ſind gleich
An Talern reich,
Wenn's gilt zu ſpritzen.

Die alte treue Pferdeſeele mag ſeitdem ihren Leib und ihren Beſitzer mehrfach gewechſelt haben. Die Sache iſt dieſelbe geblieben: ein zottiges Gäulchen mit hängendem Kreuz und deutlich ſichtbarem Knochen-

*) Der Wirt im „Blauen Schilde" (vulgo „Schlauen Bilde") zu Dorndorf.

bau, mit demſelben untrennbar verwachſen eine kleine enge ſchmutzfarbene „Karrähde", welche niemals gereinigt zu werden braucht und darinnen ſelten weniger als ſechs ausgewachſene Jünglinge, die zu ſcheußlichem Klumpen geballt unter Geſang der Hymne:

Den höchſten Wert
Hat doch ein Pferd
Von allen Geſchöpfen auf Erden;
Es zeichnet ſich aus,
Vernehmt es, o Graus!
Durch Stumpfſinn und heit're Geberden —

zunächſt dreimal den „Hanfried" umkreiſen und ſodann zum Zwätzener-, Löbder-, Johannis- oder Saaltor hinaus, Gott weiß wohin, kutſchieren. Sobald das fidele Fuhrwerk eine Chauſſeegeldhebeſtelle paſſieren muß, wird die Himmelsziege der Erſparnis halber abgeſpannt, weil für ein einzelnes Pferd eine geringere Gebühr zu erheben iſt, als für einen beſpannten Wagen, und die Karrähde gratis und franko hinterhergeſchoben. Iſt die fatale Zollſtelle paſſiert, ſo wird das Transportmittel wieder zuſammengeſetzt und die Suite geht weiter.

Hat endlich das brave Tier ſeine Schutzbefohlenen am ſpäten Abend glücklich wieder in Jenas Weichbild zurückbefördert, ſo läßt man es da, wo man ausſteigt, auf der Straße ſtehen. Es geht dann allein heim. Bezahlt iſt bereits im Voraus, und nicht zu knapp.

Eine luſtige Rolle hat die Himmelsziege beim Sozialdemokratiſchen Parteitage in Jena geſpielt. Da hatte eine fidele Clique der „Gothania" dieſes hiſtoriſche Vehikel in Beſchlag genommen und mit knallroten Ballonmützen, ſowie einem großen Plakat: „Proletarier aller Länder, beruhigt Euch!" verſehen, die Stadt durchzogen und zeitgemäße Anſprachen an das verſammelte Volk gehalten.

Dieſe Ziege ſtirbt in Jena niemals aus. —

Als „Bierdorf" in weiterem Sinne gilt dem Studio überhaupt jedwede außerhalb Jenas gelegene menſchliche Siedelung, mag ſie nun Berlin, Neutomiſchel oder Wladiwoſtock heißen. Doch das Gute liegt ſo nah! Kann es etwas herrlicheres geben, als eine fröhliche Fahrt ſaalabwärts, an Kunitz mit ſeinen berühmten Eierkuchen vorüber gen Dornburg mit den auf hoher, roſenumblühter Felswand thronenden Fürſtenſchlöſſern?

Auch dieſer Stätte hat ein Goethe die Weihe ſeines Geiſtes aufgeprägt. Dem alten Wandergruß:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens
His qui praetereunt det bona cuncta Deus

hat er für dieſen Ort die deutſche Faſſung gegeben:

Fröhlich trete herein und froh entferne dich wieder;
Ziehſt du als Wandrer vorbei, ſegne die Pfade dir Gott!

„Ich weiß nicht", so schreibt er an Zelter, „ob Dornburg dir bekannt ist; es ist ein Städtchen auf der Höhe im Saaltal, vor welchem eine Reihe von Schlössern und Schlößchen, gerade am Absturz des Kalkflötzgebirges, zu den verschiedensten Zeiten erbaut ist; anmutige Gärten ziehen sich an Lusthäusern hin; ich bewohne das alte, neu aufgeputzte Schlößchen am südlichsten Ende. Die Aussicht ist herrlich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen und unter meinem Fenster sehe ich einen wohl gediehenen Weinberg. Von der andern Seite sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt und die Malven und was nicht alles, blühend und bunt, und mir erscheint das alles in erhöhteren Farben wie der Regenbogen auf schwarz-grauem Grunde."

Hier pflegte alljährlich der greise Karl Alexander seinen Geburtstag zu verleben. Da lohten allenthalben von den Bergen zur Rechten und zur Linken durchs weite Saaltal die Johannisfeuer, wie ein leuchtender Gruß des treuen Volkes. —

Welcher Zauber echter Ritter- und Burschenromantik weht um die flußabwärts gelegene Rudelsburg, die jährliche Pfingstfeierstätte des Kösener S. C., mit ihrem Bismarckdenkmal und der Ehrensäule der im Kriege gefallenen Korpsstudenten!

Das wissen die Studenten auch
In Jena und in Halle
Und trinken dort nach altem Brauch
Im Hof und auf dem Walle.
Umringt von moosigem Gestein,
Wie klingen da die Lieder!
Die Saale rauscht so freudig drein,
Die Berge hallen wieder!
Und Berge hier und Berge dort
Zur Rechten wie zur Linken —
Die Rudelsburg, das ist ein Ort
Zum Schwärmen und zum Trinken!

Auch das nahegelegene Freyburg a. d. Unstrut mit seinen ehrwürdigen Jahnerinnerungen, dem historischen, durch die edle Königin Luise geweihten Schloß samt Edelacker und nicht zuletzt der weltbekannten Sektkellerei von Kloß und Förster ist zu einem vielbesuchten Wallfahrtsziel zumal der akademischen Turner geworden. —

Und wer wäre nicht auf froher Burschenfahrt von Jena ostwärts gewandert, auf der alten Bürgelerstraße über Rodigast und Taupadel, denen das sinnige Schnadahüpfel gewidmet ist:

I kenn a Madel,
's is von Taupadel,
Das is so schön fast,
Als wärs aus Rodigast.

nach der romaniſchen Kloſterkirchenruine Thalbürgels und bis hinauf zu der hochgebauten altthüringer Töpferſtadt mit ihrer ſoliden Ratskellerwirtſchaft? Und weiter nach Waldeck mit ſeinem unvergleichlich ſchönen Buchenhochwald und Kloſterlaußnitz, der Perle des Altenburger Holzlandes?

Und wäre einer niemals über das Luftſchiff — O du meſchantes Luftſchiff, das du mit deinem hochgelegenen, wüſten, ſonnigen Bataillonsexerzierplatz ſo manchem „Bierſoldaten" in unauslöſchlich durſtiger Erinnerung ſtehſt! — hinab gen Roda gezogen, und weiter über die „fröhliche Wiederkunft" mit ihren alten Erinnerungen und Hummelshain mit ſeinem prächtigen Jagdſchloß zur Leuchtenburg, um von da auf der hexametriſch-ſtolperigen Burſchenſtraße

Kahla, Schöps, Rotenſtein, Maua, Göſchwitz, Winzerla, Jena

wieder Heimkehr zu halten?

Auch Rudolſtadt, der freundliche thüringiſche Fürſtenſitz, mit ſeinen weitberühmten, nach Citrone ſchmeckenden Bratwürſten, hat ſchon manche frohe Burſchenfahrt mit angeſehen, wenn ſolche auch in einzelnen Fällen ſich lediglich auf eine Bierreiſe durch die ſo verführeriſch rings um den „Anger" gleich beim Bahnhof gelegenen zahlreichen Kneipen beſchränkte, in deren erſte man ſogleich bei der Ankunft hineinging und aus deren letzter man kurz vor Abgang des Zuges wieder herauskam.

Und naht die ſchöne Pfingſtzeit, ſo ſetzt ſich von Jena aus über Blankenburg an der Eingangspforte des Schwarzatales eine einzige lange, wanderfrohe Burſchenfahrt in Bewegung. Von Schwarzburg bis zur Wartburg geht die Reiſe, ſofern der nervus rerum ſich widerſtandsfähig genug erweiſt oder andernfalls ein zahlungsfähiger Menſchenfreund, der am Wege wohnt, das Unternehmen neu finanziert. Als Mitglied einer ſtudentiſchen Verbindung kommt man ja eigentlich nicht in Verlegenheit. Man führt bei ſich in der Taſche eine Liſte der Alten Herren, die als Paſtoren, Amtsrichter oder Doktoren in den Gebirgsneſtern des Thüringer Waldes hauſen und dem jungen Füchslein von Herzen gern ihre Gaſtfreundſchaft erweiſen.

Da holt denn das alte Herrchen, wenn ſolch lieber Beſuch — unbekannt und doch bekannt, unangemeldet und doch hochwillkommen — mit ſinkender Nacht ſeine Einkehr gehalten hat, etzliche Fläſchlein „Koburger Export" oder, wenns ganz fein werden ſoll, ein paar „Zeltinger" aus den unergründlichen Tiefen ſeiner Kellereigewölbe herauf, mit einem kräftigen:

„Stoßt an! Jena ſoll leben!"

klingen die Gläſer aneinander, und dann geht es mit leuchtenden Augen an ein luſtiges Erzählen herüber und hinüber, aus vergangener und gegenwärtiger Zeit. Das alte Herrchen wird wieder jung und wirft, „im Herzen nur ein Studio", alles aufgezwungene Dekorum ſeiner Philiſterſchaft beiſeite.

So gegen Mitternacht klingen, erſt halblaut-ſchüchtern, dann aber immer ungenierter aus dem ſonſt ſo ſtillen Studier- oder Doktorſtüblein ſeltſame Weiſen hinaus auf die ſtille Straße, ſo daß der Nachtwächter lauſchend und kopfſchüttelnd ſtehen bleibt.

„An der Saale hellem Strande
„Stehen Burgen ſtolz und kühn,
„Ihre Dächer ſind zerfallen
„Und der Wind ſtreicht durch die Hallen,
„Wolken ziehen drüber hin."

Dann folgt die wehmütig getragene Fescaſche Weiſe:

„Auf den Bergen die Burgen,
„Im Tale die Saale,
„Die Mädchen im Städtchen,
„Einſt alles wie heut!
„Ihr werten Gefährten,
„Wo ſeid ihr zur Zeit mir,
„Ihr Lieben, geblieben?
„Ach alle zerſtreut!"

Endlich aber wirds fidel, und munter, immer munterer ſchallt der Jubelhymnus:

„Und in Jene lebt ſich bene
„Und in Jene lebt ſich gut,
„Bin ja ſelber dort geweſen,
„Wie da ſteht gedruckt zu leſen,
„Zehn Semeſter wohlgemut —"

durch alle acht Strophen gewiſſenhaft und mit geſteigertem Elan durchgeſungen, ſo daß die würdige Hausehre und „alte Dame", die ſich längſt zur Ruhe begeben, durch ein lautes, dröhnendes Pochen von oben her silentium strictissimum gebietet.

Das alte Herrchen wacht am andern Morgen mit etwas ſchwerem Kopfe auf, geleitet den wanderfrohen Gaſt noch ein Stück Weges bis zum nächſten Dorf, wo zum letztenmal der Becher mit einem herzlichen: „Auf Wiederſehn in Jena!" geſchwungen wird, und zieht ſich dann ſinnend, mit geſenktem Blick wieder in ſein Philiſterland zurück. In dem alten Burſchenherzen aber hallt es noch lange nach:

„Und in Jene lebt ſich bene — — —"

Wer jemals in dem lieben alten Neſte heimiſch geweſen, der bleibt es auch ſein Leben lang. Das iſt der eigenartige Zauber, der einen ehemaligen Jenenſer nicht wieder los läßt, daß Univerſität und Stadt, wiſſenſchaftliches und ſtudentiſches Leben auf eine ſo intim-perſönliche Note geſtimmt und für jeden, der dieſe Luft geatmet, zu einem Stück ureigenſten Lebens geworden ſind.

Alt Jena für immer!
Du mein Jena dein gedenk' ich!
Nimmermehr vergeß' ich dein!
In der Ferne will ich lauſchen,
Traute Saale, deinem Rauſchen,
Will an deinen Ufern ſein!

Aus dem Wieſentale ragen
Deine weinbekränzten Höhn;
Durch des Nebelſchleiers Falten
Schimmern nackte Berggeſtalten
Hauptumglänzet, zauberſchön.

Mächtig zieht's in ſpäten Tagen
Immer wieder mich zurück,
Wo ich trank des Wiſſens Bronnen,
Wo in holder Maienſonnen
Mir geblüht der Jugend Glück!

Geiſt der Freiheit, Geiſt des Strebens,
Meines Jenas höchſter Ruhm,
Rege kühn die Adlerſchwingen,
Laß in alle Lande klingen
Stets dein Evangelium!

(Leo Sachſe.)

Literatur.

Allgemeine deutsche Biographie der Königl. Akademie der Wissenschaften. (Leipzig.)
Ermann und Horn, Bibliographie der deutschen Universitäten.
Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.
Georg Kaufmann, Geschichte der deutschen Universitäten.
Georg Weber, Allgemeine Weltgeschichte.
Otto von Leixner, Geschichte des deutschen Schrifttums.
Herzog und Plitt, Realencyklopädie für prot. Theologie und Kirche.
Nippold. Handbuch der neuesten Kirchengeschichte.
Ernst Böhme, 350 Jahre Jenaischer Theologie (Jena, Raßmann).
Rich. und Rob. Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens.
Vom alten Roux, Burschenschaftl. Blätter. S. S. 1897.
Der Pedell Kahle, Burschenschaftl. Blätter. W. S. 1891/92.
Hedemann, Zur Jubiläumsfeier der Universität Jena. (Jen. Zeitung 1908, Nr. 50)
Vor hundert Jahren (Nordd. Allg. Ztg. 1906, Nr. 241/43).
Briefe über Jena (Frankfurt und Leipzig 1793).
Doering, Jenaischer Universitätsalmanach 1845.
Adolf Stahr, Weimar und Jena.
Schreiber und Färber, Jena, von seinem Ursprung bis zur heutigen Zeit (1850).
Günther, Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena (1558—1858).
Schiller und Jena (Jena 1907, Frommannsche Hofbuchhandlung).
Jenaer Jahrbuch (Jena, Frommannsche Hofbuchhandlung).
Loening, Ueber ältere Rechts- und Kulturzustände an der Universität Jena.
Müller, Jena in den letzten hundert Jahren.
Führer durch Jena und Umgebung (Jena 1901, Fr. Strobel).
Jena als Universität und Stadt (1908. Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs.)
Jena in Wort und Bild (Frommannsche Hofbuchhandlung).

Das Illustrationsmaterial ist von den photographischen Ateliers von Bischof (historische und Stadtbilder), Haal (Bilder aus dem Studentenleben) zu Jena und dem Kunstverlag Mittag zu Friedrichroda (Landschaftsaufnahmen) geliefert. Das Bild Hase's (Seite 65) ist im Raßmann'schen Verlag zu Jena (à 1 Mark) erschienen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils v 2
Quarto 378 43 D48
Die Deutschen hochschulen ; illustrierte
3 1951 002 026 073 S

Minnesota Library Access Center
9ZAR03D16S02TBZ